

Der Bote

aus

Schüringern.



Erstes Stück.

Schneppenthal,

im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt.

1802.



Bot e. Wirth.

Bote. Dießmal Herr Gevatter! wird ihm doch wohl das Herz leichter seyn, als voriges Jahr! wir haben doch nun Frieden.

W. Den haben wir freylich; aber was für einen?

B. Je nun es ist doch ein Friede.

W. Das linke Rheinufer ist weg, die Deutschen Festungen am Rheine sind niedergedrückt. Das ist wahrlich ein sehr schimpflicher Friede für Deutschland.

B. Gar zu viel Ehre ist freylich nicht dabey. Unterdessen müssen wir es annehmen, wie es der liebe Gott schickt. Der macht alles gut.

W. Ich glaube es auch; ich kann es aber nicht begreifen, wie der liebe Gott so etwas hat zu lassen können, daß die Franzosen so ein großes Stück von unserm lieben Vaterlande bekommen haben.

B. Der liebe Gott hat mich freylich nicht in seinen geheimen Rath gucken lassen, unters

Jan. 1802.

Des

Deffen freue ich mich doch, daß er es noch so
schickte, daß die Franzosen nicht unser ganzes
liebes Vaterland weggenommen haben. Lehrgeld
hat das liebe Vaterland frehlich geben
müssen; es hat aber doch dafür auch etwas ge-
lernt.

W. Was denn?

B. Es hat gelernt, daß es nicht wahr sey
was vor einigen Jahren fast in ganz Deutsche-
land geglaubt wurde, daß die Länder alle in
Republiken müßten verwandelt werden, wenn
es gute Zeit in der Welt werden sollte; und
daß die Monarchen die Ursache von allem Kries-
ge und Blutvergießen wären. Frankreich war
ja eine Republik, Gott sey bey uns! wie gieng
es denn dazu? zu fünfzig wurden die Leute
geköpft, erschossen und ersäuft, der innerliche
Krieg riß nicht ab, eine Parthey nach der andern
wurde gestürzt, und nach Westindien ins
Elend geschickt, die Kirchen waren verschlossen,
die Schulen aufgehoben, einem Lande nach dem
andern wurde Krieg angekündigt. Ich glaube,
die Franzosen hätten einander aufgerieben,
wenn ihr Staat beständig eine Republik geblies-
sen wäre. Da erbarmte sich endlich der liebe
Gott über sie und rief Bonaparte aus Egypten,

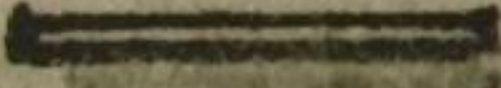
Der der Republik den Kapzaum, anlegte, und sich zum ersten Consul erklärte. Seit dieser Zeit da Frankreich wieder eine Monarchie ist, geht alles anders, das Morden hat aufgehört, die innerlichen Kriege sind gedämpft, die Käußerbanden zerstreut, die Kirchen geöffnet, es werden wieder Schulen angelegt, mit aller Welt ist Friede geschlossen worden; kurz seit dem Frankreich eine Monarchie geworden ist, haben die Franzosen Hoffnung, es so gut zu bekommen, als wir Thüringer es lange gehabt haben.

W. Er sagt mir da, Frankreich wäre eine Monarchie, in allen Zeitungen steht ja aber es wäre eine Republik.

B. Auf den Rahmen, kommt es hierbey nicht an. Nach meiner Meynung ist dasjenige Land eine Monarchie, wo einer regiert. In Frankreich regiert ja aber nur einer, und ist recht gut für Frankreich und Europa, wenn dort lange einer regiert.

W. Das wäre also eins, was wir gelernt hätten. Haben wir denn für das theure Lehrgeld nichts mehr gelernt?

B. Ach noch gar vieles. z. E. daß es eben kein großes Glück ist, unter Französischer Herrschaft



5

schoft zu stehen. Wie gut hatten es sonst unsere deutschen Brüder auf dem linken Rheinufer, besonders in Mainz. Freiheit hatten sie zu handeln und zu reisen wie sie selbst wollten, wenige Abgaben. Da war lauter Betriebsamkeit und Freude. Ich — das Herz im Leibe möchte einen bluten, wenn man die Leute reden hört. Nicht auf die Schiffsbrücke, die über den Rhein geht, dürfen sie spazieren, ohne einen Paß zu haben; wenn sie über die Grenze reisen wollen, so müssen sie sich visitiren oft bis aufs Hemde ausziehen lassen, und wenn man Geld bey ihnen findet, so nimmt man's ihnen weg. Auf alle Waaren, die ins Land kommen, sind schwere Zölle gelegt, und allenthalben Zöllner bestellt, die alles was ankommt durchvisitiren müssen, die alles wegnehmen, was einzuführen verboten ist, und den, der es einführen will noch oben drein um schweres Geld strafen. Die schönste Aussicht, die die Mainzer sonst hatten, war die Aussicht auf den Rhein. Wenn sie sich sonst eine recht vergnügteste Stunde machen wollten: so giengen sie in ein Zimmer aus dem man auf den Rhein sehen konnte, leerten da einige Flaschen Wein mit einander aus, und besprachen sich über die

6
Schiffe die den Rhein auf und abfahren. Ich
dringen die Zollbedienten darauf, daß die Fens-
ter, die nach dem Rheine zugehen, zugemauert
werden sollen.

W. Zugemauert? warum denn das?

B. Vermuthlich deßwegen, daß nicht etwa
verbotene Waaren durch die Fenster sollen ges-
zogen werden.

W. Herr Gebatter! ich danke gehorsamst
für diese Freyheit.

B. Ich auch.

W. Aber ich spreche wie unter vier Augen.
Man sagt doch der Churfürst in Mainz wäre
gar kein guter Regent.

B. Der Churfürst in Mainz? wer das sagt
der muß noch nicht ins Mainzische gekommen
seyn; mein Weg trägt mich oft durch Erfurt
und durch das Erfurtische, das, wie er wohl
wissen wird, diesem Churfürsten gehört. Da
habe ich nun nichts als alles Liebe und Gute
von ihm sagen hören. Da er, im vorigen Kries-
ge, in Erfurt war, da haben ihn die Bürger
beynahe auf den Händen getragen, und wo
man nur hinkommt, da erzählen sie von den
vielen guten Einrichtungen die er gemacht hat,
und von seiner Landesväterlichen Gesinnung.

Da

Da die Franzosen ihm ein großes Stück von seinem Lande weggenommen haben: so haben nothwendig viele von seinen Dienern ihre Aemter verlohren, das Brodt hat er ihnen aber gelassen. Er besoldet sie alle nach wie vor.

B. Das thut der Churfürst von Mainz?

B. Das thut der Churfürst von Mainz.

B. Da weis ich nicht was der Hanswurst haben wollte, der lezhin bey mir logirte, und den Churfürsten so herunter machte, als wenn er der größte Tyrann wäre. Komm du mir nur wieder, ich will dich salben!

B. Ich kann ihm die guten Einrichtungen, die er im Erfurtischen getroffen hat nicht alle erzählen, weil ich ihm nicht viel Zeit mehr habe. Ich will also nur sagen, was für gute Anstalten er in Sömmerda gemacht hat. Ist er da gewesen?

B. Vor zwanzig Jahren fuhr ich einmahl durch, das ist ja ein gewaltiges Dreckloch.

B. Gewesen Herr Gevatter. Ich sollte es einmal hinkommen, da würde ihm das Herz im Leibe lachen, die ganze Stadt ist gepflastert.

B. Das lasse ich gelten!

B. Vor etlichen Wochen gieng ich durch,

und ließ mir eine Kanne Bier auf dem Rathskeller einschenken. Ich hatte meine innige Freude an allen, was ich sahe. Sonst guckte fast aus allem Fenster der bittere Hunger heraus, so sahe man nichts als Wohlhabenheit. Ihr Sommerdane seyde wohl recht mit euerm Lande vater zufrieden, sagte ich zu einem Bürger, der neben mir saß.

Das wollte ich meynen antwortete er entschlossen, und erzählete mir darauf eine Menge Sachen zum Lobe des Churfürsten, worüber ich erstaunen mußte.

Was mir eben befällt, will ich ihm doch sagen. Sonst wurden die Sommerdane alle Jahre zwey bis drey mal aufgeboten, daß sie die Hasen zusammen treiben mußten.

W. Da bekam doch wohl jeder einen Hasen?

B. Gehorsamer Diener! Prügel setzte es ab, wenn einer eine Viertelstunde zu spät kam. Dieß Hasentreiben ist 1785 abgeschafft worden.

(Die Fortsetzung folgt).

Da mehrere Leser des Botens aus Thüringen den Wunsch geäußert haben, daß sie dieß Blatt lieber wöchentlich als monatlich zugeschickt haben wollen: so soll ihr Wunsch erfüllet, und dasselbe wieder wöchentlich ausgegeben werden.

Der Bote

aus

Schüringen.

Zweites Stück.

(Fortsetzung.)

Bote. Wirth.

Bote. Sonst mußten alle Bürgersöhne sechs Jahre nach Erfurt auf den Petersberg und mußten da Soldatendienste thun, oder sich mit schwerem Gelde loskaufen. Da giengen denn einige auffer Land und kamen nicht wieder, andere thaten ihre Dienste, die ihnen statt der Wanderjahre angerechnet wurden. Wenn sie nun wiederkamen hatten sie ihr Handwerk verlernt und waren Pfuscher. 1787 ist dieß abgeschafft worden.

Es ist eine Brandcasse eingerichtet worden wodurch die Bürger in den Stand gesetzt werden, sogleich die Häuser wieder aufzubauen, die sie durch Feuer verlohren haben. 1788 brannten verschiedene Häuser ab, das folgens

Januar 1802

B

den

de Jahr waren sie fast alle wieder aufgebauet.

Zur Ermunterung des Fleißes und Erfüllung der Pflichten werden Belohnungen gezahlt. Wer ein Schock Obstbäume pflanzt bekommt 3 Thaler, für ein Schock angepflanzte Pflaumen oder Kirschbäume erhält man 1 Mthl. 12 gr. Für ein Schock angepflanzte Erlen, Birken oder Weiden 12 gr.

Wer einen Ertrunkenen, Erstickten, Erhängten rettet, erhält 3 Ducaten.

Da es sonst viele Stätten gab, wo ehemals Häuser stunden, die durch Feuersbrünste zerstört, und nicht wieder aufgebauet wurden; so bekommt nun jeder, der eine solche Stätte wieder bebauet 100 Thaler auf zwanzig Jahre, ohne Interessen vorgeschossen. Dadurch ist es so weit gekommen, daß 1730 fast keine Stätte mehr zu bebauen ist.

B. Dazu wird der Herr von Dalberg auch wohl das Seinige beitragen. Er soll ein gewaltig guter Herr seyn.

B. Das ist er auch, und er hat gewiß an alle dem Guten, das unter dem jetzigen Churfürsten im Erfurtischen eingeführt wurde, vielen Antheil.

B.

W. Weis er denn, was mich dabey am mehesten freuet?

B. Was denn?

W. Daß alles dieß Gute vor der Französischen Revolution zu Stande gekommen ist.

B. Warum macht ihm denn eben dieß so viele Freude?

W. Ich will es ihm sagen. Wenn man etwas Gutes von unsern Fürsten erzählt: so sprechen die Franzosenfreunde immer: Das habt ihr alles den Franzosen zu danken. Seitdem die Franzosen ihre Rechte behauptet haben, ziehen die Fürsten gelindere Salten auf. Nun kann ich ihnen doch ein Exempel sagen, daß es auch einen Fürsten giebt, der vor der Französischen Revolution gut regiert hat.

B. Einen? ich wollte ihm mehrere nennen. Um aber doch wenigstens noch Einen anzuführen: so denke er doch nur an den Herzog von Gotha! Hat er jemals über ihn klagen gehört?

W. In meinem Leben nicht. Im Gegentheil wenn Gothaische Bauern bey mir einkehrten, und bisweilen bey einer Kanne Bier von Staatsfachen sprachen: so rühmten sie immer ihren Landesherrn.

B. Sie haben es auch Ursache; Ihre Abgaben sind mäßig, von Bedrückung hört man

nie etwas, jeder hat die Freyhelt zu handeln und ein Geschäfte zu treiben wie er nur will, so lange er damit keinem Dritten schadet. Kirchen und Schulen werden erhalten, und es ist überhaupt im ganzen Lande ein solcher Wohlstand, daß man seine Freude daran sieht.

B. Darinne hat er nun recht. Ich denke noch immer dran, wie die selige Erbprinzessin eingeholt wurde. Was da die Gothaischen Bauern für einen stattlichen Aufzug hielten! Jeder ritt sein Pferd, dessen sich kein Edelmann schämen durfte, jeder war stattlich gekleidet, sie machten eine Parade, meiner Treue, wie wenn ein Regiment Dragoner aufzöge. Es wurden damals eine Menge Ehrenbezeugungen angestellt; ich sagte: die größte Ehre haben ihrer Landesherrschaft die Gothaischen Bauern angethan. Sie ehrten sie nicht mit Worten, sie ehrten sie mit der That. Es war eben so viel, als wenn sie sagten: schauet her ihr Leute! was für eine Regierung wir haben! so wohl geht es uns! solche Pferde können wir reuten! so können wir uns kleiden! so ein Wohlstand ist unter des Herzogs Ernst Regierung im Gothaischen!

B. Ich muß ihm sagen, daß ich eben so dachte. Ich möchte doch wissen, ob in einer
 Fran

Französischen Provinz, die so groß wäre, als das Herzogthum Gotha, eben so viele wohlhabende Bauern zusammen gebracht werden könnten die solche Pferde ritten, und sich so fleisdeten, wie die Gothaischen.

W. Ich kann es nicht glauben. Nun weiß er was Herr Gevatter! ich habe gestern ein Fäßchen gutes Merseburger Bier erhalten, davon wollen wir eine Flasche mit einander ansleeren;

B. Merseburger? das weise ich nicht zurück.

W. Hier! sehe er es ist ächt, es schäumt vortrefflich. Meine Sache ist es nicht, daß ich es wässere, lieber lasse ich mir etwas mehr dafür bezahlen.

B. Da thut er auch wohl dran. Was Deutsch ist, sollte eigentlich immer ächt seyn.

W. So stoße er denn an! Es lebe die Deutsche Freyheit!

B. Sie soll leben! Nun stoße er auch an! Es leben alle Deutschen Landesväter?

W. Hoch! Nun will ich auch noch eine Gesundheit ausbringen. Gott gebe, daß es die Herren Franzosen immer so gut haben mögen wie wir Thüringer!

B. Das gebe der liebe Gott!

Wirth. Ich habe eine Frage an ihn zu thun, Herr Gevatter!

B. Und die heist?

B. Sonst erzählt er mir von allen Merkwürdigkeiten, die sich auf der Erde zutragen. Wie kommt es denn, daß er mir noch nichts von den Kuhpocken gesagt hat? Die Kinder auf der Gasse sprechen davon, und viele meiner Gäste haben mich gefragt; was hält denn der Bote aus Thüringen von den Kuhpocken?

B.. Es ist mir lieb, daß die Leute von mir eine so gute Meinung haben; aber ebendeshwegen rede ich nicht gerne von Sachen, von welchen ich selbst keine rechte Kenntniß habe. Hätte ich die Kuhpocken loben und die Leute ermahnen wollen, sie ihren Kindern einimpfen zu lassen, und es wäre nicht gerathen, so müßte ich mir ein Gewissen daraus machen. Hätte ich aber die Einimpfung der Kuhpocken tadeln wollen, und sie wäre doch etwas Gutes,

wäre es wieder etwas Unrechtes gewesen, wenn ich eine gute Sache verhindert hätte.

W. Nun so lobe er die Kuhpocken nicht, und tadle sie auch nicht; sage er mir nur, was es damit für ein Bewandniß habe.

B. Das kann ich wohl. Die Kuhpocken stammen eigentlich aus England her. Dort ist es gewöhnlich, daß die Kühe an den Eitern Blattern bekommen. Die Leute die sie melken, wenn sie sich im Finger geschnitten haben, bekommen sie auch. Da bemerkte man nun, daß die Leute, die die Kuhpocken gehabt hatten, die Kinderblattern nicht bekamen.

Ein gewisser Doctor Jenner kam daher auf den Einfall, die Kuhpocken einzupfropfen, und damit die Menschen gegen die natürlichen Blattern zu schützen, und siehe! es gelang ihm. Kaum wurde es bekannt, so rissen sich die Aerzte beynahe um die Kuhpocken Materie. Sie wurde nach Holland, Dännemark, Deutschland, Portugall, Frankreich, Italien, Böhmen, Spanien, Ungarn, die Türken, sogar nach Amerika verschrieben, und verschiedene Aerzte gehen nun darauf aus, die Kuhpocken allgemein zu verbreiten. Besonders empfiehlt sie Herr Hofrath Faust sehr nachdrücklich, und neulich hat

Hat die Landesregierung in Schlessien sämtliche Unterthanen ermahnet, ihren Kindern die Kuhpocken einimpfen zu lassen.

S. Wozu denn aber?

B. Dazu daß die natürlichen Blattern ausgerottet, und die Menschen von dieser schrecklichen Plage befreyet werden sollen.

W. Meinen einfältigen Gedanken nach sehe ich nicht was wir dabey gewinnen. Statt der natürlichen Blattern werden unsere Kinder nun die Kuhpocken bekommen. Ist denn das nicht einerley?

B. Es ist nicht ganz einerley.

(Die Fortsetzung folgt)

Der Bote

aus

S h ü r i n g e n .

Drittes Stück.

1 8 0 2 .

Bote Wirth. :

Wirth. Was für Vorzüge haben denn nun eigentlich die Kuhpocken vor den natürlichen Blattern?

Bote. Erstlich stecken die Kuhpocken nicht an. Jeder Hausvater kann sie seinen Kindern einimpfen lassen, ohne daß der Nachbar besorgen darf, daß seine Kinder sie auch bekommen werden. Zweitens sind sie nicht so gefährlich als die natürlichen Blattern. Außer einem kleinen Fieberschauer verursachen sie gar keine Unpäßlichkeit, und man will bemerkt haben, daß von 15000 Personen, denen die Kuhpocken eingepfist wurden, nur eine einzige gestorben ist. Diese würde vielleicht auch gestorben seyn, wenn ihr die Kuhpocken nicht wären eingepfist worden. Es ist also im Grunde bey den Kuhpocken gar keine Todesgefahr.

W. Wenn er nun aber das weiß, warum

Jan. 1802

E

hat

Hat er denn nicht eher von den Kuhpocken gesprochen und sie allen Lesern seines Blatts empfohlen?

B. Dazu hatte ich meine besondern Gründe

B. Die möchte ich doch wissen.

B. Die kann ich ihm leicht sagen. Man hat nämlich doch Exempel, daß Kinder, denen die Kuhpocken eingeimpft wurden, in der Folge auch die natürlichen Blattern bekamen.

B. Da hole der Guckguck seine Kuhpocken?

B. Nun deswegen soll sie der Guckguck noch nicht holen.

Die Sache verhält sich so: wenn jemand die Kuhpocken einimpfen will, so muß er es recht verstehen. Die Kuhpockenmaterie, die eingeimpft werden soll, muß noch gut seyn. Wird sie z. E. genommen, wenn die Kuhpocke schon eitert: so taugt sie nichts. Die Materie muß so helle seyn, wie Brunnenwasser. Ferner darf sie nicht zu alt seyn, sonst hat sie ihre Kraft verlohren. Auch darf sie nicht gefrieren, sonst taugt sie wieder nichts. Wenn nun Kindern untaugliche Materie eingeimpft wird: so kann es wohl seyn, daß sie eine Entzündung an der Impfwunde bekommen, aber die wahren Kuhpocken haben sie nicht. Kommen
sie

Re hernach zu Kindern, die die natürlichen Blattern haben: so werden sie angesteckt. Da heißt es denn: die Kuhpocken schützen nicht gegen die natürlichen Blattern.

W. Auf die Art ist es doch wohl sicherer wenn man den Kindern die natürlichen Blattern einimpfen läßt. Da ist man doch hernach sicher, daß sie sie gehabt haben und sie nicht wieder bekommen. Denn wie will denn unser eins wissen, ob die Kuhpockenmaterie gut ist oder nicht?

S. Wenn wir es nicht verstehen, so verstehen es doch andere Leute, dieß sind die Aerzte. Soll ich ihm nun meine Meinung über die Kuhpocken sagen?

W. Die möchte ich freylich gern wissen.

S. Nachdem ich hier und da hingehört und manchen Arzt darüber zu Rathe gezogen habe: so glaube ich nun gewiß, daß die Kuhpocken eine große Wohlthat für die Menschen sind, und daß jeder Hausvater verbunden ist, sie seinen Kindern einimpfen zu lassen. Ja ich glaube gewiß, daß, wenn sie allgemein werden, die bösen Blattern, die so viele Hunderttausend Kindern jährlich das Leben kosteten, und so viele hunderttausend Kinder um ihre

gute Bildung, oder gar um ihre Augen brachten, werden ausgerottet werden. Wie glücklich wären dann die Kinder, und wie glücklich alle Eltern, die ihre Kinder lieb haben!

Denn daß die Personen, die die wahren Kuhpocken gehabt haben, gegen die natürlichen Blattern sicher sind, das ist wohl gewiß. Man hat damit nun genug Versuche angestellt. Man hat die Kinder, die die Kuhpocken gehabt hatten, zu Blatterkranken ins Bette gelegt, und sie bey ihnen schlafen lassen, man hat ihnen die natürlichen Blattern eingimpft, kein einziges hat sie bekommen. Damit man aber sicher gehe: so muß man sich nicht an jeden Pfuscher sondern an einen geschickten Arzt wenden; deren giebt es ja Gott Lob! allenthalben. In Gotha z. E. impft der Herr Doctor Stieles und in Waltershausen der Herr Doctor Braun die Kuhpocken mit gutem Erfolge ein.

W. Höre er aber einmal Herr Gevatter! Wenn er ein so großes Vertrauen auf die Kuhpocken setzt, hat er sie denn seinen Kindern auch einimpfen lassen?

B. Meinen Kindern nicht, denn die haben alle die natürlichen oder eingimpften Menschens Blattern gehabt; aber meinen Enkeln.

W.

W. Nu? wie ist es denn damit gegangen?

B. Nach Herzens Wunsch. Die Kinder sind dabei herumgelaufen, wie die Wiesel, keines ist bettlägrig gewesen, ihre Butterfladen haben ihnen geschmeckt wie sonst.

W. Das soll er mir nicht umsonst gesagt haben, künftige Woche lasse ich meinen Tochterkindern auch die Kuhpocken einimpfen.

B. Das macht er gut!

W. Ich danke ihm auch Herr Gebatter, für das artige Landhärtchen von Asien, das er mir vor Weihnachten mitbrachte. Nun möchte ich gerne, daß er mir etwas davon erzählte.

B. So viel ich weiß, will ich gerne thun, hole er es her *)!

Erst wollen wir uns um die Gränzen dieses Landes bekümmern. Hier linker Hand stößt es an Afrika, und, zwar an Aegypten, dann an das Mittelländische Meer. Schifft man auf diesen Meere an Asien hin: so kommt man durch ein schmales Meer, das heißt Mare de Marmoca, aus diesem kommt man in das
schwarz

*) Anmerkung. Diejenigen Leser, die den vorigen Jahrgang nicht mitlasen, können das Härtchen da, woher sie den Boten bekommen, für einen Groschen erhalten.

schwarze Meer Dann stößt Asien an Europas
 und zwar an Russland. Reist man hier an
 der Gränze fort: so kommt man ins Eismeer.
 Vom Eismeere kann man wieder segeln durch
 einen schmalen Strich Wasser, der Asien von
 Amerika trennt! Dann kommt man in das gros-
 se Weltmeer, von da unten, gegen Süden in
 Das Indische Meer; und endlich wieder bey
 Afrika in das rothe Meer.

Am rothen Meere liegt ein großes Land
 welches auf der Charte grünlich blau gemahlt
 ist, und Arabien heißt. Es ist 55000 Quadrat-
 Meilen groß, und also beynabe 5 mal so
 groß als Deutschland. Dieß Land wird der
 Herr Gebatter aus der Bibel kennen. Die
 Edomiter und Midianiter, Abrahams Nachkoms-
 men, hatten hier ihr Wesen. In diesem Lande
 ist die Wüste, durch welche Moses die Israelli-
 ten führte. Da liegt auch der Berg Sinai, von
 welchem Moses die Gesetze für die Israeliten
 brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bücherverloosung.

Die in beyden verfloffenen Jahren 1799. und 1800. unternommenen Bücherverloosungen sind nach allgemeiner Versicherung den Freunden der Litteratur so erwünscht gewesen, daß man dem Antrage, dieses Geschäft noch einmal zu unternehmen, nicht hat ausweichen können.

Es wird diese 3te Bücherverloosung mit der 7ten Ziehung der gothaischen 22sten Geldlotterie, den 5. April d. J. ihren Anfang nehmen, und durch alle 7 Klassen fortgeführt werden.

Die nähere Anzeige davon kann man in einem besondern darüber entworfenen Plane lesen, und wir bemerken nur hier vorläufig, daß auf solche Art ebenfalls wieder ohne großen Aufwand (indem die ganze successive Einlage nicht mehr als auf 2 Rthl. 8 gr. oder 4 fl. 12 Kr. sich beläuft, auch in den erstern 5 Klassen eine beträchtliche Anzahl Freylose zur jedesmaligen folgenden Klasse ausgegeben wird) eine Menge guter zum Theil kostbarer Werke, in das Publikum kommen. Außerdem glauben wir noch anführen zu müssen, daß jetzt der Betrag der sämtlichen zu Gewinnsten bestimmten und nach den Ladenpreisen angelegten Bücher, die eingelegten Seider mit 11125 Rthl. 16 gr. oder mit 20026 fl. 12 Kr. rhen. übersteige: daß ferner diese Bücherverloosung, so wie die vortigen, ganz ohne Mieten sey, und 113 Thaler an sich selbst zu wäh-

wählenden Büchern können gewonnen werden. Ohne der vielen kleinern Gewinnste von 8, 6, 5, 4 und 3 Thalern zu erwähnen, wollen wir nur folgende anführen:

	1 Gewinn zu	300 Rthl.	oder	540 fl.	fr.	
1	—	200	—	—	360	—
1	—	150	—	—	270	—
4	—	100	—	—	180	—
1	—	80	—	—	144	—
1	—	70	—	—	126	—
2	—	60	—	—	108	—
10	—	50	—	—	90	—
5	—	40	—	—	72	—
15	—	30	—	—	54	—
19	—	25	—	—	45	—
19	—	20	—	—	36	—
3	—	18	—	—	32	24
98	—	15	—	—	27	—
35	—	12	—	—	21	36
95	—	10	—	—	18	—

Diesemigen, die eine Kollekte übernehmen wollen, werden ersucht, sich an das Bücherverloosungs-Comptoir in Gotha, oder an die Ettingersche Buchhandlung daselbst zu wenden. Gotha, den 4. Januar. 1802.

Bücherverloosungs-Comptoir.

Zu Jena und Leipzig in Commission bey Ch. E. Gabler ist zu haben: Grundriß einer ausserlesenen gemeinnützlichen Literatur für physisch medizinische Aufklärung u. s. w. von D. W. J. A. Vogel für 2 Reichsthaler Sächsisch.

Der Bote

A U S

Schüringgen.

Viertes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Bote. Arabien wird in 3 Theile abgetheilt, in das wüste, das steinigste und glückliche Arabien.

Der erste besteht fast aus lanter Sand, hat wenige Weideplätze, und sehr wenig Trinkwasser. Die Einwohner leben in Zeltten von der Viehweide, noch auf eben dem Fuß, wie die Patriarchen. Manche legen sich auch auf den Straßenraub. Deswegen kann man hier nicht anders, als in großen Gesellschaften reisen, die man Caravanan nennt. Man bedient sich dabey der Kamele: weil diese Thiere am längsten den Durst aushalten können. Und doch hat man Exempel, daß ganze Caravanan von den Arabern sind ausgeplündert worden.

Der zweyte Theil ist sehr steinig und wassersarm. Die merkwürdigsten Pflanzen, die hier wachsen sind die Balsamstaude, und die Pflanz

ze, von welcher das Arabische Gummi herkömmt.
 Es wird ebenfalls von Arabern bewohnet.
 So armfelig dieß Land nun ausfieht, so ist es
 doch eins der merkwürdigsten auf der ganzen
 Erde. Es ist gleichsam die Stammutter der
 Religion; denn hier liegt der Berg Sinal, von
 welchem die Jüdische Religion, wie ich schon ges
 sagt habe, ausgleng, auf welche in der Folge
 die Christliche gegründet wurde, und hier liegt
 auch Mecca, wo Muhammed geboren wurde, der
 seine Religion, die sich durch einen großen
 Theil von Europa, Asien und Afrika, verbreitet
 hat, aus der Jüdischen und Christlichen zusam
 mensetzte. Die Religionen also, die in ganz
 Europa, dem größern Theile von Afrika und
 Asien, gelehret werden, stammen aus diesem
 Zwischelchen her.

Nach Mecca wallfahrten die Muhammedaner
 fleißig. Hier ist ein altes Arabisches Gebäu
 de, die Kaaba, von welchem Muhammed erzäh
 let, es wäre von Abraham und Ismael erbau
 et worden. In diesem Gebäude ist ein schwar
 zer, mit Silber eingefasster Stein eingemaus
 ert, von welchem die Araber sagen er wäre dem
 Abraham, durch den Engel Gabriel, übergeben

worden. Die Pilgrime küſſen diesen Stein mit großer Ehrfurcht.

Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, von welchem man sagt, er wäre die Quelle, welche der Engel der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte.

In diesem Lande liegt auch Medina. Hierher mußte Muhammed im Jahre 622 fliehen. Die Flucht heißt auf Arabisch Hegira; Von dieser Hegira an, oder vom 16 Jul. des 622ten Jahres nach Christi Geburt, geht die Zeltsrechnung der Muhammedaner an. So wie wir sagen in dem, oder dem Jahre nach Christi Geburt, sagen die Muhammedaner in dem oder dem Jahre der Hegira.

In Medina ist auch das Begräbniß Muhammeds, dessen Leichnam in einem Sarge von weißem Marmor aufbewahret wird.

Der dritte Theil von Arabien oder glückliche Arabien, welches auch Yemen heißt, ist zwar an den Küsten sandig, in der Mitte aber sehr fruchtbar. Hier ist das Vaterland des Kaffee, denn aller Kaffee, den wir aus Westindien erhalten, ist aus Arabien dahin verpflanzt worden. Auch kömmt noch iho der beste Levantische Kaffee daher. Ferner holt man

man von hier Aloe, Weibrauch und Myrrhen. Das Land ist in kleine Staaten getheilt, das von jedes seinen eignen Scheich oder Fürsten hat. Ueber dem grünlich gemahlten Lande liegt ein anderes, das roth gemahlt ist. Dies ist die Asiatische Türkei. Diese enthält die Länder: Syrien, klein Asien, Mesopotanien oder al Dschesira, Kurdistan oder Assyrien, Imat Arabi oder Babylonien und Chaldäa, und einen Theil von Georgien.

Ueber Arabien am Mittelländischen Meere hin liegt Syrien. Der untere Theil davon heist Palästina und ist das alte Land Kanaan, wovon er vieles in der Bibel wird gelesen haben. An der Küste des Mittelländischen Meeres hin läuft ein Gebirge. Der höchste Berg davon ist der Berg Libanon.

Von den Städten, die in der Bibel vorkommen, sind noch vorhanden Gaza an der Grenze von Aegypten, an der See, welches einen Hafen hat. Jaffa, das ehemalige Joppe, das in der Apostelgeschichte vorkommt. Ferner Jerusalem, sonst so groß und berühmt, ist eine sehr schlecht gebauete Stadt. Ihre beste Nahrung hat sie vom heiligen Grabe, wo unser Heyland gelegen hat, und wohin jährlich
vles

se tausend Christen, vorzüglich aus der katholischen Kirche wallfahrten. Auch ist Nazareth, wo die Mutter Jesu wohnte, vor ein paar Jahren durch einen großen Sieg, den die Franzosen über die Türken erfochten, wieder bekannt geworden. Im nördlichen Theile von Syrien liegt Damask, das alte Damaskus, das auch in der Bibel vorkommt. Sie hat iho gegen 100000 Einwohner und ist wegen ihrer schönen Klingensabrik bekannt. Ferner Haleb oder Aleppo, das gegen 300000 Einwohner hat. In Syrien werden viel Wein, Baumöl, Baumwolle, Getraide und Galläpfel erzeugt.

W. Was sind denn das für ein Paar Flüsse, die hier im rothen hinter Arabien herunter laufen?

B. Der zur Linken, nach Syrien zu heißt der Phrat oder Euphrat, der andere ist der Tigris. Unten am Euphrat und Tigris ist das alte Babylonien oder Chaldäa, welches iho Irak Arabi heißt. Die mächtige Stadt Babylon ist iho ein Steinhaufen, und wird von Rachteulen und Unken bewohnt, so wie es die Propheten vorhergesagt haben. Die wichtigsten Städte sind iho, Bagdad und Bassa,

re die einen starken Handel treiben. Weiter
hinauf, zwischen diesen beyden Flüssen liegt
das alte Mesopotanien. Die wichtigste Stadt
darin ist Mosul.

An Mesopotanien zur rechten gränzt Kura
distan, dieß ist das alte Assyrien. Hier liegt das
Gebirge Ararat, auf welchem sich der Kasten
Noah niederließ.

Zwischendem Euphrat und Tigris soll auch das
Paradis gestanden haben. Diese Gegend ist uns
also sehr wichtig: weil wir alle daraus herkommen.

Der obere Theil von der Asiatischen Türa
kei, der in das Meer hinein geht heißt Kato
lien oder klein Asien. Hier waren ehemals vers
chiedene christliche Gemeinen, an welche der
Apostel Paulus seine Briefe schrieb. z. E. die
Gemeine zu Ephesus, wo die heydnische Göttin
Diana einen prächtigen Tempel hatte, die Gemein
e zu Kolossen, und die Gemeine in Galatien.

Das ganze Land war sonst sehr blühend,
und wohnten da viele Gelehrte und berühmte
Leute; igo ist dort alles verwildert und barba
risch. Die beste Stadt ist Smyrna. Sie hat
einen Hafen und 120000 Einwohner. Fast
alle Europäische Höfe haben hier ihre Consuls.
Es giebt hier viel Getraide, Wein, Baumöl,
Baum

Saunwolle, Seide, Tobak, Kameelhaare, oder Haare von Angorischen Ziegen, Galläpfel und Maun.

W. Wie heißt denn das Inselchen, das hier unter Kleinasien liegt?

B. Das ist die Insel Cypern. Sie ist sehr fruchtbar und trägt vorzüglich einen ganz vortreflichen Wein. Die Einwohner sind mehrertheils Griechen. Sie könnten hier wie im Paradiese leben, weil die Luft sehr milde ist und das Land alles im Ueberflusse hervorbringt; aber die harte Regierung, unter der sie stehen verderbt alles. Die Insel ist dem Großvezler, als ein Theil seiner Besoldung angewiesen, dieser hat die Einkünfte verpachtet. Da kann man leicht denken, wie da die Untertanen werden gedrückt und gepreßt werden.

W. Da lobe ich es mir vor dem Thüringer Walde. Freulich pfeift einen da der Wind etwas stärker unter die Nase, als in Cypern; Cypernweth kommt auch nicht an uns, man ist froh, wenn man täglich seine Kanne Bier hat; dafür haben wir aber auch eine gute Regierung, die Niemanden drückt, die jeden bey seinem Eigenthume schützt, und alles gute befördert. Eine Kanne Bier in Ruhe ist mir

ber als eine Flasche Cyperwein bey Gram und Sorgen.

B. Ich bin auch seiner Meynung Herr Gebatter. Daß wir nicht zu tief ins Gespräch kommen: so wollen wir denn auf unsere Landcharte sehen. Hinter der Türken liegt ein schmaler Streif Land, der grau gemahlt ist. Dieß ist Georgien, oder wie es die Russen nennen, Grusinien. Es wird theils von Muhammedanern theils von Griechischen Christen bewohnt. Bisher hatte es seine eigenen Fürsten, die in Tiflis der Hauptstadt wohnten; aber der Russische Kaiser Paul nahm dieß Land, kurz vor seinem Ende, in Besitz. Unter Georgien befindet sich ein Meer, oder ein Landsee. Es heißt das Caspische Meer. In der Natur ist es etwas größer als hier auf der Chartre: denn von Norden nach Süden ist es 150 Deutsche Meilen, folglich so lang als ganz Deutschland; breit ist es 5070 Deutsche Meilen. Mit diesem Meere hat es eine sonderbare Bewandnis. Es fließen eine unsägliche Menge Flüsse hinein, worunter sich recht große befinden, E. die Wolga. Es hat keinen Abfluß und gleichwohl läuft es nicht über.

B. Wie geht denn dies zu?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

^{a u s} Z h ü r i n g e n.

Fünftes Stück.

I S O 2.

Bote. Wirth.

Bote. Als ich das letztemal bey ihm war Herr Gevatter, wollte er wissen wie es zugehe, daß das Caspische Meer nicht überliefe, ob sich gleich viele Flüsse darein ergössen? von rechten Dingen geht es wohl zu. Wahrscheinlich dünstet das Meer wieder so viel aus, als es Zufluß hat; möglich ist es aber auch, daß es unter der Erde Abflüsse hat.

Nun wollen wir unsere Betrachtungen über den großen Strich Landes anstellen, der den nördlichen Theil von Asien ausmacht, und auf der Landcharte grünlich gemahlt ist. Dieß ist das Asiatische Rußland. Ein ungeheurer großes Land, das 260000 Quadratmetien groß ist, in das man also Deutschland beynah 22 mal setzen könnte. Gleichwohl wird es durch einen einzigen Kopf, der ein Deutscher ist, regiert. Es hat nicht mehr als 4 — 5 Millionen Eins

Februar 1802

E

woh-

wohner, und auf Deutschland rechnet man gegen 28 Millionen.

W. Wie geht denn das zu?

B. Der Grund liegt zum Theil im Lande selbst, zum Theil in den Bewohnern, zum Theil in der Regierung.

Das Land ist zum Theil wirklich fast unbesohnbar, wie z. E. oben am Eismeere. Hier ist fast das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis, die, wie bekannt, keine Lebensmittel liefern. Die Einwohner haben mehrentheils nichts gelernt als Jagd, Fischen und Viehzucht. Ackerbau treibt fast niemand. Wo aber kein Ackerbau ist, da reißt gar leicht Mangel an Lebensmitteln ein. Und da die meisten Einwohner so schrecklich dumm und unwissend sind: so kann man leicht denken, daß sie von Kinderzucht und Gesundheitspflege nichts verstehen, und daß also die Sterblichkeit bey ihnen weit größer, als bey uns seyn muß. Die Regierung ist zu weit entfernt, sie hat ihren Sitz in Europa zu Petersburg, es ist ihr also nicht möglich, das Land zu übersehen und für das Wohl der Unterthanen zu sorgen. Sie muß es durch Statthalter regieren lassen, die mehrentheils nur dafür sorgen, daß

Das ihr Beutel gefüllt wird, aber um das Wohl der Unterthanen unbekümmert sind.

W. Was für Leute wohnen denn aber eigentlich hier?

B. Wenn dem Herrn Gevatter etwas davon gelegen ist, ihre Namen zu wissen, so will ich sie ihm nennen. Ich habe sie hier auf ein Papierchen geschrieben. Russen, Kosaken, Permier, Nordwinnen, Escheremissen, Wotsjaken, Ostjaken, Bogulen, Rogajer, Truchmenen, Eschuwaschen, Jakuten, Kirgisen, Karakalpakken, Kalmücken, Burjäten, Samojeden, Korjäten, Eschukttschen, und Kamtschadalen.

W. Bleibe er mir drey Schritte vom Leibe mit den Kerlen. Der Guckguck mag die Namen merken

B. Diese Leute haben nun ganz verschiedene Sprachen. Der Religion nach sind sie theils Heyden, theils Muhammedaner, theils Christen. Es wird aber niemand in seiner Religion gekränkt.

W. Das gefällt mir.

B. Mir auch. Die Kayserin Katharina hat sogar die Muhammedanische Bibel, oder den Koran, für ihre Muhammedanische Unterthanen drucken lassen.

Gleich über dem Caspischen Meere liegt das Land Astrachan, an der Wolga, das verschledene fruchtbare Striche hat, aber größtentheils unfruchtbar ist. Regnen thut es hier fast nicht; Das Land wird durch die Ueberschwemmungen der Wolga gewässert. Die Fischer stehen sich hier gut. Die Wolga ist erstaunlich fischreich. Vorzüglich fangen sie hier viele Haussen und Störe. Von den Haussen benutzen sie vorzüglich die Blase, die einen sehr feinen Wein giebt, und von dem Störe die Eyer. Diese nennen sie Cavtar, und verschicken sie durch ganz Europa, wo sie auf den Tischen der Reichen, als Leckerbissen gegessen werden. Die Hauptstadt des Landes heißt Astrachan. Sie hat 70000 Einwohner. Wer fremde Sprachen lernen will, der gehe hierher! Hier ist es wie bey dem Thurme zu Babel, es werden eine Menge Sprachen gesprochen, indem fast aus allen Europäischen und Asiatischen Ländern sich Leute hier befinden. Es sind hler Seiden und Baumwollenfabriken. Auch wird hier viel Saffian gemacht. In diesem Lande sind viele Deutsche Anpflanzungen. Die vorzüglichste ist Sarepta, die den Herrenhutern, oder der Brüdergemeine gehört.

Ueber Astrachan an der Wolga hinauf liegt Kasan. Es ist weit fruchtbarer, als Astrachan. Die Hauptstadt heißt auch Kasan, sie hat gute Seifen und Lederfabriken, und treibt starken Handel. Es ist hier auch ein ansehnliches Gymnasium. Der Director davon heißt Erich, und ist aus dem Erfurtischen gebürtig.

Weiter Rechts liegt das Land Orenburg es hat viele Kupfer und Eisengruben, liefert Pelzwerk, Honig und Wachs, die Kirgisen, Baschkiren und Tschuwaschen leben hier herum unter Zelten. Wenn ihr Vieh einen Platz abgeweidet hat: so brechen sie die Zelte ab und ziehen weiter. Die vorzüglichsten Städte sind Orenburg und Kathrinenburg. In Kathrinenburg ist ein Bergamt, welches die Aufsicht über alle Bergwerke dieser Gegend führt, das ganze übrige Land, bis zur See, heißt Sibirien.

W. Uhu! huhu!

B. Was fehlt ihm denn?

W. Mir läuft es immer eiskalt über die Haut wenn ich dieß Land nennen höre. Ist es nicht das Land, wohin die Leute geschafft werden, die am Russischen Hofe in Ungnade fallen?

E 3

B.

B. Das ist es. Da müssen sie Zobel fangen und damit ihren Unterhalt verdienen. Mancher rechtschaffene Mann hat hier traurige Tage verlebt. Noch kurz vor seinem Tode ließ der Kaiser Paul den Herrn von Kozobue, aus Weimar, weil er bey ihm war angeschwärtzt worden, nach Siberien bringen. Zum Glück entdeckte er bald seine Unschuld, ließ ihn zurück holen, und suchte das Unrecht, das er ihm zugefügt hatte, wieder gut zu machen.

Die Gegenden oben am Eismeer, sind völlig unangebauet. Es ist da nichts als Schnee, und wenn er aufthaut, Moos. Keinen Ackerbau, keine Waldung sieht man hier. Unterdessen leben doch Leute da, z. E. die Samojeden und oben an der äußersten Spitze die Tschaktschen. Sie leben größtentheils von Fischen und Seehunden.

W. Aber woran wärmen sie sich denn, wenn hier kein Holz wächst?

B. Der liebe Gott hat gar mancherley Mittel die Menschen zu erhalten. Das Ufer des Eismeers ist immer mit Holz bedeckt, das das Wasser vermuthlich von andern Ländern losreißt, und hierher treibt. Gegen Süden giebt es fruchtbare Gegenden, die aber schlecht

gebauet sind. Hier sind auch Wälder von Nadelholz. Es giebt hier auch viel Salz, und Pelzwerk von Zobeln, Hermelinen, schwarzen und grauen Füchsen, mit denen ein ansehnlicher Handel getrieben wird. In der Erde findet man Knochen, von einem schrecklich großen Thiere, dergleichen gar keins mehr lebt. Man nennt sie Mammonsknochen.

Die vorzüglichsten Städte sind: Tobolsk, die Hauptstadt des Landes. Sie hat 18000 Einwohner und treibt starken Handel, Kolywan, wo es Gold und Silbergruben giebt, Irkutsk, am See Baikal, Jakutsk und Ochotsk.

Die Rahmen merke ich in meinem Leben nicht.

B. Oben an Siberien liegt noch eine Halbinsel die Kamschatka heißt. Getraide hat sie nicht, auch keine Bäume; aber Fische, Vögel und Läuse geung. Diese dienen den Kamschadalen zur Nahrung.

W. Auch die Läuse?

B. Auch die Läuse. Diese pflegen die Kamschadalen in müßigen Stunden aufzusuchen und zu verzehren.

W. Ich mag ihr Gast nicht seyn. Das wäre aber so etwas für Nachbar Jeremies.

Dieser war, wie Er sich wohl zu erinnern wissen wird, sonst in den besten Umständen, aber durch die großen Krüge und das Brantweinstrinken ist er so heruntergekommen, daß er, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, nicht Stroh genug hat, um seine Läuse zu verbrennen, der könnte sich ja auf diese Art manche Mahlzeit verschaffen.

B. Bey dem heißt es: Fris Vogel oder stirb! wenn er die Läuse nicht frisst: so fressen sie ihn.

Die Kamschadalen halten sich auch viele Hunde. Diese spannen sie für die Schlitten und brauchen sie, wie wir die Pferde.

Nun sieht der Herr Gebatter auf der Charte noch allerley Inseln. Die über Kamschatka hinauf liegen heißen die Fuchsinselfn, und die unter Kamschatka sind, die Kurilischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Bote. Ueber Siberien liegt noch die Insel Nova Zembla. Diese ist bewohnt, aber nicht von Menschen, sondern weißen Bären und Rennthieren. Sie wird aber doch von den Russen besucht, um hier Wallrosse zu fangen, die so feste weiße Zähne haben, daß man sie den Elephantenzähnen vorzieht.

Nun wollen wir, auf der Charte wieder rückwärts nach der Asiatischen Türkei zu gehen. Da gränzt ein Land daran, welches Persien heißt, und das, von Arabien, durch den Persischen Meerbusen getrennt wird. Dieß war sonst ein sehr mächtiges Reich. Der Herr Bevatter wird sich verschiedener Rahmen Persischer Könige aus der Bibel erinnern. z. E. des Königs Cores, der eigentlich Cyrus heißt; des Königs Darius, des Königs Artaxastha, und Ahasverus, welches eigentlich Rahmen des Königs

Februar 1802.

F

nigs

nigs Artaxerxes sind. Dieses Reich wurde durch den Griechischen König Alexander den Großen erobert. Tho ist es in verschiedene kleine Staaten getheilt, davon jeder seinen besondern Herrn hat, die mit einander in unaufhörliche Kriege verwickelt sind. Dieß mag wohl eine von den Ursachen seyn, warum dieß Land so sehr entvölkert ist.

Man findet hier mancherley Nationen; aber die eigentlichen Einwohner sind die Perser, und die Gebern, die noch von den alten Persern abstammen. Jene sind Muhammedaner, diese Heyden welche das Feuer anbeten. Sonderbar ist es, daß die Sprache der erstern mit der Deutschen viele Aehnlichkeit hat, und daß man in dieser Sprache eine Menge Wörter findet, die den Deutschen so ähnlich sehn, als ein Ey dem andern. z. E. Pfered heißt im Persischen ein Pferd. Da nun die alte Geschichte lehrt, daß unsere Vorfahren vom Caspischen Meere herkommen: so ist es wahrscheinlich, daß wir in Persien noch manchen Herrn Better, und manche Frau Ruhme haben.

Die Fruchtbarkeit des Landes ist nicht an allen Orten gleich; manche Gegenden sind

Sands

Sandwüsten, manche sehr fruchtbar. In Süden ist es heiß und trocken, in Norden ist es wegen der Gebürge kühler und feuchter. Es wird hier viele Seide und Baumwolle erzeugt. Die Herren Apotheker ziehen aus Persien vielerley Waaren, z. E. Kampfer, Opium, Rhabarber, Gummi, Galläpfel. Auch werden hier viele Perlen gefunden, und Kupfer, Eisen und Bley gegraben.

Man verfertigt hier viele seidene Zeuche, Kattun, Teppiche, Metallwaaren u. d. gl.

Die merkwürdigste Stadt ist Ispahan. Sonst war sie aufferordentlich groß, isz ist ein großer Theil davon verwüstet. Sie hat aber doch noch immer ihre 300,000 Einwohner.

Von Persien zur Rechten liegt die große Tatarren, oder wie man sie sonst nannte, die Tartaren. Sie gränzt an das Caspische Meer und an einen See, welcher der Uralsee heißt, in welchen sich die Hauptflüsse des Landes, der Amur und Syr ergießen.

Hier giebt es viele Kameele, Pferde, Rindvieh und Schaaf, auch viel Wild. Auch wird hier Getraide, Wein, Obst, Seide, Baumwolle, Rhabarber, Safran, Saffor, Hanf

und Flachß gebauet. Man verfertigt hier
 Filze, wollene und baumwollene Tücher, Kas
 melotte und gute Klingen. Das Land besteht
 aus kleinen Staaten, davon jeder seinen eigs
 nen Herrn hat.

Es wird in den nördlichen und südlichen
 Theil eingetheilt. Im nördlichen Theile woh
 nen, die Turkmennen, die Geträidebau, Handel
 Seefahrt, mit unter auch Räuberey treiben;
 ferner die Karapalken die in Zelten wohnen,
 und neben her Pulver und Kugeln verfertigen.

Ferner wohnet hier ein Stamm von Kir
 gisen, die unter allen Tartaren die mächtigsten
 sind, und sich aufs Rauben gut verstehen.
 Weniger merkwürdig sind die Uralzen und Chis
 wanen, deren Hauptstadt Chlwa heißt. Der
 Südliche Theil der Tataren heißt die große
 Bucharey. Sie ist gut angebauet und stark
 bevölkert. Unter vielen andern Waaren mit
 denen sie Handel treibt sind die Kämmerfelle
 vorzüglich berühmt. Die vorzüglichsten Städt
 te sind Samarkand und Bolk, die beyde groß
 und volkreich sind, viele seidene Zeuche liefern,
 und einen ansehnlichen Handel treiben. Aus
 serdem giebt es noch einen östlichen Theil, der
 zum Chinesischen Reiche gerechnet wird, und
 des

Deßwegen auf der Charte gelb gemahlet ist. Zu diesem schrecklich großen Reiche dem Chinesischen, kommen wir nun. Außer dem Lande Tibet, welches gleich unter der Tatarey liegt, gehört dazu das ganze große gelb gemahlte Land, von der Tatarey bis ans Meer.

Dazu gehören erstlich die Mongolischen Länder neben der Tatarey und unter dem Asiatischen Rußland. Diese sind in viele kleine Staaten getheilt, davon jeder seinen eignen Chan oder Herrn hat, die sämtlich unter der Herrschaft der Chinesen stehen. Das Land ist unangebauet, und die Einwohner leben fast ganz von der Viehzucht. Khabarber und Baumwolle sind die vorzüglichsten Erzeugnisse. Verfertigt werden hier allerley Waffen, wollene, seidene und baumwollene Zeugnisse. Die Einwohner sind theils Kalmücken, theils eigentliche Mongolen. Jene gränzen an die Tatarey, diese wohnen weiter nach Osten zu.

Nach den Mongolischen Ländern folgt Tschungien. Durch dieß Land fließt der große Fluß Amur. Es wird hier viel Ackerbau Viehzucht und Fischerey getrieben, es giebt aber auch große Waldungen. Die Einwohner heißen Tschung

gufen, und bekennen sich zur Lamaischen Religion.

W. Von dieser Religion habe ich in meinem Leben noch nichts gehört.

B. Wenn wir nach Tibet kommen, will ich ihm etwas davon sagen. Sonst weis ich aus Tangusien nichts Merkwürdiges mehr. Einige Städte könnte ihm noch nennen z. E. Kün, Ula, Chotang.

W. Es ist gut! es ist gut! ich mag keine mehr wissen. Das sind ja Rahmen, mit denen man die Mäuse vergeben könnte.

B. Nun kommen wir an das eigentliche China: China ist 69000 Quadratmeilen groß und die Einwohner werden auf 150 Millionen gerechnet. Deutschland dis und jenseits des Rheins hat 12000 Quadrat Meilen und 28 Millionen Einwohner. Die Hauptflüsse sind der Jantsekon und der Hoanghei.

W. Do lobe ich mir die Leine und die Gesra, die kann man doch eher merken.

B. Das Land ist sehr fruchtbar, theils von Natur, theils durch den Fleiß der Einwohner. Da läßt man kein Stückchen Land unangebaut. Die steilsten Berge werden benutzt. Man ist so haushälterisch, daß man auch den Menschen

schens

schenkoth in Sonnen sammelt, und damit Handlungs-
lung treibt.

W. Warum zieht er denn die Nase?

B. Ich habe in einem Buche eine Schnur-
re gelesen, ich weiß nicht ob sie wahr ist. Die
Chineser sollen den Roth von Fleischessern und
von Fischessern absondern, und jeden in besons-
dere Tonnen thun. Der Roth von Fleischess-
ern soll theurer seyn, als der Roth von Fische-
essern.

W. Woran können sie ihn denn aber von
einander unterscheiden?

B. Durch den Geschmack. Sie kosten ihn
erst ehe sie ihn kaufen.

W. Profit die Mahlzeit! ich mag ihnen
meine Zunge nicht dazu geben.

B. Die Bevölkerung in China ist so groß,
daß eine Menge Familien, in kleinen Schifs-
sen auf den Flüssen, leben müssen. Die vors-
züglichste Pflanze in China ist die Theepflanze.
Für den Thee werden viele Millionen Thaler
jährlich nach China geschickt.

W. Von mir bekommen sie keinen Dreyer
Ich lobe mir für den Thee eine Kanne voll
warmes Bier, das giebt doch Kräfte

B. Ich bin auch seiner Meynung Herr

Gebatter! außerdem wird hler auch viele Seide, Reis, Baumwolle und Rhabarber gebaut. Sie verfertigen Porcellan seidene Zeuche, Kattun und Mouffeline. Sie haben auch Buchdruckereyen. Ueberhaupt sind die Chineser ein kluges Volk. Sie sind viel eher klug gewesen, als wir Deutschen. Da unsere Vorfahren sich noch in Röhre und Bärenhäute hülzeten, und in Hütten wohnten, da waren die Chineser schon ein gebildetes Volk.

W. Nun sage er mir doch aber, woher es kömmt daß man nicht mehr von ihnen hört? Die Deutschen haben ja, wie er mir erzählt hat, von jeher Spectakel gemacht. In der ganzen Welt ist ihr Name bekannt, und von den 150 Millionen Chinesen hört man wenig oder nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Pag. 32. Zeile 8. von unten, lies 50 — 70 statt 5070.

Der Bote

a u s

I h ü r i n g e n.

Siebentes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Bote. Ich will ihm sagen Herr Gevatter! woher es kommt, daß die Deutschen berühmter sind als die Chineser. Die Chineser sind ein hochmüthiges Volk, das glaubt es wäre allein klug, deswegen lernen sie keine fremde Sprachen, lesen unsere Schriften nicht, reisen nicht in fremde Länder, folglich erfahren sie von alle dem, was auffer China vorgeht und erfunden wird, wenig oder nichts. Der Deutsche hingegen lernt Lateinisch, Griechisch, Englisch, Französisch kurz aller Welt Sprachen. Er reist. Ich wollte so gegen eins wetten, daß es kein beträchtliches Land auf der Erde giebt, in dem man nicht Deutsche findet. Auf diese Art lernt er allen Völkern etwas ab, benutzet alles, was sie erfinden, und wird so immer klüger. Doch wir kommen zu tief in den Text. Ich muß ihm noch etwas

Februar 1802.

G

von

von China selbst erzählen. Die Residenzstadt heißt Peking, hat ohne die Vorstädte 5 Meilen im Umfange, und Einwohner, rathe er einmal wie viel?

W. Doch wohl hundert tausend?

B. Noch lange nicht genug. Zwentausend mal tausend Einwohner sind in Peking.

W. Ey du meine Güte! ich dächte so viele Leute wohnten in ganz Thüringen nicht.

B. Freylich nicht. Zum Ruhme der Chinesen muß ich noch sagen, daß sie duldsam sind. Sie haben es den Muhammedanern, Russen und den katholischen Christen erlaubt, sich in der Hauptstadt Kirchen zu erbauen.

Die zwente Stadt heißt Nanjing. Sie liegt am Flusse Jantsektion, und hat 1 Million Einwohner.

Die dritte Stadt heißt Canton, und ist die wichtigste Handelsstadt der Chinesen. Es versteht sich von selbst, daß es in diesem großen Reiche noch mehrere hundert Städte giebt, aber ich dächte wir ließen es bey diesen dreyen bewenden.

Um ihr Land zu sichern, vielleicht auch um den Chinesen den Umgang mit andern Völkern zu verbieten, hatten die ehemaligen Kayser den

Ein

Einfall, das Land mit einer Mauer zu umgeben. Sie ließen daher von Westen nach Osten eine Mauer über Berg und Thal wegführen, die 5000 Meilen lang ist, und noch bis 130 steht. Sie soll 2000 Jahr alt seyn. Sie konnte aber China doch nicht schützen. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts wurde sie von einem Stamme der Tungusen überstiegen, die sich ganz China unterwarfen und einen Tungusen auf den Kayserl. Thron setzten. Noch 130 ist der Chinesische Kayser von Tungusischer Abkunft. Aber China hat eigentlich durch diese Eroberung nichts verloren. Die Mongolischen und Tungusischen Länder sind dadurch mit diesem Reiche verbunden worden.

W. Was für eine Religion haben denn aber diese Leute?

B. Wie es halt in einem so großen Reiche geht, es sind da vielerley Religionen. Die Hauptreligion ist die, die Confucius lehrete, der 550 Jahre vor unserm Heylande gebohren wurde. Er lehrete den Glauben an einen einzigen Gott. Die zwente Religion stammt von einem gewissen Lao, kün her, der 50 Jahr eher als Confucius soll gelebt haben, und ist nichts anders als Hendenthum. Die dritte

kam 65 Jahre, nach unsers! Henlands Geburt nach China. Sie heißt die Religion des Fo. Viele Gelehrte glauben es sey die Christliche Religion. Sie ist aber izo mit so vielen abers gläubischen und heydnischen Gebräuchen vermischet, daß man kaum daran noch eine Spur vom Christenthume entdecken kann.

W. Wie heißt denn aber die Halbinsel, die da oben an China ist?

B. Die hätte ich bald vergessen. Es ist die Halbinsel Corea. Sie wird von einem Fürsten regiert, der aber von China abhängig ist und dahin Tribut bezahlen muß. Es wird hier Hans, Baumwolle, Seide, Tabak gebauet, viel Vieh gezogen; man findet hier viel Wild, Fische und Perlen, verfertigt Papter aus Baumwolle und Zeuche aus Hans und Baumwolle, treibt auch Handlung, aber nur nach China und Japan. Die Hauptstadt heiß Kiags kitao.

Weil wir eben von Japan reden: so will ich ihm doch davon auch noch etwas weniges erzählen. Hier die rothgemahlte Insel, Corea gegen über heißt, Japan, oder in der Japanischen Sprache Nippon. Sie hat 2 Oberhäupter ein geistliches und ein weltliches. Jes
nes

nes heißt Dairo, dieses Kubo. Die Japanesen bauen das Land eben so fleißig an, als die Chinesen. Sie erzeugen Reis, Getrande, Hanf, Baumwolle, Obst, Thee, Kampfer. Aus der Erde graben sie Gold, Eisen, Schwefel, Porzellan, Erde und eine Menge Kupfer. Sie verfertigen Zeuche von Seide und Baumwolle, auch Porzellan, lackirte Waaren und Stahlarbeiten. Die Religion ist heydnisch, aber andere Religionen dulden sie auch, nur die christliche nicht. Im sechzehnten Jahrhunderts nisteten sich die Portugiesen in Japan ein und bekamen die Freyheit dahin zu handeln, womit sie sich unermessliche Schätze erwarben. Sie brachten auch die Jesuiten mit, die sich angelegen seyn ließen, das Christenthum unter den Japanesen zu verbreiten und viele Anhänger fanden. Ja im Jahre 1585 wurde sogar eine Japanesische Gesandtschaft nach Rom zum Papste geschickt; die Freude dauerte aber nicht lange. Die Christen wurden beschuldigt, daß sie dem Kayser von Japan nach dem Leben trachteten und die Regierung an sich zu reißen suchten. War es wahr oder nicht wahr, das weiß ich nicht. Genug die Christen bekamen Befehl das Land zu

räumen. Sie empöreten sich deswegen; allein die Japanesen besiegten sie, und zu dieser Besiegung halfen die Holländer den Japanesen treulich mit. Alle Christen wurden ermordet, und, seit dieser Zeit, darf kein Christ mehr nach Japan kommen. Nur den Holländern ist es erlaubt

W. Sind denn die Holländer keine Christen?

B. Das sind sie wohl; sie lassen es sich aber nicht merken. Wenn sie gefragt werden seyd ihr Christen? so antworten sie: wir sind Holländer. Auf diese Art wischen sie durch, weil die Japanesen glauben ein Holländer wäre, so wie ein Muhammedaner, einer andern, als der Christlichen Religion zugethan.

W. Da sind die Holländer listige Leute.

B. Die vorzüglichsten Städte in Japan sind: Nongasaki, Miako und Jedo. Die letztere ist die größte Stadt und hat eine Million Einwohner. Zu Japan gehören auch noch die Inseln, die zu nächst daran liegen, und auf der Charte roth gemahlt sind.

Nun wollen wir wieder rückwärts gehen. Da liegt zwischen China und Vorderindien,

Das

Das auf der Charta roth gemahlt ist, ein Ländchen, gelb gemahlt, das Tibet heißt. Ich nenne es ein Ländchen, es ist aber doch seine 17000 Quadratmeilen groß, und also um 5000 Quadratmeilen größer, als Deutschland. Es ist das höchste Land in ganz Asien. Es liefert sehr viel Gold und Silber, Steinsalz und äußerst feine Wolle. Es treibt guten Handel mit den Chinesen, Kalmücken, Russen und Ostindianern.

Tibet wird in 2 Haupttheile, in das Südliche oder Buton und das nördliche, oder das eigentliche Tibet, getheilt.

Die vorzüglichsten Städte sind Lassa und Tiffulumbu.

Die Religion ist die Lamaische. Sie soll aus der Heydnischen und Christlichen zusammen geschmolzen seyn, und hat sich vom Caspischen Meere bis an die Halbinsel Corea verbreitet. Ihr Oberpriester heißt der Dalai Lama, der beynahe göttlich verehrt wird, Man glaubt er stirbe nicht, denn obgleich ein Dalai Lama nach dem andern begraben wird so glaubenseine Anhänger doch er sey nicht gestorben, sondern seine Seele sey in seinen Nachfolger gefahren. Alles übrige Land hier un-

ten in Asien, nebst den darunter liegenden Inseln, heißt Ostindien.

W. Es ist mir lieb, daß ich etwas von diesem Lande höre. Ich habe einen Bruder dort, der schon vor dreßsig Jahren dahin gegangen ist. Lebt er noch? oder lebt er nicht mehr? das weiß der liebe Gott.

B. Ja dahin gehen jährlich eine große Menge Deutsche, Ostindien wird eingetheilt in Vorder, Indien, Hinter, Indien und die Inseln. Vorderindien heißt die Halbinsel, die auf der Charte roth gemahlt ist, Hinterindien heißt die andere Halbinsel. Zwischen beyden Halbinseln ergießt sich ein Strom in das Meer, der der Ganges heißt. Deswegen nennt man auch Vorderindien die Halbinsel diesseits, und Hinterindien die Halbinsel jenseits des Ganges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

S h r i n g e n

Achtes Stück.

1802.

Bote. Wirth.

Borderindien hat 70000 Quadratmeilen; (Deutschland 12000) durch den Fluß Indus wird es von Persien, und durch den Ganges von Hinterindien getrennt. Es ist ein sehr reiches Land: denn es bringt hervor: Seide, Baumwolle, Getreide, Reis, Zucker, Pfeffer, Flachs, Hanf, schöne Hölzer und Röhre, Edelsteine, Perlen, Gold und Elfenbein. Deswegen gehen die Leute, die geschwind reich werden wollen, so gern nach Ostindien; unter dessen finden die mehresten ihr Grab, entweder im Meere, oder in Indien selbst, und von zehen kommt kaum Einer zurück, der etwas erworben hat.

Die Einwohner werden auf 100 Millionen gerechnet. Sie sind theils Henden, theils Muhamedaner, theils Christen. Das Land gehört theils Asiaten, theils Europäern.

Februar. 1801

H

Zu

Zu den Asiatischen Herrn gehören die Perser, die einen Theil des nördlichsten Indiens besitzen. Ausser diesen giebt es hier noch verschiedene Indische Staaten, z. E. den Staat der Seiken, welcher eine Republik ist. Die vorzüglichste Stadt darin heist Lahor; ferner das Land Nepal, das aus verschiedenen Fürstenthümern besteht; der Staat der Maratten. Ein Theil davon ist unter verschiedene Fürsten getheilt, die unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stehen, der andere ist ein einziger ungetheilter Staat. Die vorzüglichsten Städte darin sind Suratte, wovon aber der Hafen den Engländern gehört, und Punaß. Von den Maratten sind auch noch verschiedene Länder abhängig.

Südlich und östlich vom Marattenstaate liegt das Reich Golconda, welches einem Muhamedanischen Fürsten gehöret, der sich Nizam von Decan nennt.

Noch südlicher liegt das Reich Mysore; die merkwürdigsten Städte sind Seringapatnam, welches im vorigen Kriege durch die Engländer erobert wurde, die daselbst unermessliche Reichthümer erbeuteten, und fast das ganze

ze Land sich unterwürfig machten, und Callcut, wo die Europäer verschiedene Waarenlager haben.

Aus Vorderindien stammen die Zigeuner her, welche manche Länder durchstreichen, und auch wohl hier und da in Deutschen Provinzen sich sehen lassen. Ihre Vorfahren sollen im dreyszehnten Jahrhunderte, bey Gelegenheit einer großen Staatsveränderung ihr Vaterland verlassen haben.

Mit den Staaten der Asiatischen Herren in Vorderindien sind wir nun fertig. Jetzt laß der Herr Gevatter uns sehen, was die Europäer dort besitzen.

Die Ursache, weshalb mehrere Europäische Völker sich Besitzungen in Ostindien zu verschaffen gesucht haben, ist der wichtige und einträgliche Handel mit den so sehr geschätzten Ostindischen Waaren.

Das was den Europäern dort gehört, ist in der That nicht wenig. Das Meiste besitzen freylich die Engländer, deren Besitzungen auf der West und Ostseite Vorderindiens über 13000 Quadratmeilen betragen.

W. Ey das wäre ja noch an 1000 Quadratmeilen mehr, als Deutschland enthält. Wie aber in aller Welt sind denn die Herren

Engländer zu einer so ungeheuren Strecke Landes gekommen?

B. Ob sie etwas davon gekauft haben, ist mir nicht bekannt; aber daß ist wahr, ihre ersten Besitzungen erhielten sie dort im 17ten Jahrhunderte mit Bewilligung der Landeseingesbornen. Eben so wahr ist es aber auch, daß sie zu den meisten Provinzen, die sie jetzt dort besitzen, durch Krieg und Eroberungslust gekommen sind. Diese ungeheure Länderstrecke gehört indessen nicht etwa der Englischen Regierung, sondern der Englisch-Ostindischen Handlungsgesellschaft, die aus Kaufleuten besteht, und dieselbe unter Oberhoheit des Königs von England regiert. Von ihrer Regierung wird aber nicht gar viel Gutes erzählt; wenigstens wirft man ihr vor, daß die Gesellschaft dabei mehr auf ihren eigenen Handelsgewinn als auf das Wohl ihrer Unterthanen sehe. Die Zahl der Einwohner in diesen Englischen Besitzungen beläuft sich auf 20 Millionen und die Englisch-Ostindische Compagnie (Handelsgesellschaft) zieht daraus ein Einkommen von wenigstens 40 Millionen Thaler. Ungeachtet dieser so großen Einnahme, macht die Gesellschaft doch noch beträchtliche

Schulden

Schulden. Ob die 60000 Mann Soldaten, unter denen sich etwa 10000 Europäer befinden, und die vielen Kriege, die sie führt, daran Schuld seyn mögen, oder ob die ganze Wirthschaft der Regierung nicht viel taugen, weiß ich nicht.

Das ganze Land ist außerordentlich fruchtbar und man findet fast alles da, was in den übrigen Ländern Ostindiens gefunden wird. Besonders bringt es viel Reis, Baumwolle, Seide, Pfeffer, Indigo hervor, auch Zimmet und Muscatbäume kommen hier und da sehr gut fort. Dabey verstehen die Einwohner auch allerley vortreffliche Waaren aus Baumwolle und Seide zu verfertigen.

Die Hauptprovinz ist Bengalen welches der Ganges durchströmt, und dort in mehreren Armen ins Meer fällt. In ihr liegt die Hauptstadt des ganzen Englischen Reiches in Indien, Calcutta, an einem Arme des Ganges. In dieser Stadt wohnt der General; Gouverneur. Sie hat 600000 Einwohner, treibt sehr starken Handel und es befindet sich da eine Muhamedanische Universität. Außer ihr sind die merkwürdigsten Städte Madras und Bombay. Jene liegt auf der Ostseite Vorderindien

Diens und ist auf dem Kärtchen hier angesmerkt; Bombay aber steht nicht darauf; es liegt auf der Westseite; daher auch von hier aus mit Persien und Arabien ein starker Handel getrieben wird.

Außer den Engländern haben noch folgende Europäische Völker in Vorderindien Besitzungen: 1. Die Holländer, deren Besitzungen an der Ost und Westküste zerstreut liegen, unter denen Cochin an der südwestlichen Küste der vornehmste Ort ist. 2. Die Portugiesen. Im 16ten Jahrhunderte waren diese unter den Europäischen Völkern in Ostindien die mächtigsten; auch waren sie die ersten Europäer, die zur See einen Weg um Afrika herum nach Ostindien gefunden hatten und unmittelbar mit den Indianern handelten. Ihre Besitzungen liegen auf der Westküste, und Goa ist darin die Hauptstadt und der Hauptsitz des Indischen Handels der Portugiesen. 3. Die Franzosen. Sie haben mehrere an den Küsten zerstreute Besitzungen, unter denen Pondichery an der Ostseite die vornehmste ist. Endlich besitzen auch 4. die Dänen noch etwas in Vorderindien. Ihr Hauptort ist Trankebar, welches so wie Pondichery auf dem Kärtchen

den angezeigt ist. Die Dänen haben in Trankebar zur Befehrung der Indischen Heyden zum Christenthume eine Anstalt errichtet, um deren Gründung sich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein Deutscher, Namens Ziegenbalg, ungemein große Verdienste erworben und auch einen Theil der Bibel zum Besten der Indischen Heyden in die Malabarische Sprache übersetzt hat.

Nun wollen wir mit einander nach Hinterindien spazieren. Um dahin zu kommen, brauchen wir nur von Calcutta in Bengalen aus über die verschiedenen Arme des Ganges zu setzen und dann immer nach Osten zu zu reisen, so lang wir dort an. Auf dem Kärtchen hier ist Hinterindien grün gemahlt. Es wird gegen Norden von dem Chinesischen Reiche begränzt, sonst aber überall, außer, wo es mit Bengalen zusammenstößt, vom Meere umgeben, weshalb man es auch die Halbinsel jenseits des Ganges nennt.

Es ist zwar bey weitem nicht so groß als Vorderindien, aber hat doch immer seine 40000 Quadratmeilen. Ganz so fruchtbar und so angebauet, wie Vorderindien, ist es auch nicht. Ein sehr großer Theil des Lans

des ist vielmehr mit ungeheuern Waldungen bedeckt. Unterdessen gibt es doch allerley artige Sachen dort, z. B. Zucker, Baumwolle, Seide, Zin, Gold, Edelsteine, Pfeffer, vortreffliche Holzarten, die zum Theil zum Schiffsbau gar herrlich zu gebrauchen sind; auch viel Elephanten kann man dort zu sehen bekommen. Noch muß ich Ihn doch unter den schönen Dingen dieses Landes eine Art Vogelnester anführen, welche auf den Tafeln der vornehmen Herrn mit vielem Appetite gespeist werden.

W. Da macht der Herr Gevatter gewiß wieder einmahl ein Späßchen? Ich habe wahrhaftig keinen Appetit nach einem Schwabenneste?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Neuntes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Bote. Und doch sind es im ganzen Ernst Schwalbennester, von denen ich rede Freylich keine Nester solcher Schwalben, wie wir sie bey uns haben; sondern von einer ganz andern Art Schwalben, die kaum so groß als ein Zauns könig sind und nur in Ostindien, in manchen Gegenden des festen Landes, noch häufiger aber auf den dortigen Inseln gefunden werden. Das Nest eines solchen Vogels, hat ungefähr die Größe und Gestalt eines halb durchschnittenen Gänseeyes. Man sammelt jährlich wohl mehrere Millionen solcher Nester und versendet sie in Asiatische und Europäische Länder. Ehe so ein Nestchen bis nach Deutschland kommt, mag es ziemlich viel kosten; denn schon an Ort und Stelle muß man für Eines sechs bis acht Groschen bezahlen. Wirklich habe ich auch gehört, daß man hier bey uns Eines mit

März. 1802.

J

ei

einem Laubthaler bezahlen müsse. Ob dies wahr ist, weiß ich nicht, denn ich selbst habe mir nie Eines gekauft.

W. Das glaube ich wohl, ich kaufe mir gewiß auch keines, wenn auch nicht Eines einen Laubthaler kosten sollte. Woraus besteht denn nun aber ein solches Nest.

B. Manche glauben, der Vogel, den man Indianische Schwalbe, auch Salangane nennt, bereite es sich aus allerley gewürzhaften Seegewächsen und weichen Seewürmern; andere hingegen wollen bemerkt haben, er mache es aus den besten und kräftigsten Ueberbleibseln seiner genossenen Nahrungsmittel, die aus allerley Wasserinsecten bestehen.

Die Einwohner in diesen Lande sind etwas träger Natur, und wissen daher auch von Manufacturen und Handel bey weitem nicht soviel, als ihre Brüder jenseits des Ganges. Ihrer Religion nach sind die Einwohner theils Musamedaner, theils Heyden, theils Anhänger der Lamaischen Religion.

Hinterindien besteht aus mehreren Königreichen, unter denen Burma, das mit Pegu unter einem Oberhaupte steht, Siam, Laos, Cochinchina, Tunkin und Cambodja die vornehmsten

sten sind. Die merkwürdigsten Städte sind die auf dem Kärtchen angeführten: Awa und Pegu. Nach der ersten wird auch oft das ganze Reich Burma, dessen Hauptstadt sie ist, das Königreich oder Kaiserthum Awa benannt. Der Beherrscher dieses Reichs führt den sonderbaren Titel: König der Könige, Verwandter der Götter, Bruder der Sonne, Vetter des Mondes, Gebiether der Ebbe und Fluth, Besitzer des weißen Elephanten, Herr der vier und zwanzig weißen Sonnenschirme u. s. w. Man kann nicht sagen, daß Hinterindiens Könige friedlich mit einander leben; vielmehr herrscht unter ihnen fast ein unaufhörlicher Krieg. —

Der schmale Landstrich Hinterindiens, der hier links so tief ins Meer hinunter reicht, heißt Malacca. Hier giebt es vorzüglich gutes Zinn, viel Pfeffer und Elephanten. Auch treiben seine Einwohner, die man Malaner nennt, und welche ihrer Religion nach Muhamedaner sind, viel Schiffahrt und Handel, und leben unter verschiedenen Fürsten. Engländer und Holländer haben an der Westküste von Malacca einige Besitzungen und treiben hiers

her ein großes Handelsverkehr. Die Stadt Malacca gehört den Holländern.

Jetzt sind wir mit dem festen Lande Ostindiens fertig; und wenn es dem Herrn Bevater gefällig ist, so können wir nun mit einander eine Seereise antreten und die vornehmsten Inseln besuchen, welche um Ostindien herum liegen und dazu gerechnet werden.

Auf den meisten dieser Inseln spielen Europäische Völker die Herren und haben dort Besitzungen und Handelsiederlagen. Diese Inseln sind es, welche vorzüglich die hitzigen Gewürze und andere dergleichen Specereien hervorbringen, für welche die Europäer jährlich so viel Geld ausgeben.

Wir wollen von Malacca aus unsere Reise anfangen. Jetzt segeln wir durch die Meerenge, an welcher Malacca liegt und die deshalb auch die Meerenge von Malacca genannt wird, immer östlich an Hinterindien hin, und kommen so in das Chinesische Meer. Dort werden wir Hinterindien gegen über ein Häufchen Inseln gewahr, welche auf dem Rärtchen grün gemahlt sind. Ben diesen wollen wir zuerst anlanden. Es sind die sogenannten Philip-pinen.

Es giebt ihrer eine größere Anzahl, als auf dem Kärtchen stehen. Sie sind sehr fruchtbar und bringen Gold, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Kamfer, Indigo, Tabak und Cacaobohnen, woraus die Schokolade gemacht wird, in Ueberfluß hervor. Die Einwohner bestehen aus einem Gemisch von allerley Südasiatischen Völkern. Sie stehen unter der Oberherrschaft der Spanier und die zwey vorzüglichsten darunter sind Manilla oder Lúkon und Mindanao. Auf der ersten liegt auch die Hauptstadt gleiches Namens, wo der Spanische Statthalter wohnt.

Wenn wir von Mindanao südwärts fahren, so kommen wir sogleich an eine mehr lange als breite Insel, welche auf dem Kärtchen roth gemahlt ist. Es ist die Insel Celebes, welche über 4000 Quadratmeilen und 3 Millionen Einwohner enthält; Gold, Edelsteine, Wachs und die beste Baumwolle in Indien hervorbringt, auch große Wälder von lauter Kokosbäumen hat.

W. Was sind das für Bäume?

B. Der Kokosbaum ist ein außerordentlich merkwürdiger Baum. Für die Gegenden, worin er häufig wächst, welches besonders die

Ostindischen, Westindischen und Südseeinseln, Afrika und Südamerika sind, ist er eine große Wohlthat Gottes. Denn von diesem Baume machen die Einwohner jener Länder gar mannichfaltigen Gebrauch. Aus seinen Blättern, welche wohl 5 Ellen lang und über eine Elle breit sind, verfertigt man Körbe, Hüte, Segelgarn, Matten, Leinwand; aus dem Holze baut man Häuser, und macht aus ihm allerley Tischlerarbeiten. Und die Früchte, welche er trägt, können auch auf sehr verschiedene Art gebraucht werden. Mit ihnen kann man sich nicht nur Hunger und Durst stillen, sondern sie auch noch sonst auf mancherley Art benutzen.

W. Was trägt denn der Kokosbaum für eine Frucht?

B. Es wachsen auf demselben eine Art Nüsse, die wohl die Größe eines kleinen Kinderkopfs bekommen. Die Schale dieser Nüsse wird von einer weichen faserigen Hülle, woraus man Stricke und andere Gewebe macht, umgeben. Aus der eigentlichen Schale aber, worin der Kern sich befindet, macht man Trinkgeschirre, Löffel und dergleichen Dinge. Wenn die Frucht erst halb reif ist, so ist die Schale mit

mit Einem bis, $1\frac{1}{2}$ Rösel Wasser angefüllt, das eben so gesund als schmackhaft ist. Sowie die Nuß älter und reifer wird, verdickt sich dieser Saft zu einem Kerne, welcher aber immer noch in seiner Höhlung Saft behält, so daß man den Kern zur Stillung des Hungers und des Durstes brauchen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Ostermesse liefert die Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal folgende Schriften.

Der Papparbeiter von Bernhard Heinrich Blasche mit Kupfern erster und zweyter Theil, zweyte mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Ausgabe 18 Gr.

desselben Buchs dritter Theil 6 Gr.

Dies Buch giebt Anleitung, wie Erzieher ihre Zöglinge auf eine nützliche und angenehme Art in den Freystunden beschäftigen können, und seine Wichtigkeit, in dieser Rücksicht, ist bereits anerkannt.

Unterhaltungen eines Landschullehrers, mit seinen Kindern auf Spaziergängen. Vierter Theil 6 Gr.

Der Beyfall, welchen die ersten Theile bey Landschullehrern fanden, wird hoffentlich auch diesem nicht fehlen.

Der

Der Bote aus Thüringen für das Jahr 1802
Erstes Vierteljahr.

In diesem Jahrgange wird die Karte von
Asien erklärt, die Geschichte der Deutschen im
achtzehnten Jahrhunderte erzählt, die neuesten Vorfälle
auf der Erde mitgetheilt, und eine Karte von
Südindien beygefügt. Man kann dieß Blatt viertel-
jährig, oder auch monatlich in den Buchhand-
lungen haben. Der Jahrgang kostet 18 Gr.

Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe
von C. G. Salzmann 1 Rthl. 4 Gr.

Es ist dasselbige, welches 1801 ausgegeben
wurde, hat aber, durch Weglassung des Calenders
und durch Classification der Nahmen berühmter
Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts, eine sol-
che Einrichtung bekommen, daß seine Brauchbarkeit
nicht mehr auf ein bestimmtes Jahr beschränkt ist.

Denkwürdigkeiten berühmter Deutschen des acht-
zehnten Jahrhunderts.

Schweizer Papier 2 Rthl. 12 Gr.

weiß Druckpapier 2 Rthl.

Dieß Buch, das durch verschiedene Gothaische
Gelehrte, die sich im Fache der Literatur bereits
auf eine rühmliche Art gezeiget haben, ausgearbei-
tet ist, hat den Zweck, das Andenken der Landsleu-
te, die sich um Welt und Vaterland verdient mach-
ten, zu erhalten, und zu zeigen, daß Deutschland
in jedem Fache Männer aufstellen kann, die ihm
Ehre machen.

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n

Zehntes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Ich könnte dem Herrn Gebatter noch manches von diesem sonderbaren Baume erzählen; aber es ist Zeit, daß wir unsere Reise weiter fortsetzen. Doch vorher noch etwas von Celebes. Es wird diese Insel von mehreren inländischen Königen beherrscht. Aber die eigentlichen Oberherren derselben sind die HOLLÄNDER, die an den Küsten ihre Besitzungen haben, unter denen Kotterdam die Hauptfestung ist und an der Südwestseite der Insel liegt.

Wenn der Herr Gebatter auf dem Rärtchen seinen Blick nach Osten und nach Süden hinrichtet, so wird er nahe bey Celebes zwey Häufchen roth gemahlter Inseln gewahr werden. Dieß sind die berühmten für die Herren HOLLÄNDER so einträglichen Gewürzinseln, welche man auch die Molucken nennt. Aus ihnen

März. 1802.

R

hoh

Hohlen die Holländer die theuern Gewürze, welche unter den Nahmen Gewürznelken, (oder eigentlich Gewürznägelein) Muscatenblüthe und Muscatennüsse bekannt sind. Um diese Gewürze immer in einem guten Preise und den Handel damit für sich zu behalten, verstaten die Holländer den Anbau dieser Gewürze nur auf einigen wenigen Inseln, auf den übrigen rosten sie dieselben aus.

Man theilt übrigens die Moluckischen Inseln, welche meistens aber nur klein sind, in die nördlichen und in die südlichen Molucken. Die nördlichen, welche ostwärts von Celebes liegen, sind die eigentlichen Gewürzinseln, deren Oberherren die Holländer sind. Ternate, Amboina, Banda sind die vorzüglichsten dieser Inseln. Die südlichen Molucken aber liegen südwärts unter Celebes. Auf diesen haben die Holländer nicht so viel, als auf jenen, zu befehlen.

Unter den Einwohnern dieser Inseln sind besonders merkwürdig die schwarzen Portugiesen, welche von den ersten im sechzehnten Jahrhundert hierher gekommenen Portugiesen abstammen, die sich hier mit schwarzen Weibern verheiratheten. Sie haben sich von ihrem Mutterlande Portugal schon längst ganz los-

ges

gerissen, eigene kleine Staaten gestiftet und sind so verwildert geworden, daß sie kaum noch dem Rahmen nach Christen genannt werden können.

Die ungemahlten Landstriche, welche der Hr. Gebatter noch weiter ostwärts von den Moslucken auf der Karte sieht, und worauf Neu Guinea, Neu Holland u. s. w. steht, rechnet man nicht mehr zu Asien, sondern zu dem sogenannten fünften Welttheile, den man Süd, Indien auch Polynesien nennt.

Wenn man von Celebes westwärts segelt, so kommt man bald an eine sehr große Insel, welche Borneo heißt. Sie ist noch beträchtlich größer, als ganz Deutschland, denn sie enthält an 14000 Quadratmeilen. Das Innere dieser Insel ist nicht so gut bekannt als die Küsten, und wird von wilden Völkern bewohnt. Die Küstenbewohner sind der Muhamedanischen Religion zugethan, und in mehrere Staaten vertheilt. Das ganze Land ist übrigens wenig bevölkert und wenig angebauet. Dennoch bringt es allerley hervor, das die Holländer, die hier und da an den südlichen und westlichen Küsten Besitzungen haben hingelockt. Hat. Zu diesen Erzeugnissen der Insel gehören uns

ter andern: Gold, Diamanten, Pfeffer, die oben erwähnten Indiantischen Vogelnester, vortrfflicher Kampfer, Sago und Drachenblut. Die beyden letztern Dinge wird der Herr Gevatter wohl nicht kennen?

B. Ey ich kinne sie wohl. Der Sago wurde mir neulich durch einen Herr bekannt, der Mittags bey mir einkehrte und dem meine Tochter von solchen Körnchen, die er bey sich hatte, eine Suppe kochen mußte. Es sind kleine Körnchen, welche, wie der Herr sagte, aus dem Marke eines gewissen Baumes gemacht werden.

B. Ganz recht; nun dieser Sagobaum wächst hier auf der Insel Borneo und auch in andern Süddstlichen Ländern Ostiens. Aus dem Marke desselben kann man ein ordentliches Mehl machen, das außerordentlich nährend und gesund ist. Woher kennt er denn aber das Drachenblut?

B. Einem Herrn, der hier im Dorfe wohnt, und zum Zeitvertreibe mahlt und lackirt, mußte ich es schon mehrere Mahle aus der Apotheke mitbringen. Es sieht blutroth aus und fühlt sich wie Harz an.

B. Es ist auch wirklich ein Harz, das aus dem sogenannten Drachendaume fließt, und auch
von

von den Aerzten gebraucht wird. Das ächte ist aber in Europa selten zu haben, und wahrscheinlich ist das, was Er gekauft hat, kein ächtes gewesen.

Unter den Thieren, die man hier findet, ist das merkwürdigste der Orang, Utang oder Waldmensch. Es ist dies eine Art von Affen, welche meistens Theils, wie der Mensch, aufrecht einher gehen.

W. Da könnte man ihn ja, wenn er einem begegnete, für einen Menschen halten?

B. Das ist auch wirklich zuweilen geschehen, wie man ihm denn auch, wegen dieser und wegen mancher andern sehr auffallenden Aehnlichkeit mit dem Menschen, den Namen Waldmensch gegeben hat. Ein berühmter Französischer Naturforscher, der Graf Buffon, erzählt von einem solchen Orang, Utang, den er zu Paris sah, folgende sonderbare Dinge. Dieser Orang, Utang ging beständig aufrecht, setzte sich ordentlich zu Tische, aß mit Messer und Gabel, schenkte sich sein Gläschen Wein ein, stieß mit seinen Tischgesellschaftern, wenn eine Gesundheit getrunken wurde, an die Gläser, hing sich beim Essen die Serviette vor, wuschte sich damit den Mund ab, wenn er gegessen

oder getrunken hatte. Wenn ihn jemand besuchte, reichte er ihm die Hand, begleitete den Fremden beim Weggehen bis zur Thüre, ging mit seinem Herrn und andern in Gesellschaft spazieren. Kurz er that alles nach, was er die welche um ihn waren, machen sah. — Drangs Utange gibt es nun auch auf der Insel Borneo, und zwar besonders eine kleine Art von der Größe eines drey bis vierjährigen Kindes. Denn es gibt auch andere, welche Mannsgröße haben, dergleichen man in manchen Gegenden von Afrika häufig findet.

Südwärts von Borneo liegt die Insel Java. Das ist die Insel, worauf die berühmte Stadt Batavia liegt. Diese Insel enthält 2400 Quadratmeilen und über zwey Millionen Einwohner. Ob es gleich hier mehrere inländische Staaten gibt, so sind doch eigentlich die Holländer die wahren Oberherren der Insel, und wissen durch ihre Festungen, welche sie in allen Gegenden der Insel haben, die Javanischen Fürsten in Unterwürfigkeit von sich zu erhalten. Java bringt Pfeffer, Ingwer, Reis, Zucker, Kaffee, Baumwolle und andere Dinge, womit die Herrn Holländer beträchtliche Summen verdienen, in großem Ueberfluß hervor.

Hier

Hier hat nun schon mancher Europäer sein Glück versucht, und es ist nicht zu läugnen, daß mancher sehr reich geworden ist. Dessen ungeachtet hätte ich doch keine große Lust hier zu wohnen, denn die Lust ist hier so ungesund, daß bey weitem die meisten Europäer, welche hierher kommen, zeitig sterben.

Der Hauptort der ganzen Insel und zugleich die Hauptstadt aller Holländischen Besitzungen in Indien ist die schon oben erwähnte Stadt Batavia. Es ist eine große, gut gebaute Stadt, wohl befestigt und, nach Art der Holländischen Städte, mit einer Menge Kanälen durchschnitten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anerbieten für Freunde der Literatur zum wohlfeilen Ankauf nützlicher Bücher.

Unterzeichnete Buchhandlung, welche gesonnen ist, sich eines Theils ihres zu großen Bücherlagers zu entschlagen, gibt einen Katalog von brauchbaren Büchern aus allen Wissenschaften aus, und bietet solche den Liebhabern unter folgenden Bedingungen an:

Wer aus diesem Katalog für 12 Thaler (oder 21 Fl. 36 Kr. rhl.) auswählt, sendet dafür nur 10 Thlr. (oder 18 Fl. rhm.) bar ein, und erhält

R 4

noch

noch überdies 1 Billet zu der 3ten Gothaifchen zu
 7 Klassen eingetheilten Bücherverloosung, welches
 durch alle Klassen ohne Schreibgebühren 2 Thlr.
 8 gl. sächs. oder 4 Fl. 12 Kr. rhnl. kostet, völlig
 frey. In jener Bücherverloosung, deren erste Klasse
 se den 5ten April gezogen wird, sind gar keine Nies-
 ten, wohl aber folgende beträchtliche Gewinne, als:
 1 Gewinn zu 300 Thlr. 1 zu 200 Thlr. 1 zu
 150 Thlr. 4 zu 100 Thlr. 1 zu 80 Thlr. 1 zu
 70 Thlr. 2 zu 60 Thlr. 10 zu 50 Thlr. 5 zu
 40 Thlr. 15 zu 30 Thlr. 19 zu 25 Thlr. 19 zu
 20 Thlr. 3 zu 18 Thlr. 98 zu 15 Thlr. 35 zu
 12 Thlr. 95 zu 10 Thlr.

und außerdem noch viele Gewinne von 8 bis 1
 Thlr. so daß man im unglücklichsten Fall wenig-
 stens noch für 1 Thlr. Bücher erhält, wie solches
 alles der hierüber besonders ausgegebene Platz
 d. d. Gotha, den 12 Nov. 1801. mit mehrern
 besagt. Der ein Alphabeth starke Katalog kostet
 8 gl. oder 36 Kr., doch stehet es denjenigen,
 welche 10 Thaler einsenden, frey, entweder ein
 Buch für 8 gl. mehr zu wählen, oder diese 8 gl.
 an dem baaren Gelde wieder abzuziehen. Gotha,
 den 9 Febr. 1802.

Ettingersche Buchhandlung.

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n.

Elftes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Sie hat wenigstens 200000 Einwohner, unter denen etwa 12000 Europäer seyn mögen. Was von der ungesunden Luft auf Java überhaupt gesagt worden ist, gilt besonders auch von der Stadt Batavia, weshalb hier viele bey allen ihren Schätzen im Grunde doch ein elend des Leben führen. In dieser Stadt ist der Sitz der Regierung aller Besitzungen der Holländer in Indien; und die Hauptniederlage der Ostindischen Waaren, womit die Holländer handeln.

Von der Insel Java wird westwärts durch eine Meerenge die Insel Sumatra getrennt, welche 8000 Quadratmeilen groß ist, und, so wie Java, viel Pfeffer, Ingwer, Kaffee, Baumwolle, auch Wachs, Indigo und noch manche andere Sachen hervor bringt. Auch diese Insel ist in mehrere Staaten getheilt, deren Einwohner

März. 1802. L ner

ner theils Muhamedaner, theils Heiden sind. Außerdem haben noch Engländer und Holländer Besitzungen hier. Den erstern gehört unter andern die Stadt Bentulen, den letztern Palembang. Die vier großen, eben jetzt beschriebenen Inseln: Sumatra, Java, Borneo, Celebes nebst mehreren kleinen, nahe bey den größern liegenden, belegt man auch mit dem gemeinschaftlichen Nahmen: die Sundischen Inseln.

Wenn wir von Sumatra nordwärts in den sogenannten Bengalischen Meerbusen, der zwischen Vorder und Hinterindien ist, hinein segeln: so bemerken wir nahe an Hinterindien eine lange Reihe von kleinen Inselchen. Davon nennt man die südwärts liegenden die Nicobarischen, und die nordwärts liegenden die Andamanischen. Als Herren der Nicobarischen Inseln sehen sich die Dänen an, und auf der einen dieser Inseln, welche Nankamerl heißt, befindet sich auch eine Colonie der Brüdergemeine oder Herrnhuter, welche durch Vermittelung der Dänischen Missionsanstalt in Trankebar hier eine Niederlassung gefunden hat.

Bisher hatten wir auf unserer Seereise meistens immer nur wenige Meilen von einer Insel

sel zur andern zu reisen; nun aber müssen wir
 schon ein Mahleine etwas stärkere Fahrt vor-
 nehmen. Wir setzen uns also auf eine der Nic-
 kobarischen Insel auf unser Schiff und segeln
 immer westwärts; so kommen wir nach der et-
 wa 150 Meilen von den Nicobaren entfernten
 Insel Ceylon. Diese über 1700 Quadratmei-
 len große Insel bringt nebst solchen Dingen,
 welche man auch auf andern Ostindischen Ins-
 feln und in vielen Gegenden des festen Lan-
 des von Ostindien findet vorzüglich etwas hers-
 vor, was man nirgends so gut, als hier fins-
 det, nämlich den Zimmet oder Canel, der vies-
 len Speisen einen so angenehmen Geschmack
 gibt. Dieser Zimmet ist die innere Rinde des
 Zimmetbaums, und der Handel damit brachte
 den Holländern schon manches ansehnliche
 Sümmelein. Denn um den Ceylonschen,
 als den besten Zimmet, in gutem Preise zu er-
 halten, erlaubten sie jährlich nur eine bestimm-
 te Menge davon auszuführen. Zu den Nas-
 turmerkwürdigkeiten der Insel Ceylon gehört
 auch ein sehr hoher Berg. Er heißt der Pic
 Adams oder Adamsberg. Seine Höhe kann
 der Herr Gevatter daraus beurtheilen, daß ders-
 selbe, obgleich Ceylon in dem allerheißesten Him-
 melss

melsstriche liegt, doch Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt ist.

W. Warum heißt er denn der Adamsberg?

B. Weil Vater Adam darauf gewohnt hat.

W. Das glaube ich nicht.

B. Wo mein Fuß steht, da muß ich doch wohl auch seyn; und wo mein Fuß gestanden hat, da muß ich doch wohl einstens gewesen seyn.

W. Das gebe ich zu.

B. Man zeigt aber noch bis auf den heutigen Tag auf dem Gipfel jenes Berges Adams Fußtritt; also muß Adam doch wohl vor Zeiten dort gelebt haben.

W. Wenn das wirklich Adams Fußtritt wäre, so müßte ich das letztere freylich zugeschen. Aber womit will Er mir denn beweisen, daß das, was man für Adams Fußtritt ausgibt, es auch wirklich gewesen sey?

B. Das kann ich freylich nicht. Genug die Leute auf Ceylon zeigen auf der Spitze des Berges etwas, das sie für einen Fußtritt Adams ausgeben, schließen daraus, daß Adam dort gewohnt habe, und nennen deßhalb den Berg Adamsberg. Uebrigens halte ich das, was die Bewohner Ceylons für Adams Fußtritt

tritt ausgehen, eben so wenig dafür, als Er, und lobe den Herrn Gevatter, daß Er nicht so leichtgläubig ist, wie manche Leute, die gleich jedes Märchen von verborgenen Schätzen und von Gespenstererscheinungen für bare Wahrheit annehmen, ohne erst zu untersuchen, ob auch das was man erzählt, wahr sey und sich wirklich so zugetragen habe, wie erzählt wird. Doch höre der Herr Gevatter nur weiter, was ich ihm von Ceylon zu sagen habe.

Die Einwohner dieser Insel sind theils Eingeborne, theils Holländer. Die Eingebornen wohnen im Innern dieser Insel und bestehen wieder aus Madassen, einem noch sehr rohen Volke, das die nördlichen Gebirge der Insel bewohnt; und aus den Cingalesen, welche ein sehr gesittetes Volk sind, das in mehrere kleine Staaten vertheilt lebt, unter denen das Königreich Candy das vorzüglichste ist. An den Küsten herum wohnen die Holländer, welche sich hier und da angebauet haben und im alleinigen Besiz des auswärtigen Handels dieser Insel sind.

W. Waren, will vermuthlich der Herr Gevatter sagen. Denn, irre ich nicht, so hat er mir erzählt, daß die Holländer ihre Besizungen

gen auf Ceylon durch den Frieden zu Baneville den Engländern haben abtreten müssen.

B. Ganz recht. Die Engländer hatten während des letzten Krieges bis auf die Besitzungen auf der Insel Java, den Holländern fast alles in Ostindien weggenommen; durch jenen Frieden aber, Ceylon ausgenommen, ihnen alles Eroberte wieder zurückgegeben. — Der Hauptort unter den ehemaligen Besitzungen der Holländer auf der Insel Ceylon ist die Stadt Colombo, welche auf der Westseite der Insel liegt.

Westwärts von Ceylon wird der Herr Gesvatter auf dem Kärtchen eine große Menge kleiner Inseln, und darüber westwärts von Vorderindien noch ein anderes kleines Häufchen sehen. Den großen Inselhaufen nennt man die Maledivischen und die kleinern die Lakadivischen Inseln. Es wird uns aber nicht sehr die Mühe lohnen, eine Reise dorthin zu machen. Daß nur wenig dort zu holen sey, müssen Engländer, Holländer, Portugiesen und andere Europäer, welche, seit dem sechzehnten Jahrhunderte, Ostindien zu ihrer Goldgrube machten, wohl wissen. Denn sie haben sich nicht die Mühe geben mögen, auf diesen
Ins

Inseln ihre Herrschaft zu gründen. Beide Inselhaufen bringen indessen viel Kokosbäume hervor, und auf den Malediven, die aus mehr als 10000 Inselchen bestehen sollen, findet man in großem Ueberflusse eine ganz kleine Muschelart, Kauris genannt, die in vielen Gegenden Asiens und Afrikas als Scheidemünze gebraucht wird. Jeder Inselhaufe steht unter einem eignen Fürsten.

Da wäre ich denn fertig mit meiner Beschreibung von Asien. Der Herr Gebatter kann jetzt ungefähr wissen, welches Land dieses schönen Erdtheils Er sich zum neuen Wohnplatze aussuchen würde, wenn es Ihm etwa künftig nicht mehr in Europa gefallen sollte.

B. Bis jetzt gefällt es mir noch so wohl unter den Europäern und besonders in Deutschland, daß ich eben keinen Trieb fühle, nach einem Asiatischen Lande auszuwandern.

B. Das lobe ich. Immerhin mögen die übrigen Erdtheile ihr Gutes und Schönes haben; unserm Europa fehlt es auch nicht daran. Und hat auch dieses manches nicht, was jene haben: so gibt es dort wieder vieles nicht, was hier zu finden ist.

Folgende Bücher verdienen empfohlen zu werden.

Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahrs von D. J. S. Rosenmüller. Erstes Vierteljahr Januar, Februar, März. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.

Sonntagsbuch, zur Beförderung wahrer Erbauung zu Hause. von C. F. Sintenis

Taschenbuch der Reisen oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder, Menschen u. Productenkunde von C. A. W. von Zimmermann. Erster Jahrgang für das Jahr 1802 mit 15 Kupfern und einer Karte.

A. B. C. und Bilderbuch nebst einer Anweisung Kinder leicht lesen zu lehren von J. A. C. Köhr, zweyte verbesserte Auflage.

A b e c e daire utile, ou petit tableau des Arts et Métiers, orné de 24 Figures gravées.

Alle bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.

Feuernoth und Hülfsbuch fürs Teutsche Volk und seine Freunde von C. G. Steinbeck Leipzig bey Voss u. Comp.

Versuch einer practischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskraft ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäßige Weise üben und schärfen wollen. Erstes Bändchen.

Erlangen bey J. J. Palm.

Der Bote

a u s

S h ü r i n g e n

Zwölftes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Wirth. Sollte es wohl, wenn man Deutschland mit andern Europäischen Ländern vergleicht, nicht eben so seyn?

B. Ich glaube es; und denke daher, daß, gesetzt, es gefiele uns auch das und jenes in Deutschland nicht, wir doch wohl am besten thun, wir bleiben in Deutschland. Wenn wir auch in unserm Vaterlande nicht, wie manche Völker Aiens, durch Zimmerwälder und zwischen Aleen von Muskatens und Gewürznägelbäumen, oder, wie die Itäläner und andere Völker Süd-Europa's, durch Citronen- und Pomeranzen- und Olivenwälder spazieren können: so ist doch unser Vaterland immer fruchtbar genug, um uns recht gut nähren zu können. Wahr ist es freylich: der Anbau unserer Aecker und Gärten ist mit vieler Mühe verbunden; und von jeher hat es den Deutschen nicht an manchen großen Beschwerden gefehlt,

März 1802.

W

wenn

wenn sie sich ihren nöthigen Unterhalt verschaffen wollten; aber dafür haben sie sich auch zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit gewöhnt und brav nachdenken gelernt. Und hat denn unser Vaterland, wie der Herr Gebatter aus der Geschichte der Deutschen gesehen haben wird, nicht so manchen großen Mann hervor gebracht, den man mit allem Recht unter die Wohltäter des menschlichen Geschlechts zählen kann? Ein Land, worin solche Männer geboren wurden, ist es doch wohl werth, daß man es liebt und nicht gleich ans Auswandern denkt, wenn uns das und jenes darin aufflößt, was wohl anders seyn könnte, und vielleicht auch mit der Zeit noch anders werden wird?

W. Da bringt mich der Herr Gebatter auf die Geschichte der Deutschen; wie sieht's denn um die Fortsetzung derselben aus.

B. Damit kann ich sogleich dienen.

W. Nun das ist mir lieb. Er ist gerade mit seiner Erzählung an einen Zeitpunkt gekommen, von dessen Begebenheiten wir selbst so manches erlebt haben.

B. Er meint das wichtige achtzehnte Jahrhundert?

W.

W. Allerdings. O aus ihm weiß! ich mich so mancher Leiden und Freuden zu erinnern, die ich mit erlebt habe. Besonders werde ich mein Lebtag an den siebenjährigen Krieg denken! Da habe ich was rechts ausgestanden, doch auch mitten im Jammer und Noth, Gott Lob! manches Gute genossen, manche unerwartete Freude gehabt!

B. Aber bey dem siebenjährigen Kriege bin ich mit meiner Erzählung noch lange nicht.

W. Das weiß ich recht gut; der fing 1756 an; und das achtzehnte Jahrhundert geht mit dem Jahre 1701 an. Nun so lasse Er nur hören, was er mir davon zu erzählen; hat, erlaube er aber, daß ich auch zuweilen ein Wörtchen mit darein sprechen darf.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

B. Als das achtzehnte Jahrhundert anfing, hatte sich unser Vaterland von dem Elende, das darin der dreißigjährige und die darauf gefolgten Kriege mit den Franzosen verbreitet hatten, schon ziemlich wieder erhohlet. Fürsten

und Unterthanen, Adel, Bürger und Bauern, Gelehrte und Ungelehrte hatten, jeder an seinem Theile, eifrig daran gearbeitet, den erlittenen Schaden zu verbessern. So waren denn verwüstete Städte, Dörfer, Felder, Weinberge und Gärten wieder so gut als möglich hergestellt worden; Handel, Gewerbe und Handwerke waren wieder ziemlich empor gekommen; die zerstörten Kirchen und Schulen hatte man wieder aufgebauet und öffentliche Sicherheit wieder einzuführen gesucht. Freilich fehlte noch viel, daß alle Spuren des Krieges völlig vertilgt gewesen wären: dazu gehörte eine längere Zeit, ein längerer ununterbrochener innerer und äußerer Friede, als die Deutschen, wie sich der Herr Gevatter aus meiner Erzählung erinnern wird, genossen. Auch war man nicht in allen Provinzen Deutschlands gleich thätig an der Heilung der Wunden gewesen, die jener lange Krieg geschlagen hatte. Ueberdem gab es so manche andere Umstände, die eine völlige Wiederherstellung des erlittenen Schadens in allen Stücken fast so gut als unmöglich machten. So hatten z. B. manche Reichsstädte und andere in frühern Zeiten sehr blühenden Städte wenig oder gar keine Hoffnung, ihren alten

Flor

Flor völlig wieder zu erhalten. Die immer mehr gewachsene Macht der Deutschen Fürsten, denen die ehemahlige Macht mancher Städte höchst unangenehm gewesen war, so wie die in andern Europäischen Ländern empor gekommenen Fabriken, Gewerbe, Handwerke und Handel waren Hindernisse, die es jenen Städten unmöglich machten, ihr verlornes Ansehen, und ihre ehemahlige Macht wieder zu erhalten.

Unterdessen waren doch auch manche nützliche Einrichtungen völlig zu Stande gekommen, zu welchen in den frühern Zeiten nur der erste Grund gelegt worden war. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht besonders die allgemeine Einführung des Postwesens durch ganz Deutschland. Schon im Jahre 1641 war durch den Freyherrn Lamoral von Taxis, einen Nachkommen des StifTERS der ersten Post in Deutschland, *) eine durch ganz Deutschland gehende Post eingerichtet worden. Mehrere Reichsfürsten hoben zwar in der Folge in ihren Staaten diese nach seinem Stifter genannte Thurn- und Taxische Post wieder auf, trafen dafür aber ei-

M 3

gene

*) S. Bote aus Thüringen Jahrg. 1800 S. 142

gene Posteinrichtungen in ihren Landen, so daß man nun leicht und ohne viele Kosten Briefe und Pakete in alle Gegenden Deutschlands schaffen, auch der Reisende selbst sich seine Reisen durch den Gebrauch der Post erleichtern konnte.

Eine andere merkwürdige Einrichtung kam noch ganz am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland zu Stande, nämlich die allgemeine Einführung von einerley Kalender.

W. Wie? war denn vorher nicht überall in Deutschland der Kalender eingeführt?

B. Ey man hatte vorher nicht nur Einen, sondern gar zwey, einen katholischen und einen protestantischen.

W. Wie soll ich denn das verstehen?

B. Das heißt: die Katholiken hatten einen besondern Kalender und die Protestanten auch wieder einen besondern. Wenn daher in Baiern und andern katholischen Ländern der vier und zwanzigste März war, so war in Kursachsen und in andern protestantischen Ländern erst der vierzehnte oder dreyzehnte: und wenn die Katholiken Ostern, Pfingsten und Weihnachts

nachts

nachten feyerten, so geschah das bey den Protestanten noch nicht.

W. Da muß es ja lauter Verwirrung gesehen haben.

B. Freylich gab's die.

W. Woher kam nur aber das wunderliche Wesen?

B. Im Grunde waren die Protestanten daran Schuld. Die Sache verhielt sich so. Bis zum Jahre 1582 hatten die Christen und also auch alle Deutsche Christen nur einerley Kalender, den man den Julianischen nannte, weil er durch einen alten Römer, der Julius Cäsar hieß, etwa 45 Jahre vor Christi Geburt im ehemahligen großen Römischen Reiche eingeführt worden war.

W. Ist das wohl derselbe Julius Cäsar, der mit dem alten Deutschen Könige Ehrenvest focht? *)

B. Derselbe. Jener Julianische Kalender stimmte nun nicht ganz genau mit der Zeit überein, welche die Erde zu ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne braucht, wodurch ja eigentlich die wahre Länge eines Jahres be-

M 4

stimmt

*) S. Bote aus Thüringen Jahrgang 1795. Stück 7.

stimmt wird. Zu ihrer jährlichen regelmäßigen Bewegung um die Sonne braucht die Erde genau 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 43 Secunden. Der Julianische Kalender machte aber die 6 Stunden voll und nach demselben enthielt also das Jahr 365 Tage und 6 Stunden. Die sechs Stunden machten in vier Jahren 24 Stunden aus, und darum war nach dem Julianischen Kalender jedes vierte Jahr ein sogenanntes Schaltjahr.

So gering nun auch der Unterschied zwischen einem Jahre nach dem Julianischen Kalender und zwischen dem eigentlichen natürlichen Jahre für Ein einziges Jahr ist, denn er beträgt noch nicht einmahl eine Viertelstunde: so machte doch dieser jährliche Ueberschuß von etwa 12 Minuten seit der Einführung des Julianischen Kalenders bis zum Jahre 1582 schon zehn ganzer Tage aus, so daß also in dem Jahre 1582 nach dem Julianischen Kalender der 21te März, worin Frühlingsanfang und Tag und Nacht einander gleich seyn sollten, erst zehn ganzer Tage nach dem wirklichen Frühlingsanfange war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Dreizehntes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Dieser merklichen Abweichung des Julianischen Kalenders von der Natur wollte nun der damaligen Papst Gregorius XIII. abgeholfen wissen. Er ließ daher durch Sternkundige den Kalender mit der Zeit der Bewegung der Erde um die Sonne wieder in Uebereinstimmung bringen, und auf diese Weise den alten Julianischen Kalender verbessern. Dieser verbesserte Kalender wurde nach ihm der Gregorianische Kalender genannt. In demselben fehlten für das Jahr 1582 die zehn Tage, um welche das mahl der Julianische gegen den Lauf der Erde um die Sonne zurück war, und zwar war darin die Einrichtung so gemacht, daß für das genannte Jahr auf den 4ten October sogleich der 15te October folgte, wodurch denn der Kalender mit dem Erdenlaufe wieder übereinstimmte. Weil aber eine ganz genaue Uebereinstimmung zwischen beyden für immer nicht

März. 1802.

N

mög

möglich ist, so suchte zugleich der Papst Gregorius die Einrichtung zu treffen, daß wenigstens einer sehr großen Verschiedenheit zwischen beyden auf lange Zeit möglichst vorgebeugt wurde. Dies geschah dadurch, daß er verordnete, daß zwar nach dem Gregorianischen Kalender eben so wie nach dem Julianischen auch jedes vierte Jahr ein Schaltjahr seyn sollte, aber mit Ausnahme der sogenannten Schlußjahre der Jahrhunderte, dergleichen die Jahre 1600, 1700, 1800, 1900 u. s. w. sind.

Von diesen Schlußjahren der Jahrhunderte sollten von 1700 an drey hinter einander folgende nicht Schaltjahre, sondern erst immer das vierte Schlußjahr wieder ein Schaltjahr seyn. Daher waren die Schlußjahre 1700 u. 1800 keine Schaltjahre, 1900 wird auch keines, aber 2000 wird wieder ein Schaltjahr seyn. Ganz wird aber auch selbst nach dieser Einrichtung nicht aller Verschiedenheit zwischen den Kalenderjahren und den natürlichen vorgebeugt; aber nach Gregors XIII. Kalendereinrichtung ist sie doch nun so geringe, daß erst in ungefähr 3000 Jahren der ganze Unterschied wieder einen Tag betragen wird.

Auf den Befehl des Papstes Gregors XIII. wurde nun der Gregorianische Kalender im Jahr 1582 in allen katholischen Ländern, und also auch in denjenigen Deutschen Staaten eingeführt, worin die katholische Religion die herrschende war.

W. Das war lobenswerth.

B. So dachten aber die Protestanten in Deutschland nicht. Diese behielten lieber den unrichtigern alten Julianischen bey. Daher gab es seit dem Jahre 1582 noch länger als 100 Jahre hindurch zweyerley Kalender in Deutschland.

W. Warum wollten denn aber die Protestanten nicht auch den bessern Gregorianischen bey sich einführen?

B. Theils weil er auch noch nicht vollkommen richtig war, theils aber auch vorzüglich darum nicht, weil der Gregorianische von einem Papste herkam und anbefohlen worden war; und mit dem, was von einem Papste herkam, wollten die Protestanten schlechterdings nichts mehr zu thun haben.

W. Das kommt mir wunderlich vor. Wenn nun doch der Gregorianische Kalender viel besser war, als der Julianische: so wäre es ja

wohl klüger gewesen, das Bessere anzunehmen,
als das weniger Gute deßhalb zu behalten,
weil der Papst der Urheber des Bessern war.

B. Mir kommt das Benehmen der Protes-
stanten freylich auch sonderbar vor; aber es
war nun einmahl nicht anders. Die Protes-
stanten behielten ihren Julianischen Kalender
noch bis zum Jahre 1700 bey. Da endlich aber
mochten sie die Verwirrung, welche durch den
Gebrauch eines verschiedenen Kalenders in
Deutschland entstand, nicht mehr länger haben.
Ein Professor zu Jena Erhard Weigel nebst
andern damahligen Astronomen hatte auf eben
die Weise, wie es durch den Papst Gregorius
geschehen war, den Julianischen Kalender ver-
bessert; und Weigel that auf dem Reichstage
zu Regensburg den protestantischen Reichstän-
den den Vorschlag, sie möchten doch mit dem
Jahre 1700 in ihren Ländern diesen Kalender
einführen, wodurch die bisherige Verwirrung
mit einem Mahle gehoben werden würde. Das
zu entschlossen sich nun die protestantischen
Reichstände, und so erhielten auch die Protes-
tanten seit 1700 einen verbesserten Kalender,
der in der Hauptsache jetzt völlig mit dem Gre-
gorianischen übereinstimmt. Anfänglich war
zwar

zwar zwischen beyden noch eine Verschiedenheit in Ansehung der Berechnung und Bestimmung des Osterfestes; daher auch nach dem Jahre 1700 noch zwey Mal wieder eine Verwirrung erfolgte, so daß in den Jahren 1724 und 1744 die Protestanten nach ihrem verbesserten Kalender das Osterfest und andre sogenannte bewegliche Feste *) um acht Tage früher feyerten, als die Katholiken nach dem Gregorianischen Kalender. Aber auch hierin gaben endlich die Protestanten nach; denn die Protestantischen Reichsstände erklärten im Jahre 1778 auf dem Reichstage zu Regensburg, daß künftig Ostern und andere bewegliche Feste, die beyde Parteyen feyern, auf eben die Weise in ihrem verbesserten, wie im Gregorianischen Kalender bestimmt werden, und also die Protestanten sie an Einem Tage mit den Katholiken feyern sollten.

M 3

B.

*) Bewegliche Feste nennt man solche, welche nicht alle Jahre auf denselben Monathstag fallen, wie z. B. Ostern, Pfingsten; unbewegliche Feste sind aber solche, welche alle Jahre an einem und demselben Monathstage gefeyert werden wie z. B. Weihnachten.

W. Das gefällt mir. Nun noch eine Frage wegen des Kalenders. Nicht wahr, wenn in meinem Kalender auf der Seite steht *Alter*, so bezieht sich das wohl auf den Julianischen?

B. Allerdings. Und wenn Er ein Mahl nachsehen will, so wird er bemerken, daß dieser Kalender jetzt schon um ganzer zwölf Tage hinter dem verbesserten zurück ist. Den alten Julianischen Kalender haben die Russen noch immer; und wenn sie nicht auch mit der Zeit noch eine Verbesserung des Kalenders vornehmen, so kommt ihr Kalender mit jedem Jahreshunderte immer weiter gegen den verbesserten zurück. **)

Diese Verbesserung des Kalendertwesens verdankte man den Fortschritten, welche man in der Kenntniß des Laufes und der Bewegung der Himmelskörper gemacht hatte. Uebershaupt zeigten sich gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr schon hier und da die guten Wirkungen von den Bemühungen
und

**) Nähere Erläuterung des Kalendertwesens ist zu finden in Steinbecks hundertjährigem Kalender ohne Schnurpfeifereyen.

und Anstalten und von so manchen merkwürdigen Entdeckungen und Erfindungen, womit ich den Herrn Gevatter bisher bekant gemacht habe. Je mehr man die Natur und ihre Kräfte kennen gelernt hatte; desto mehr war man vorberreitet worden, mit der Zeit alle die alten Vorurtheile und die mannichfaltigen Arten des Aberglaubens nach und nach ablegen zu können, welche sich aus den früheren Zeiten der Unwissenheit noch unter den Deutschen erhalten hatten, und deren völlige Wegschaffung dem achtzehnten und dem gegenwärtigen Jahrhunderte übrig blieb.

In den Lehranstalten, welche man im siebzehnten Jahrhunderte theils neu errichtet, theils verbessert hatte, waren zum Theil die Männer gebildet worden, welche gleich in den ersten Zeiten des neuen Jahrhunderts manche richtigere Einsichten verbreiteten und das fortsetzen sollten, was sie selbst oder andere im verfloffenen angefangen hatten. Noch ganz am Ende des siebzehnten Jahrhunderts (1694) war von dem Kurfürsten von Brandenburg Friedrich III zu Halle im Magdeburgischen eine neue Universität gestiftet worden, welche schon bey ihrem Entstehen durch einige ihrer Lehrer, besonders durch

Christian Thomafius einen außerordent-
lichen Ruf erhielt, und gleich von ihrem Urs-
sprunge an zur Berichtigung mancher Meinun-
gen, zur Ausrottung so manches Vorurtheils
viel beytrag, und in diesem rühmlichen Bes-
treben in dem achtzehnten Jahrhunderte eifrig
fortfuhr. Was besonders Christian Thomafius
sich für wichtige Verdienste um die Deutschen
erwarb, davon, so wie von manchem andern
Manne, der aus dem siebzehnten Jahrhundert
in das achtzehnte mit hinüber ging und in dies-
sen so wie in jenem, für das Gute wirksam war,
werde ich zu einer andern Zeit dem Herrn Ges-
vatter noch einiges erzählen können.

Der Bote

a u s

S h ü r i n g e n

Bierzehntes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Eines dieser Männer muß ich indessen jetzt schon erwähnen, weil bey weitem der größte Theil der Zeit, worin er in unserm Vaterlande manches Gute wirkte, noch in das siebzehnte Jahrhundert fällt. Dieser merkwürdige Mann war Philipp Jacob Spener. Der warme heraliche Eifer, womit er thätiges Christenthum unter den Deutschen Protestanten zu befördern suchte, brachte nicht nur bey seinen Zeitgenossen vieles Gute hervor: sondern die Wirkungen desselben dauern noch bis auf den heutigen Tag fort.

Schon seit geraumer Zeit waren in Deutschland nicht nur zwischen den beyden protestantischen Parteyen, den Reformirten und den Lutheranern, sehr heftige Streitigkeiten über gewisse Glaubenslehren geführt worden; sondern auch unter den Lutheranern selbst hatte

April 1802.

D

es

es so viel über diesen und jenen Glaubenspunct zu streiten gegeben, daß man hier und da sogar darüber das christliche Handeln vergessen, und statt den Andersdenkenden mit Schonung und Liebe zu begegnen, sie auf mancherley Weise verfolgt hatte. Ja auch bis auf die Kanzeln war diese Streitsucht über Glaubenslehren gekommen, und anstatt daß die Prediger ihre Zuhörer lehren sollten, wie diese als Christen ihr Verhalten gegen sich und andere Menschen einzurichten hätten, bekämpften gar viele in ihren Predigten die Meinungen derer, welche in diesem oder jenem Puncte des Glaubens von ihnen abwichen. Unter solchen Umständen konnte der Religionsunterricht, welcher den Erwachsenen und der Jugend von den Predigern ertheilt wurde, so wie das ganze Predigtamt, nicht den Nutzen haben, den beides haben sollte.

Diesen Verfall des Predigtamtes und des thätigen Christenthums bemerkte Philipp Jacob Spener *) und dachte auf Mittel, wie dem Uebel abzuhelpen sey. Sein Nachdenken und warmer Eifer für eine wahrhaft christliche Denkungs- und Handlungsart brachten

*) Er wurde 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß geboren.

ten ihn auf manche gute Gedanken, welche er als Vorschläge zur bessern Einrichtung des Predigtamtes, des Kirchenwesens und zur Beförderung des thätigen Christenthums, in mehreren Schriften bekannt machte. Daben war er in den verschiedenen Aemtern, die er selbst seit dem Jahre 1666 zu Frankfurt am Main, seit 1686 zu Dresden, und seit 1691 zu Berlin bis an seinen Tod 1705, als Religionslehrer und Oberaufseher über Kirchen und Schulen, bekleidete, unermüdet thätig, unter seinen Zuhörern und Untergebenen eine christliche Denksart und ein frommes Verhalten zu verbreiten. Auch gab er den unter ihm stehenden Predigern und Schullehrern durch sein Beispiel und auf andere Weise eine Anleitung, wie sie die Predigten und die ganze Religionsunterweisung zweckmäßiger und so einrichten müßten, daß dadurch ihre Zuhörer und Schüler wirklich belehrt, erbauet und gebessert werden könnten.

Zu den Mitteln, welche Spener bey den Gemeinden, welchen er vorstand, zur Beförderung einer christlichen Gesinnungs- und Handlungsart anwendete, gehörte auch folgendes. Er hielt außer den bestimmten öffentlichen

Versammlungen in der Kirche, noch besondere
 Erbauungsstunden in seinem Hause, worin
 er sich mit denen, welche sie besuchten, über
 solche Dinge unterredete, welche zur Besserung
 und zur Beförderung wahrer Frömmigkeit bey-
 tragen konnten. Wirklich stiftete er auch durch
 dieses Mittel in seinem Wirkungskreise unges-
 mein vieles Gute, und sein Beyspiel hierin wur-
 de auch anderwärts von vielen Predigern und
 andern nachgeahmt. Freylich fanden Speners
 Bemühungen und Meinungen nicht allgemei-
 nen Beyfall; manche seiner Meinungen und
 Vorschläge wurden auch von vielen seiner An-
 hänger und Nachahmer falsch verstanden, und
 fanden deßhalb hier und da um so größern
 Widerspruch. Ja, was den redlichen Spener
 am meisten schmerzen mußte, es entstanden das
 durch sogar neue Streitigkeiten, welche nach
 Speners Tode (1705) mit noch größerer Hefi-
 gkeit geführt wurden, und die protestantische
 besonders aber die Lutherische Kirche bis tief
 in das achtzehnte Jahrhundert hinein unges-
 mein beunruhigten. Die Gegner erfannen für
 die Freunde, Anhänger und Nachahmer Spe-
 ners einen neuen Namen und nannten sie
 Pietisten, (Frömmlinge) wodurch der Eifer
 gar

gar mancher Rechtschaffenen, denen thätiges Christenthum am Herzen lag, in ein gehäßiges Licht gestellt wurde. Mögen immer unter Speners Anhängern und Nachahmern und unter denen, welche nach Speners Beispiele besondere Erbauungstunden hielten oder diese besuchten, manche Häuchler gewesen seyn: so ist doch nicht zu zweifeln, daß durch Spenern, und besonders auch durch die Erbauungstunden, die er vorschlug und die nach seinem Beispiele auch andere hielten, gar sehr viel Gutes gestiftet worden ist. Indessen kamen doch, wegen des häufigen Mißbrauches, diese besondern Andachtsübungen später hin immer mehr wieder ab, und wurden in manchen Gegenden von der Obrigkeit wohl mit Recht ausdrücklich verbothen. Aber dennoch sind des würdigen Speners Bemühungen von bleibenden erfreulichen Folgen für die protestantische Parthey in Deutschland, ja selbst außer Deutschland, gewesen. Denn was Spener that und schrieb, hat den ersten Grund dazu gelegt, daß im achtzehnten Jahrhunderte die Predigten und der ganze Religionsunterricht nach und nach immer zweckmäßiger und die Aufmerksamkeit immer mehr

auf solche Religionspuncte gerichtet worden ist, wodurch thätiges Christenthum und eine wahre, Gott wohlgefällige, Frömmigkeit vorzüglich befördert werden kann. Darum wird Spener's Nahme immer bey den Freunden wahrer christlicher Frömmigkeit in guten Andensken bleiben.

Man hatte noch gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts Versuche gemacht, die beyden Protestantischen Parteyen völlig wieder mit einander zu vereinigen; aber die Vereinigung war nicht zu Stande gekommen. Ja man hatte sogar den Plan gehabt, eine Biedervereinigung der Protestanten und Katholiken zu Einer Kirche zu stiften, aber das war noch weniger gelungen. Mögen solche Versuche immer fehl geschlagen seyn: wenn sich nur sonst die verschiedenen Parteyen neben einander hätten dulden wollen! Aber so gingen mit der Verschiedenheit der Meinungen, welche unvermeidlich ist, auch leider! die Religionsunduldsamkeit und Religionsbedrückungen noch in das achtzehnte Jahrhundert mit hinnüber, welche keines Weges unvermeidlich sind, wie die Erfahrung uns heut zu Tage in so manchen Deutschen Ländern lehrt, wo Katholiken,

Res

Reformirte, Lutheraner, Juden, Mennoniten, und andere Religionsparteyen recht friedlich bey einander leben.

Es traf bey dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auch mancherley Umstände zusammen, welche die Protestanten um die Fortdauer ihrer durch den Westphälischen Frieden erhaltene Religionsfreyheit sehr besorgt machten. Durch den Friedensschluß, welcher zwischen Frankreich, dem Kaiser und Reich zu Ryswick in Holland 1697 zu Standekam, war ein Punct festgesetzt worden, der dem Westphälischen Frieden widersprach. Denn durch den Ryswicker Friedensschluß wurde in den Rheingegenden, vorzüglich in der Pfalz am Rhein, an 1922 Orten der Religionszustand zum Vortheil der katholischen Partey verändert, was durch die Protestanten dort manche Bedrückungen leiden mußten. Auf diesem Artikel hatte der König von Frankreich Ludwig XIV, dessen Truppen während des vorhergegangenen Krieges an jenen Orten die katholische Religion eingeführt hatten, schlechterdings bestanden; der Kaiser Leopold I hatte nachgegeben, und die Reichsstände mußten einwilligen, so unzufrieden die protestantischen damit waren.

Man glaubt, die Jesuiten, welche damahls sowohl bey dem Könige von Frankreich, als auch bey dem Kaiser Leopold I viel vermochten, hätten auf diesen Friedensartikel viel Einfluß gehabt. So viel ist wohl gewis, daß dieser Orden wirklich auch bey dem Eintritte des achtzehnten Jahrhunderts noch immer sehr thätig war, die Protestanten zu unterdrücken. Dies zeigte sich, so wie in andern Europäischen Ländern, so auch in einigen Gegenden Deutschlands, unter andern auch in Schlessien. Hier harte der Kaiser Leopold als Oberherr Schlessiens die Jesuiten aufgenommen, ihnen prächtige Klöster aufbauen lassen und viele Güter gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n.

Fünfzehntes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Daum hatten die Jesuiten sich hier festgesetzt, so waren sie sehr geschäftig, den Kaiser dahin zu bringen, daß er es zuließ, daß den Protestanten viele Kirchen und Schulen entreißten und die Religionsfreiheit, die diese seit dem Westphälischen Frieden genossen hatten, immer mehr eingeschränkt wurde. Die Religionsbedrückungen nahmen so sehr zu, daß gar viele Protestanten lieber aus Schlesien weggingen, als sich so behandeln ließen. Dadurch verlor dieses Land gar manchen fleißigen Bewohner. So wanderten z. B. aus der einzigen Stadt Löwenberg nach und nach an 1500 Protestanten, größten Theils Weber, nach der Lausitz aus. Eben so verließen 1240 Weber und Bleicher die zu dem Kloster Griffau*)

April. 1802.

W

gehört

*) Dieses reiche Kloster liegt in der Nachbarschaft der wegen ihres ausgebreiteten Leinwandhandels berühmten Stadt Landshut in Nieder-Schlesien.

gehörigen Dorfschaften und gingen aus dem Lande, als der damalige Abt des Klosters sie zur katholischen Religion zwingen wollte.

Es war nicht zu verwundern, wenn dergleichen Vorfälle bey den Protestanten manche Besorgnisse wegen der Fortdauer des Westphälischen Friedens erregten. Dieß geschah auch durch den Uebertritt mehrerer protestantischen Reichsfürsten zur katholischen Religion. Unterdessen war diese Religionsveränderung einiger Fürsten für die protestantische Partey im Ganzen weiter von keinen so sehr nachtheiligen Folgen, als man wohl befürchtete.

Vorzüglich großen Eindruck auf die Protestanten machte der Uebertritt des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zur katholischen Religion, (1697) als er von den Polen zu ihrem Könige gewählt wurde. Aber Kursachsen wurde nach wie vor auf dem Reichstage zu Regensburg als ein protestantischer Reichsstand betrachtet und der katholisch gewordene Kurfürst, nun König von Polen, sicherte, für sich und seine Nachkommen, seinen protestantischen Unterthanen in Sachsen die vollkommene Erhaltung ihrer Gewissensfreyheit und aller der
Rechts

Rechte zu, die sie vorher von ihren protestantischen Fürsten genossen hatten. Bis auf den heutigen Tag haben auch Friedrich August's Nachkommen dieses Versprechen treulich gehalten, und als oberster protestantischer Reichsstand hat noch immer Kursachsen auf dem Reichstage zu Regensburg für die Erhaltung der Religionsfreiheit der Protestanten zu waschen gesucht.

Der Kurfürst von Sachsen war nicht der einzige Deutsche Fürst, welcher damahls eine Königskrone erhielt. Auch der Kurfürst von Brandenburg Friedrich III. der seinem Vater dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1688 gefolgt war, strebte nach dem Königstitel. Sein Vater hatte bekanntlich seine Staaten in einen sehr blühenden Zustand versetzt, und sich eine Macht verschafft, die der Macht manches damahligen Königs eben nicht nachstand. Um ganz ein König zu seyn, fehlte ihm bloß noch der Krone. An diesem schien dem Sohne und Nachfolger Friedrich III. vorzüglich viel, mehr noch als an der Macht, gelegen zu seyn, und er war so glücklich das, was er wünschte zu erhalten. Um seine Absicht desto sicherer zu erreichen, suchte er besonders sich den

Kaiser Leopold I. zum Freunde zu erhalten, stand ihm daher in seinen Kriegen gegen die Türken und Frankreich bey, und versprach ihm Beystand zu künftigen Kriegen. Auch opferte er diesem Wunsche ein Stück Land auf, auf dessen Besitz das Brandenburgische Haus Ansprüche machte. Weil eben diese Ansprüche späterhin zu blutigen Kriegen Gelegenheit gegeben haben, will ich doch hier noch etwas dars über sagen, und mich im folgenden hierauf berufen.

In Schlessien, das, seit Böhmen mit Oesterreich einen Regenten hatte, auch unter Oesterreichischer Oberherrschaft stand, war im Jahre 1675 der letzte Herzog aus dem alten Schlessischen Fürstenhause, Georg Wilhelm, Herr der drey Nieder-, Schlessischen Fürstenthümer, Lignitz, Wohlau und Brieg ohne Erben gestorben. Vermöge eines alten Vertrages, der schon im Jahr 1537 zwischen dem Hause Brandenburg und einem Herzoge von Lignitz geschlossen worden war, sollten nun die drey genannten Schlessischen Fürstenthümer nach Herzog Georg Wilhelms Tode (1675) an das Haus Brandenburg fallen. Damahls lebte noch der große Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm.

Dies

Dieser meldete sich sogleich bey dem Kaiser Leopold I. mit seinen Ansprüchen. Der Kaiser aber nahm die drey Fürstenthümer selbst in Besitz und erklärte sie für erbliche Fürstenthümer. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war damahls nicht im Stande, durch Waffengewalt seine Forderung geltend zu machen, und ließ sich bewegen, die Ansprüche auf jene drey Fürstenthümer, so wie noch andere auf das Fürstenthum Jägerndorf in Ober-Schlesien, gegen Abtretung eines weit geringern an die Mark Brandenburg grenzenden Landstriches, der Schwibuser Kreis genannt, feyerlich aufzugeben. Der Kaiser Leopold hatte aber nichts weniger, als Lust, diesen Landstrich dem Brandenburgischen Hause zu lassen, und trat in eine geheime Unterhandlung mit dem Erbprinzen Friedrich, der sich bereden ließ, ohne des Vaters Wissen die Versicherung zu geben, daß er nach seines Vaters Tode den Schwibuser Kreis wieder an das Haus Oestreich zurückgeben wolle.

Als er nun im Jahre 1688 seinem Vater in der Regierung folgte, erinnerte ihn der Kaiser an das geheime Versprechen. Im Grunde reusete es ihn jetzt; auch meinten seine Rätthe, er

Habe als regierender Herr eben nicht nöthig, ein
 Versprechen zu halten, wozu man ihn als Erb-
 prinzen listig zu bereden gewußt habe. Aber
 theils Redlichkeit, theils vorzüglich, wie man
 glaubt, die Hoffnung, einst vom Kaiser um so
 gewisser als König von Preussen anerkannt zu
 werden, wenn er jetzt dessen Verlangen nach-
 gäbe, bestimmten ihn im Jahre 1695 zur fey-
 erlichen Zurückgabe des erwähnten Landstriches
 an das Haus Oestreich. Bey dieser Gelegen-
 heit soll er zu den Råthen, die ihm wegen sei-
 nes Entschlusses Vorstellungen machten, gesagt
 haben: „Ich muß, will und werde mein Wort
 halten. Allein das Recht in Schlesien aus-
 zuführen, will ich meinen Nachkommen übers-
 lassen, welche ich durch meine gegenwärtige
 Handlung weder verbinden kann noch will.
 „Gibt es Gott und die Zeit nicht anders, als
 „neho, so müssen wir zufrieden seyn; schickt es
 „aber Gott anders, so werden meine Nach-
 „kommen schon wissen, was sie deßhalb ders-
 „einst zu thun oder zu lassen haben“. Kuro-
 fürst Friedrich III. sah seinen Wunsch, König
 zu heißen, mit dem Anfange des achtzehnten
 Jahrhunderts erfüllt. Denn im Jahre 1701
 erklärte er wirklich das seit 1657 völlig un-
 ab-

abhängige Herzogthum Preussen für ein Königsreich, und setzte sich und seiner Gemahlinn zu Königsberg in Preussen selbst die Krone auf. Der Kaiser Leopold I. erkannte ihn aus Dankbarkeit sogleich für einen König an, und nach und nach thaten auch die übrigen Europäischen Fürsten dasselbe.

Um dieselbe Zeit erhielt auch das Deutsche Reich zu seinen bisherigen acht Kurfürsten einen neunten, indem der Kaiser Leopold I. für das Haus Braunschweig Lüneburg eine neue Kurwürde errichtete und den damahligen Herzog Ernst August, wegen der ihm im Kriege gegen die Türken geleisteten Dienste, zum Kurfürsten erhob. (1692) Weil der Kaiser dieses ohne Zuziehung der Reichsstände that, so fand anfänglich die neue Kurwürde bey den übrigen Reichsfürsten vielen Widerspruch. Seit dem Jahre 1708 wurde sie aber von den Reichsständen allgemein anerkannt. Daher gibt es seit dieser Zeit auch einen Kurfürsten von Hannover; denn so pflegt man ihn nach der Hauptstadt der Braunschweig Lüneburgischen Lande zu nennen.

Im Jahr 1700 erhielt auch dieses neue Kurhaus, durch ein ausdrückliches Gesetz des

Englischen Parlamentes, wegen der Verwandtschaft des Hauses Hannover mit der Englischen Königsfamilie, die Hoffnung der Thronfolge in England, und schon im Jahr 1714 wurde nach dem Tode der Englischen Königin Anna, der Kurfürst Georg Ludwig, unter dem Nahmen Georg I., König von England, dessen Nachkommenschaft jetzt noch England beherrscht.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechzehntes Stück.

1802.

Bote. Wirth.

Rechnet man zu diesen drey Reichsfürsten, welche fast zu gleicher Zeit in andern Ländern Europa's die Königswürde erhielten, noch die Könige von Dänemark und Schweden, welche auch, (die ersten schon seit 1448, die letztern seit 1654) aus Deutschen Fürstenhäusern abstammen: so gab es in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts nebst dem Kaiser, der zugleich König von Ungarn war, damahls sechs Europäische Könige, welche Deutschen Ursprungs und Deutsche Reichsstände waren. Gewiß kann man dieß als einen Beweis ansehen, daß der Deutsche Name damahls sehr geehrt seyn und bey andern Völkern Europa's in großem Ansehen stehen mußte. Ob indessen unser liebes Vaterland bey dieser großen Ehre, viel Seide, wie man im Sprüchwort zu sagen pflegt, gesponnen hat, ist eine Frage,

April. 1802.

D

welt

welche die Herren Politiker am besten zu beantworten wissen werden. Wenigstens ist so viel gewiß, daß mehr als eine Gegend dieser Ehre gar manche Kriegsdrangsale zuzuschreiben hat. Davon gab gleich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der sogenannte Spanische Successions-, oder Erbfolgekrieg ein sehr einleuchtendes Beispiel. Ehe ich jedoch dem Herrn Gesvatter von diesem Kriege und den Folgen desselben für unser Vaterland etwas erzähle, muß ich noch ein Paar Merkwürdigkeiten nachholen, die ich beynah zu erzählen vergessen hätte, und die doch nicht weniger von sehr wichtigen Folgen gewesen sind.

Die erste Merkwürdigkeit ist das Unternehmen eines Hessischen Dragoners, Valentin Degenhard.

W. Da bin ich doch begierig zu hören, was der Dragoner für große Thaten verrichtet hat.

B. Er gab Veranlassung dazu, daß auf dem Eichsfelde*) ein neuer Nahrungszweig
ents

*) Ein zwischen Thüringen, Hessen und den Hannoverschen Fürstenthümern Grubenhagen und Calenberg liegender Landstrich, welcher dem Kurfürsten von Mainz gehört.

entstand, der noch jetzt in jener Gegend einer großen Menge Menschen Unterhalt verschafft. Daher wird es dieser Dragoner wohl werth seyn, daß wir uns ein wenig bey ihm verweilen. Valentin Degenhard war zu Friede, einem Hessischen Dorfe, geboren. Im Jahre 1670 machte er als gemeiner Dragoner einen Feldzug in Flandern *) mit. Als einem Manne, der auf alles was um ihn herum vorging, aufmerksam war, entgingen seiner Aufmerksamkeit auch die vorzüglichen Wollenweberereyen nicht, welche schon seit Jahrhunderten in Flandern im blühensten Zustande waren und dieses Land bereichert hatten. Nach geendigtem Feldzuge kam er nach Hessen zurück. Ihz suchte er von seinen in der Weberereyen gesammelten Einsichten in seinem Vaterlande Gebrauch zu machen. Er nahm seinen Abschied, und wollte in seinem Geburtsorte ein Raschmacher werden. Da legten ihm aber die Tuchmacher von Eschwege, einer Stadt in der Nähe seines Geburtsortes, Hindernisse in den Weg. Deshalb verließ er Hessen und suchte anderwärts unterzukommen. Er setzte seinen Wanderstab 1680 in das benachbarte

D. 2

Eichs

*) Eine Provinz im heutigen Belgien oder den ehemaligen Oestreichischen Niederlanden.

Eichsfeld, legte der dortigen Regierung sein Vorhaben vor und wurde freundlich aufgenommen. Nun ließ er sich hier in dem Dorfe Großen, Bartlos häuslich nieder, weil er hier eine Familie fand, die das Wollenspinnen verstand und ihm also bey dem Gewerbe des Raschwebens, das bis dahin auf dem Eichsfelde noch ganz unbekannt war, sehr nützlich seyn konnte. Sein ganzes Vermögen bestand aus 120 Thälern. Mit diesen fing er denn an, sein neues Geschäft zuerst im Kleinen zu treiben. Da durch den dreißigjährigen Krieg in vielen Gegenden die Wollenwebereyen sehr gelitten hatten: so fanden seine Waaren um so leichter Abgang. Er gewann bald durch dieselben ein Stümmechen nach dem andern, und konnte daher nach und nach sein Gewerbe erweitern. Er legte der Weberstühle immer mehrere an, und sein Vermögen vermehrte sich nach und nach so sehr, daß er, der mit 120 Rthl. angefangen hatte, doch jedem seiner sieben Kinder ein Kapital von 800 Rthl. hinterlassen konnte. Doch dieß war nur der geringste Nutzen seiner Unternehmung. Die Hauptsache war, daß dadurch das ganze Ländchen, welches ihn aufgenommen hatte, an Wohlstand nach und nach un-

gemein zunahm. Denn sein Beyspiel reizte gar viele Eichsfelder zur Nachahmung, und eine weit größere Betriebsamkeit kam unter die Einwohner dieses Landstriches. Die Zahl der Leute, welche sich dort mit Wollenspinnen und Wollenwebereyen abgaben, vermehrte sich, und immer mehrere Leute fanden dadurch dort ihren Unterhalt. Man blieb in der Folge nicht bloß bey dem Raschmachen stehen; sondern verfertigte auch allerley andere Arten wollener Zeuge. Wir sehr seit Degenhards erster Unternehmung im Jahre 1680 die Wollenweberey auf dem Eichsfelde in Aufnahme gekommen ist, kann man daraus sehen, daß seit jenem Jahre die Zahl der Weberstühle in diesem Ländchen binnen 100 Jahren bis auf 3000 anwuchs, und dort die Zahl der Einwohner sich beynabe dreyfach vermehrte. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren auf dem Eichsfelde nur 25000 Menschen u. im Jahre 1777 zählte man dort schon 74000, und unter diesen nährten sich an 30000 von der Wollenweberey. Wie manche ansehnliche Summe Geldes kam durch diese Webereyen aus dem Auslande aufs Eichsfeld und hier in Umlauf. Und wem verdankt das Eichsfeld dieß alles? Den ersten Grund davon muß

man doch immer in der Thätigkeit des braven Dragoners Degenhard suchen.

Die zweite Merkwürdigkeit, die ich dem Herrn Gevatter mitzutheilen habe, betrifft drey neue Bedürfnisse, welche die Deutschen noch im siebzehnten Jahrhunderte kennen lernten, und die mit der Zeit so allgemeinen Beyfall in unserm Vaterlande fanden, daß man besonders in manchen Gegenden jetzt unter zehnt kaum Einen findet, der sich nicht den Gebrauch eines oder des andern dieser Säckelchen angewöhnt hätte.

W. Ich werde ja wohl errathen, was der Herr Gevatter meint; nicht wahr Kaffee und Toback? Nur das Dritte bringe ich nicht heraus.

B. Das ist der Thee, wozu man auch die Schokolade zählen kann, denn auch diese lernte man damahls in Deutschland kennen.

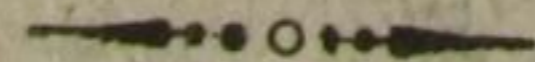
W. Den Thee kenne ich auch; aber was Schokolade ist, weiß ich nicht recht. Er hat mir zwar neulich gesagt, sie würde aus Cacaobohnen gemacht; aber wozu wird sie denn gebraucht?

B. Man macht daraus ein ähnliches Getränk, wie der Kaffee ist. Mehr will ich ihm
aber

oder davon nicht sagen; er möchte sonst vielleicht Appetit darnach bekommen und sie sich eben so angewöhnen, wie er sich schon den Kaffee und Toback angewöhnt hat.

W. Wären denn also Kaffee, Thee und Tobak wirklich erst so spät den Deutschen bekannt geworden?

B. Nicht anders. Was indessen den letztern betrifft, so kannte man ihn schon vor dem Jahre 1600 in Deutschland. Ueberhaupt aber ist der Toback erst seit der Entdeckung von Amerika, wo er vorzüglich wächst, in Europa bekannt geworden. Anfänglich ging es dem Toback, wie dem Branteweine, man gebrauchte ihn in Deutschland nur als Medizin; aber im siebzehnten Jahrhunderte wurde das Rauchen und Schnupfen schon sehr gewöhnlich unter den Deutschen. In manchen Gegenden wurde das Rauchen im 30 jährigen Kriege durch die ausländischen Soldaten bekannt. Noch häufiger wurde der Gebrauch des Tobaks, als man gegen das Ende des siebzehnten Jahrhundertes, in Deutschland hler und da selbst anfing, Toback anzubauen, wie z. B. im Mecklenburgischen, im Brandenburgischen, in der Pfalz, in Hessen.



Der beliebte Volkschriftsteller Steinbeck gibt
 180 eine Monatschrift heraus, die den
 Titel führt: Der Deutsche Patriot.
 Inhalt des Januarstücks.

I. Plan dieser Monatschrift. II. Es muß
 noch eine Revolution erfolgen, wenn es in der Welt
 anders und besser werden soll. III. N. Della Le-
 nas Wunderrede. IV. Minister und Nachtwächter;
 Kapitalmann und Bettler; der größte Gelehrte und
 der einfältigste Mensch sind vor dem Gesetze ein-
 ander alle gleich, und doch muß ein gewaltiges Ans-
 sehen der Person vor dem Richter gelten. V. Sel-
 tener Stolz eines Gefangenen. VI. Wie kann es
 dahin gebracht werden, daß im teutschen Reiche bes-
 onders auf dem Lande weniger Feuersbrünste entste-
 hen, und die ja noch entstehenden viel weniger Schas-
 den anrichten, als gewöhnlich jetzt geschieht? VII.
 Verbrechen verhüten ist besser als sie bestrafen. VIII.
 Einfaches Erleichterungsmittel bey dem schweren Zah-
 nen der Kinder. IX. Allgemeine Sprache. X. Uns-
 glück durch Trunk. XI. Daß die sogenannten Kuh-
 pocken vor aller Ansteckung der Menschenblattern
 sichern, wußte man in Teutschland längst schon, ach-
 tete nur nicht darauf. XII. Fragmente aus einer
 Leichenpredigt. XIII. Geh' in dein Kämmerlein u.
 schließ die Thüre hinter dir zu, An Meister Schands
 Heck in G. bey A. XIV. Eine kurze Schilderung
 der englischen Wächter, auch in Teutschland lesbar,
 nur anders zu erklären.

Der Bote

a u s

Z h ü r i n g e n

Siebzehntes Stück

1 8 0 2.



Bote. Wirth.

Bey der ersten Bekanntschaft, welche die Deutschen im siebzehnten Jahrhunderte mit dem Kaffee, dem Thee und der Schokolade machten, brauchten sie diese Getränke auch nur als eine Art von Arzeney. Aber es dauerte nicht lange, da fingen die Vornehmen und Reichen an, sie zuweilen als eine besondere Leckeren, späterhin aber als ein gewöhnliches Frühstück und dann auch Nachmittags zu genießen. Von den Vornehmen und Reichen lernten die übrigen Stände sie kennen, und da fand denn vor allen der Kaffee den meisten Beyfall. Mit der Zeit wurde dieser immer beliebter, und die Gewohnheit, Kaffee zu trinken, verbreitete sich im achtzehnten Jahrhunderte nach und nach so allgemein, daß man in den Städten selten ein Haus findet, worin nicht das Kaffeetrinken Sitte wäre. Ja ist doch

April. 1802.

N

gab

gar in vielen Deutschen Ländern schon unter der Bauern der Kaffee gemein geworden.

Die nähere Bekanntschaft der Deutschen mit dem Kaffee und Thee kommt vorzüglich von einem Holländischen Arzte, Cornelius van Bontekoe her. Dieser behauptete in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in einer Schrift, daß Kaffee und Thee sehr heilsam wären, und empfahl sie seinen Patienten sehr fleißig. Indessen fand er in seinem Vaterlande mit seinen Vorschlägen nicht gar viel Beyfall. Da verließ er Holland, begab sich nach Deutschland und schlug zu Hamburg seinen Wohnsitz auf. Hier fing er nun auch an von der Vortrefflichkeit jener Getränke viel Ruhmens zu machen. Manche glaubten ihm zwar auch in Deutschland nicht. Bey vielen andern aber fand er Eingang. Der Ruf, den Bontekoe in Deutschland erhielt, bewog den Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ihn zu seinem Leibarzte zu machen und nach Berlin zu berufen, wo er 1687 starb. Während seines Aufenthaltes zu Hamburg legte Bontekoe ein sogenanntes Kaffeehaus an, worin man für Geld schon zubereiteten Kaffee und Thee haben kann. Dieß war, so viel man weiß,

welch, in Deutschland das erste Kaffeehaus, dem aber in den Deutschen Handelsstädten und andern großen Städten bald mehrere folgten; ja mit der Zeit wurden auch in manchen kleinern Städten solche Häuser angelegt. Diese Kaffeehäuser haben wohl unstreitig zur immer weitern und allgemeineren Verbreitung des Kaffee- und Theetrinkens, dieses so großen Uebels, sehr viel beigetragen.

W. Hält denn der Hr. Gevatter im Ernst den Kaffee und den Thee für ein so großes Uebel? Sie schmecken ja doch, besonders der Kaffee, so gut.

B. Allerdings halte ich sie dafür, und wenn sie noch zehn Mal besser schmeckten.

W. Aber warum denn nur?

B. Haben nicht in neuern Zeiten die besten und berühmtesten Aerzte behauptet und zu beweisen gesucht, daß Thee und Kaffee, so gut wie der Brantewein der Gesundheit schaden? *) Suchen nicht sogar mehrere große Aerzte besonders im Thee und Kaffee mit den Grund mancher Krankheiten, wovon man in ältern Zeiten wenig oder nichts wußte?

R 2

W.

*) Siehe Faust's Gesundheits-Katechismus. Mit vier Holzschnitten. Neunte verbesserte Auflage. Preis zwey Groschen.

W. Auch unser Herr Landphysikus hält diese Dinge für schädlich. Dennoch trinkt er selbst alle Tage seinen Kaffee, und ist dabei jetzt in seinem acht und sechzigsten Jahre noch so munter, als vor zwanzig Jahren. Seit einigen Jahren trinke auch ich alle Sonntage meine drey Schalen Kaffee, und bin so gesund wie sonst; und solcher Leute kenne ich mehrere. Da habe ich nun in meiner Einfalt gedacht, es müsse doch mit der Schädlichkeit des Kaffee's sogar arg nicht seyn.

B. Mag immer der Herr Landphysikus ihn für schädlich halten und ihn sich doch gut schmecken lassen: was beweist das mehr, als daß man das Bessere wissen kann, und doch nicht immer darnach thut? Daß übrigens der Herr Landphysikus, so wie Er und andere Kaffee-trinker, sich, ungeachtet der Schädlichkeit des Kaffee's, doch wohl befinden, beweist auch weiter nichts, als daß der menschliche Körper sich selbst an solche Dinge gewöhnen kann, die an sich demselben schädlich sind. Ich könnte ihm aber auch Beyspiele von andern Leuten anführen, die seit dem Kaffeetrinken sich bey weitem nicht mehr so wohl befinden, als sonst; ja die sich noch jetzt viel munterer, heiterer und

und zur Arbeit aufgeregter fühlen, wenn sie sich überwinden können, das Kaffeetrinken eine Zeit lang zu unterlassen. Auch habe ich auf meinen Wanderungen die Bemerkung gemacht, daß in Gegenden, wo man keinen Kaffee trank die Leute viel rüstiger und stärker waren, als wo das Kaffeetrinken Sitte war. Denn Kräfte gibt der Kaffee wirklich nicht.

Doch wir wollen die Schädlichkeit des Thee's und des Kaffee's für die Gesundheit ein Mahl ganz bey Seite setzen. Auch wenn sie der Gesundheit des Körpers nicht so nachtheilig wären, glaube ich doch, daß sie für unser Vaterland ein großes Uebel sind. Denn ohne Zweifel hält sie doch der Herr Gebatter wenigstens für etwas Ueberflüssiges, ohne das die Deutschen gewiß recht wohl bestehen könnten?

B. Nothwendig müssen sie wohl zur Leibes Nahrung und Nothdurft nicht seyn. Auch bestand ja der Deutsche und führte große Dinge aus, ehe er noch vom Kaffee und Thee etwas wußte.

B. Und doch schickte der Deutsche, seitdem er sich an den Kaffee und Thee gewöhnte, für diese ganz überflüssigen Dinge jährlich viel

le, viele Millionen Thaler Geld außer Landes. Hat denn etwa der Herr Gevatter schon Ein Mahl berechnet, wie viel ihm sein Kaffee jährlich kostet.

W. In meinem Leben nicht; es wird so gar viel eben nicht seyn.

B. Hätte er wohl Lust, dieß Rechenexempelchen jetzt mit mir vorzunehmen?

W. Wenn's ihm Spaß macht, mir kann's recht seyn.

B. Bekanntlich hat das Jahr 52 Sonntage.

W. Wie ich nichts anders weiß.

B. Wenn nun der Herr Gevatter etwa die Feiertage auch Kaffee getrunken, und jedes Mahl mit seiner Familie ein Loth verbraucht hat: so wird zum jährlichen Verbrauch von zwey Pfunden nicht gar viel fehlen. Sein Kaffee kostet ihm daher des Jahrs ohne Milch und Zucker wenigstens sechzehn Groschen. Die Milch mag er umsonst haben, und der Zucker soll ihm jährlich nur acht Groschen kosten. Das macht zusammen einen Thaler.

W. Ist denn das viel? doch dafür habe ich meinen Kaffee nicht.

B. Gesezt nun, er kostete ihm wirklich nicht mehr: so nenne ich das wirklich viel, weil der
Thal

Thaler überflüssig ausgegeben ist, und eine überflüssige Ausgabe ist für den wirthschaftlichen Hausvater immer zu viel.

Wenn das nun hier im Dorfe, welches, glaube ich, hundert Häuser hat, in jedem Hause geschieht: so gibt die hiesige löbliche Bauerschaft des Jahres 100 Thaler ganz unnützlich aus.

W. Das geschieht sicher; denn ich wüßte kein Haus in unserm Dorfe, worin nicht wenigstens des Sonntags Kaffee getrunken würde.

B. Hat nun der Herr Gebatter 20 Jahre hindurch alle Sonn- und Festtage seinen Kaffee getrunken: so macht das in 20 Jahren 20 Thaler. Geschah dieß in jedem Hause dieses Dorfes: so kommt die Summe von 2000, sage: zweytausend Thaler heraus.

W. Wenn man das so bedenkt!

B. So viel kostet der Kaffee nur diesem Dorfe. Wenn man erst die Städte nähme, und berechnete, was dort täglich für Zucker und Kaffee ausgegeben wird: so würde man noch ganz andere Summen heraus bringen.

Wenn man nun bedenkt, wie viel Gutes mit diesem überflüssig ausgegebenen Gelde

Hätte gestiftet werden können! Da klagt man durch ganz Deutschland, von einem Ende bis zum andern, daß es an Geld fehle, die Schulen zu verbessern, für Wittven und Waisen besser zu sorgen, Armenanstalten zu errichten und dergleichen. Wenn nur jeder Kaffeetrinker sich entschlosse, sein Kaffeegeld herzugeben: da sollte gleich Geld genug zu solchen Dingen da seyn.

Herr Vossius, ordentlicher öffentlicher Professor auf der Universität zu Erfurt kündigt an: ein allgemeines philosophisches Reallexicon, oder Wörterbuch der philosophischen Wissenschaften in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Artikeln; Worin man die Meinungen der Philosophen über Natur, Seele, Gott, Geist, Ewigkeit u. d. gl. zusammen finden wird.

Das ganze Werk wird ohngefähr 6 bis 7 Alphabete stark in groß 8 auf schön weiß Papier und eng gedruckt.

Der erste Band, 2 Alphabete stark erscheint zur Ostermesse 1803 und wer bis zum 1ten Jänner desselben Jahres subscribirt, erhält sowohl diesen als alle folgende Bände für 2 Thaler Sächsisch.

Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, nimmt Subscription an.

Der Bote

aus

Z h ü r i n g e n.

Achtzehntes Stück.

Bote. Wirtb.

Wirtb. Wir möchten gern hier bey uns des Schulmeisters Gehalt noch mehr verbessern; auch haben wir schon lange hin und her gedacht, woher wir zur bessern Versorgung unserer Armen Geld hernehmen sollen. Da gäbe es ja gleich ein Mittel, dazu Geld zu bekommen.

B. Der Gedanke ist gut; noch besser aber wäre es, wenn er ausgeführt würde.

W. Ich für mein Theil bin dabey, wenn die andern es zufrieden sind.

B. Und wenn die andern nicht dabey sind: so läßt Er es sich auch gefallen; denn der Kaffee schmeckt doch gut, nicht wahr?

W. Was will ich denn machen, wenn sie nicht wollen? Zwingen kann ich doch die andern nicht.

B. Das freulich nicht; aber sich selbst kannt er zwingen, und das dann ersparte Geld wird er immer noch zu etwas Besserm verwenden können; dabei auch noch den großen Vortheil haben, daß er mehr Kraft und Stärke erlangt hat, Herr seiner Begierden zu werden; und diese Herrschaft über sich selbst ist, wie die Gottseligkeit, zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Wie viel Stunden jährlich Zeit darauf gehen, den Kaffee zu kochen, und wie viel besser doch diese Zeit angewendet werden könnte, bedenken die Kaffeetrinker gewöhnlich auch nicht.

Endlich habe ich auch noch Eine Ursache, warum ich besonders den Kaffee für ein sehr großes Uebel halte.

W. Und die wäre?

B. Weil durch ihn in vielen Gegenden unsers lieben Deutschen Vaterlandes Lüg und Trug vermehrt worden ist?

W. Was wird er nur dem Kaffee noch alles aufbürden.

B. Ich denke nicht mehr, als was wahr ist.

W. So lasse er doch den Beweis hören.

B.

B. Hier ist es. Manche Deutsche Landesväter bemerkten, daß so ungeheure Summen für den Kaffee aus dem Lande gingen; sie sahen auch ein, wie schädlich für Gesundheit und Beutel ihrer Unterthanen der häufige Gebrauch desselben geworden war und fernerhin werden könnte; sie glaubten daher dem Uebel Steuern zu müssen. Aus diesen und andern Ursachen legten sie starke Auflagen auf den Kaffee, und suchten den Gebrauch desselben noch auf mancherley andere Weise zu erschweren. Nun dachte ten viele ihrer Unterthanen, die sich von diesem überflüssigen Getränke nicht gern trennen und es doch auch gern wohlfeil haben wollten, auf allerley List und Ränke. Sie hintergingen die von der Regierung bestimmten Aufseher, welche darüber wachen sollten, daß so wohl ohne die entrichteten Abgaben kein Kaffee ins Land gebracht, als daß auch den übrigen obrigkeitlichen Verordnungen in Ansehung des Kaffee's Gehorsam geleistet würde. Viele Aufseher ließen sich bestechen, und indem sie den Betrüger durch die Finger sahen, wurden sie selbst zu Betrüger an der Regierung, die sie dafür bezahlte, daß sie über die Verhütung des Betrugs machen sollten. An den Grenzen, wo beson-

Derß das wiederrechtliche Einschleppen des
 Kaffee's aus einem Lande ins andere verhin-
 dert werden sollte, kam es in manchen Gegent-
 den sogar nicht selten zwischen den Aufseheren
 und den Leuten, welche jene und die Regierung
 hintergehen wollten, zu Mord und Todtschlag
 oder doch zu blutigen Handgemengen. Ich
 könnte von solchen Betrügereyen und Auf-
 tritten gar manche Beyspiele erzählen; aber
 es würde uns zu weit führen. Auf diese Wei-
 se wurde nun nicht nur die gute Absicht man-
 cher Regierung vereitelt, sondern, wegen der
 Dadurch veranlaßten Verschlimmerung der Den-
 kungsart vieler Leute, sogar das Unheil noch
 größer. Habe ich denn also Unrecht, wenn ich
 die Einführung des Kaffee's ein großes Uebel
 nenne? Der Thee ist zwar bey weitem nicht so
 allgemein in Deutschland in Gebrauch gekoms-
 men, hat also auch zu keinen solchen Betrüge-
 reyen Veranlassung gegeben; aber dennoch
 geht durch denselben immer genug Geld aus
 Deutschland; auch soll er nach der Meinung der
 Aerzte für die Gesundheit noch nachtheilliger als
 Kaffee seyn; und auf jeden Fall ist er etwas
 eben so Ueberflüssiges für den Deutschen Mas-

gen, für den ein Warmbier und ein Trunk Bier viel heilsamer, als der Kaffee, ist.

Meiner Meinung über diese überflüssigen Bedürfnisse füge ich nur noch dies bey. Gesetzt nun auch, die Erwachsenen, welche sich ein Mahl schon an den Kaffee oder Thee zu sehr gewöhnt haben, scheueten die Mühe, sich dieselben wieder abzugewöhnen: sollten nicht wenigstens alle Aeltern, welche diese Dinge für etwas Überflüssiges halten, dahin sehen, daß ihre Kinder sich nicht daran gewöhnten? Das Durch würde doch für das Beste der Nachkommenschaft gesorgt, welche Gesundheit, Geld und Redlichkeit ja immer recht gut wird brauchen können. Den Aeltern müßte es aber doch Freude machen, ihre Kinder von einer Gewohnheit frey zu erhalten, die man für nichts anders, als für ein Uebel, halten kann. — Dies mag von meiner zweyten Merkwürdigkeit genug seyn. Ich könnte hier noch eine dritte anführen, daß nämlich auch die Kartoffeln, ebenfalls ein ausländisches Gewächs, dessen Bekanntschaft für Deutschland so sehr wichtige Folgen gehabt hat, im siebzehnten Jahrhunderte zuerst in unserm Vaterlande bekannt geworden sind. Aber ich verschiebe dies bis zu einer andern Ges

Legenheit und wende mich nun zu dem Spanis-
schen Erbfolge-Kriege.

Der Spanische Successions- oder Erbfolges-
Krieg war ein Krieg, der wie schon der Nahe-
me dem Herrn Sevatter zeigt, wegen einer Erbs-
chaft geführt worden ist. So wie es im ges-
meinen Leben oft genug Zank und Streit wes-
gen des Erbens gibt; so pflegt es auch daran
von Zeit zu Zeit unter Fürsten und Königen
nicht zu fehlen. Im gemeinen Leben macht,
wenn die Streitenden zu keinem Vergleich
kommen können, die Obrigkeit durch einen Ur-
theilsspruch dem Streite ein Ende; aber bis
jetzt fehlt es in Europa an einem Gerichte, an
das sich ganze Staaten wenden könnten, um
ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen. Etwas
von der Art hat zwar das Deutsche Reich
in seinem Reichskammergerichte aufzuweisen;
aber dieß kann bekanntlich nur über Streitige-
keiten richten, welche die Deutschen kleinen Staa-
ten mit einander haben. Käme es noch ein-
stens in der Welt, oder auch nur vor der Hand
in Europa dahin, daß die Europäischen Staa-
ten mit einander eins würden, unter sich einen
Gerichtesstuhl zu errichten, der ihre vorkommens-
den Streitigkeiten schlichtete: so möchte dieß
für

für das Wohl der Länder Europa's vielleicht nicht übelseyn. Wir beyde werden dieß aber wohl nicht erleben. Bis jetzt ist daher gewöhnlich der Krieg das Mittel gewesen, welches von den Staaten bey ihren vorkommenden Streitigkeiten zu Hülfe genommen wurde und das entscheiden mußte, wer von den streitenden Parteyen Recht oder Unrecht habe. Das ist nun freylich ein Mittel, bey dem die Unterthanen am meisten zu kurz kommen, und auch oft die Beherrscher der Staaten, wenn die Sache unpartheiisch betrachtet wird, nicht mehr gewinnen, als etwa im gemeinen Leben durch manchen Proceß von den streitenden Parteyen gewonnen wird. — Auch wegen der Erbschaft, welche der König von Spanien, Carl II. bey seinem Tode im Jahre 1700 hinterließ, entstand ein Krieg, und diesen nennet man den Spanischen Erbfolge, oder Successions, Krieg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Avertissement.

Ein eine halbe Stunde von der Stadt Greußen in Thüringen gelegenes Ritterguth, mit sehr schönen und in dem besten Zustande befindlichen Wohn und Wirtschaftsbauwerken, steht aus freyer

er Hand zu verkaufen. Bey diesem Ritterguth befindet sich

1) 7 Hufen arthafte freyes Ritterland und 8 Acker Weinbergs Land, welches letztere Gartengerechtigkeit hat, der Acker zu 140 □ Ruthen, die Ruthe zu 14 Schuh n.

2) 30 Acker Ober und Unterholz, in dem besten Stande, der Acker zu 280 □ Ruthen.

3) Ein Lust und ein Baumgarten, mit guten Obstbäumen besetzt, und mit Klee besäet, welcher letztere 12 Acker hält.

4) Freye Schaftrift und Hordenschlag auf una bestimmte Zahl

5) Die Hälfte des Backhauses im Dorfe

6) Freye Braugerechtigkeit

7) Hat dieses Ritterguth auch Lehnen und Zinsen zu erheben, und wird von 8 Hausbesitzern jährlich mit 29 Tagen besoldet. Wegen des Anschlags und näherer Auskunft, hat man sich in postfreyen Briefen an den Kaufmann Hrn. Hufschke in Greußen zu wenden.

Der Bote

aus

Thüringen

Neunzehntes Stück

1802.

Bote. Wirth.

Es ist wahr, die Erbschaft war so ansehnlich, wie nicht leicht eine zu seyn pflegt. Sie bestand aus nichts geringerm, als dem eigentlichen Königreiche Spanien, aus den sehr weitläufigen Spanischen Besitzungen in Amerika und Ostindien, aus den Königreichen Neapel und Sicilien, aus der Insel Sardinien, dem Herzogthume Mailand und den sogenannten Spanischen Niederlanden, heut zu Tage Belgien genannt. Es war daher nicht zu verwundern, daß es nicht an Personen fehlte, denen diese Erbschaft schon lange gar sehr am Herzen lag, besonders da König Karl II. nicht nur keinen Sohn hatte, sondern überhaupt der letzte männliche Nachkomme des damaligen Spanischen Königstammes war. Der König Karl II. stammte aber in gerader Linie von dem berühmten Kaiser Karl V. ab, welcher, wie der
May 1802. Herr

Herr Gebatter sich noch erinnern wird, zugleich König von Spanien gewesen war, und Spanien seinem Sohne Philipp II hinterlassen hatte,*) dessen Urenkel Karl II war.

W. Nun werde ich ja wohl Einen, der auf die Spanische Erbschaft Anspruch machte, leicht errathen können? Nicht wahr, das wahr des Kaiser Leopold I?

B. Wie kommt der Herr Gebatter gerade auf diesen Herrn?

W. Sehr natürlich. Kaiser Leopold I war ja ein Oestreichischer Prinz; und der Spanische König Karl II stammte, wenn er des Kaiser Karls V Urenkel war, nothwendig auch aus dem Hause Oestreich.

B. Er hat Recht, und zwar stammte Kaiser Leopold I eben so in gerader Linie von Kaiser Karls V Bruder, dem Kaiser Ferdinand I ab, als der Spanische König Karl II vom Kaiser Karls V Sohne Philipp. Aber außer dieser gemeinschaftlichen Abstammung von Einem Ahnherrn waren der Kaiser Leopold I und der König von Spanien Karl II noch auf andere Weise mit einander verwandt. Der ers-

tere

stere

*) Siehe Bote aus Thüringen Jahrg. 1800. S. 308.

stere war sowohl ein Sohn einer Vaterschwester, als auch der Gemahl einer leiblichen Schwester des letztern. Auf diese doppelte Verwandtschaft nun gründete der Kaiser Leopold I seine Ansprüche auf die Erbschaft des Spanischen Königes, Karls II.

W. Wer waren denn die andern, welche hier zu erben hofften?

B. Neben dem Kaiser Leopold I war unter diesen der mächtigste der König von Frankreich Ludwig XIV, welcher der Sohn der ältern Vaterschwester Karl II und auch Gemahl der ältern Schwester dieses Königs war. Ausser diesen beyden Herren wollten noch zwey andere, die ebenfalls mit dem Spanischen Könige, obgleich weitläuftiger, verwandt waren, wo nicht alles, doch etwas erben. Diese waren der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und der Herzog Victor Amadeus von Savoyen *). Hieraus sieht also der Herr Gevatter, daß es der reichen Erbschaft gar nicht an Erben fehlte.

E 2

B.

*) Savoyen, ein Land in Ober- oder Norditalien, hatte bis zum Französischen Revolutions-Kriege seinen eigenen Herrn. In diesem Kriege wurde es aber 1792 von den Franzosen erobert, die es seitdem mit ihrer Republik vereinigt haben.

W. Ich dächte, unter diesen Umständen wäre das Beste gewesen, Karl II hätte ein Testament gemacht und selbst seinen Erben bestimmt?

B. Am Ende that dies auch Karl II. In Dessen hatten ihm vorher schon Frankreich, England und Holland diese Mühe ersparen wollen und unter sich, ohne den Erblasser weiter zu Rathe zu ziehen, ausgemacht, unter wem die Erbschaft getheilt werden sollte. Doch Karl II erfuhr diesen Theilungsplan, nahm dieses Befahren sehr übel, und bestimmte nun zum Erben aller seines Staaten den Urenkel seiner Mutter, der Baterschen Prinzen Joseph Ferdinand. Als dieser 1699 an den Blattern starb, setzte Karl II an dessen Stelle den Oestreichischen Prinzen Karl, den zweyten Sohn des Kaisers Leopold I, verlangte aber, dieser solle mit 10000 Mann nach Spanien kommen, wo er selbst ihm noch bey seinem Leben das Reich übergeben wolle. Diese Forderung des Königs konnte nicht sogleich ins Werk gesetzt werden; da her fand der Französische König Ludewig XIV Zeit, den sich seinem Ende immer mehr nähernden König durch seinen Anhang am Spanischen Hofe dahin zu bewegen, daß er ein Testament

Testament machte, worin der Herzog Philipp von Anjou, ein Enkel Ludwigs XIV, zum alleinigen Erben der Spanischen Länder eingesetzt wurde; doch unter der Bedingung, daß Spaniens Länder nie unter Einem Regenten mit Frankreich kommen sollten. Karl II hatte zwar anfänglich bey seiner Vorliebe zu seinem Stamme Hause (Oestreich) Bedenken getragen, dieses Testament zu unterschreiben; aber der Papst suchte ihm seine Bedenklichkeit zu benehmen, indem er ihm sagen ließ: „Das Wohl der Christenheit erfordere es, daß er dem Französischen Königshause vor dem Oestreichischen den Vorzug gäbe.“ Einen Monath nach Ausfertigung des Testaments starb Karl II, (am 1. November 1700) Philipp von Anjou nahm sobald als möglich seine reiche Erbschaft in Besitz, und wurde in allen Theilen des großen Spanischen Reiches, unter dem Nahmen Philipp V als rechtmäßiger König von Spanien anerkannt. Auch mehrere andere Europäische Staaten, ja sogar England und Holland, erkannten ihn anfänglich dafür.

Es war nicht zu verwundern, daß der Kaiser Leopold I hierin anderer Meinung war. Er ließ durch seinen Gesandten zu Madrid das

Testament Karls II für ungültig erklären und
 machte Anstalten, nöthigen Falls seine Ansprü-
 che mit Gewalt durchzusetzen. Bei näherer
 Ueberlegung fanden auch England und Holland,
 daß es für sie gar nicht vortheilhaft sey, wenn
 ein Französischer Prinz die große Spanische
 Monarchie allein besitze. Freulich wollten sie
 wohl eben so wenig, daß ein Oestreichischer
 Prinz sie allein beherrschen, und noch weniger,
 daß sie gar mit der Oestreichischen Monarchie
 zu Einem Reiche verbunden werden sollte; ihre
 Gedanken blieben vielmehr immer auf die
 Theilung gerichtet. Weil sie nun meinten, daß
 jetzt der König von Frankreich eben so wenig
 als der neue König von Spanien etwas davon
 würde wissen wollen: so traten sie mit dem
 Kaiser am 1ten September des Jahres 1701 in
 ein Bündniß, worin sie dem Kaiser versprachen,
 ihm zu einer angemessenen Genügethumb in
 Ansehung seiner Ansprüche auf Spanien bei-
 hülfflich zu seyn. Dies konnte nun, da Lud-
 wig XIV und sein Enkel König Philipp V
 Karls II Testament in voller Gültigkeit erhal-
 ten wissen wollten, nicht anders, als durch
 Krieg geschehen, wozu denn auch Frankreich
 Zurüstungen zu machen anfang, und der Kais-
 ser

fer, England und Holland sich auch rüsteten. Noch im Jahre 1701 nahm der Krieg seinen Anfang. Der Schauplatz desselben war bey der Ausgedehntheit der Spanischen Monarchie und bey der Menge Staaten, welche daran Theil nahmen, sehr weitläufig, und der Krieg wurde bald in Spanien, bald in Italien, bald in Frankreich, bald in den Niederlanden, bald zu Wasser bald zu Lande, bald mit größerer bald mit geringerer Lebhaftigkeit geführt. Auch unser Vaterland wurde seit dem Jahre 1702 in denselben verwickelt; denn es waren nicht nur Brandenburg, Hannover und Hessekassel in besondere Bündnisse mit dem Kaiser gegen Frankreich getreten; sondern der Kaiser bewog auch, obgleich nicht ohne viele Schwierigkeiten, das Deutsche Reich überhaupt zum Beitritte, so daß von Reichs wegen der Krieg den Franzosen 1702 erklärt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Avertissement.

Ein eine halbe Stunde von der Stadt Greußen in Thüringen gelegenes Ritterguth mit sehr schön

schönen und in dem besten Zustande befindlichen Wohn und Wirthschafts Gebäuden, steht aus freyer Hand zu verkaufen. Bey diesem Ritterguth befindet sich

1) 7 Hufen arthafes freyes Ritterland und 8 Acker Weinbergs Land, welches letztere Gartens gerechtigkeit hat, der Acker zu 140 □ Ruthen, die Ruthe zu 14 Schuhen.

2) 30 Acker Oec und Unterholz, in dem besten Stande, der Acker zu 280 □ Ruthen

3) Ein Lust und ein Baumgarten, mit guten Obstbäumen besetzt, und mit Klee besäet, welcher letztere 12 Acker hält.

4) Freye Schaftrift und Hordenschlag auf eine bestimmte Zahl

5) Die Hälfte des Backhauses im Dorfe

6) Freye Branngerechtigkeit

7) Hat dieses Ritterguth auch Lehnen und Zinsen zu erheben, und wird von 8 Hausbesitzern jährlich mit 29 Tagen befröhnet. Wegen des Anschlags und näherer Auskunfte, hat man sich in postfreyen Ortesen an den Kaufmann Hrn. Hutschke in Breußen zu wenden.

(1910 10 10)

AVERTISSEMENT

Ein eine kleine Stelle von der Stadt
 im 18ten Jahr 1810
 1810

Der Bote

a u s

S h ü r i n g e n

Zwanzigstes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

U nter den Deutschen Fürsten waren indessen doch nicht alle gegen Frankreich; sondern so wohl der Kurfürst von Baiern Maximilian Emanuel, als auch dessen Bruder Joseph Elemeus, Kurfürst von Köln, hielten es vielmehr mit Ludwig XIV. Beyde brachte dieser König durch mancherley Ueberredungskünste auf seine Seite, den Kurfürsten von Baiern unter andern auch dadurch, daß er ihn zu der Kaiserwürde und zu dem Besitz der Spanischen Niederlande zu verhelfen versprach.

Ich halte es für überflüssig, dem Herrn Gebatter die ganze Geschichte dieses merkwürdigen Krieges zu erzählen; es gehören davon überhaupt auch nur die Begebenheiten hierher, welche in unserm Vaterlande selbst vorkamen; aber auch von diesen werde ich nur einige der merkwürdigsten ausheben können, wenn wir

May 1802

U

uns

uns nicht zu lange bey diesem Kriege aufhalten
 wollen. Was denselben überhaupt betrifft;
 so gilt von ihm, was von den meisten Kriegen
 gilt: Das Glück lenkte sich bald auf diese, bald
 auf jene Partey; daher er auch dreyzehn Jahr
 re dauerte, und nur dann erst endigte, als bey
 de Theile sich fast ganz erschöpft fühlten. Den
 Armeen beyder Theile fehlte es nicht an Muth
 und Tapferkeit; auch hatten beyde Parteyen
 ausgezeichnete Anführer; unter denen ein Feld
 herr der Destrreicher, der Prinz Eugen von
 Savoyen, und ein Englischer General, der
 Herzog von Marlborough noch bis auf den
 heutigen Tag in dem Munde vieler Deutschen
 sind, wegen der großen Thaten, die unter ih
 rer Anführung auch in Deutschland verrichtet
 wurden. Der Prinz Eugen von Savoyen blieb,
 ungeachtet sein Verwandter, der Herzog von
 Savoyen, es anfänglich mit Frankreich hielt,
 dennoch in dem Dienste des Hauses Destrreich,
 das seinem Heldenmuth auch in mehreren Krie
 gen, die es viele Jahre hindurch gegen die Tür
 ken vor und nach dem Spanischen Successions
 Kriege führte, sehr viel zu verdanken hatte. Ein
 anderer sehr ausgezeichneter General der kaisers
 lichen Partey war ein Deutscher, der Prinz
 Ludwig

Ludwig von Baden. Schon gleich zu Anfange des Krieges in Deutschland erfocht dieser mit der kaiserlichen Armee am Rheine einige bedeutende Vortheile über die Franzosen. Unter andern nahm er ihnen auch, noch vor der Kriegserklärung des Deutschen Reiches gegen Frankreich, die wichtige Festung Landau im Elsaß weg. Schon beschäftigte er sich jetzt mit dem Plane, weiter in das Französische Gebiet vorzudringen, als er die unerwartete Nachricht erhielt, daß einige Tage vor der Einnahme von Landau der Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, sich durch eine Kriegsschlacht der stark befestigten Reichsstadt Ulm bemächtigt habe. Dieser Herr, schon längst im Geheimen mit Frankreich einverstanden, hatte unter dem Vorwande, die Neutralität behaupten zu wollen, eine 20000 Mann starke Armee zwischen Ingolstadt und Augsburg, auf dem sogenannten Lechfelde, zusammen gezogen. Ein Theil derselben überrumpelte die Stadt Ulm *) auf folgende Weise. Durch ein Thor derselben, das Gänsethor genannt, durch welches aus den benachbarten Dörfern die Bauern

U 2

ern

*) Sie liegt an der Donau im Schwäbischen Kreise.

era Lebensmittel auf den Markt zu bringen
 pflegen, schlichen sich den Tag vor der Einnah-
 me einige als Bauern verkleidete Officiere mit
 Körben voll Obst und andern Eßwaren in
 die Stadt ein. Unter ihren Kleidern verbars-
 gen sie Pistolen, Bajouette und andere Waffen.
 Eine noch größere Anzahl solcher verkleideten
 Officiere näherte sich in der folgenden Nacht
 dem Gänsehore, und wartete dort bis zur Zeit
 der Wiederoeffnung der Stadthore. In ders-
 selben Nacht waren auch zwey Regimenten
 Dragoner mit einigen 100 Mann Infanteris-
 ten auf verschiedenen wenig gangbaren Wegen
 der Stadt nahe gekommen und hatten sich in
 den nahen Gehüschern versteckt. Bey der Er-
 öffnung der Stadthore gab einer der schon in
 der Stadt sich befindenden verkleideten Offis-
 ciere den vor dem Gänsehore lauernden ein
 Zeichen. Diese eilten herbey, griffen die Was-
 che am Thore an, und überwältigten sie, un-
 terdessen die übrigen sie theils unterstützten,
 theils andermwärts beschäftigt waren. Bald
 verbreitete sich die Nachricht von diesem Ue-
 berfalle durch die ganze Stadt. Ehe aber noch
 die schlaftrunkene Bürgerschaft und die Stadts-
 soldaten völlig auf die Beine gebracht und die ges

gehörigen Vertheidigungsanstalten getroffen werden konnten, drangen auch die vor dem Thore befindlichen Baierschen Truppen in die Stadt ein. Es kam nun anfänglich wohl zwischen den Ulmern und Baiern zu einigen ernsthaften Ausstritten; selbst Weiber und Kinder liefen hier und da mit Steinen, Prügeln und andern solchen Instrumenten herben. Aber die Betäubung und Verwirrung, worin man durch diesen Ueberfall gerathen war, ließen doch keine gehörige Vertheidigung zu, und so behaupteten sich denn die Baiern in der Stadt. Ihr Anführer, der Obristleutenant Peckmann, der den Plan zu dieser Ueberrumpelung entworfen hatte, kam selbst, man weiß nicht, ob durch Feindeshand oder ob in der Verwirrung durch seine eigenen Leute, bey dem Gefechte in der Stadt um. Ulm erhielt jetzt eine starke Baiersche Besatzung. Der Kurfürst von Baiern aber suchte den übrigen Reichsständen zu beweisen, er habe nur zum Besten des Reichs Ulm besetzt; doch seine Versicherungen fanden bey Kaiser und Reich keinen Glauben. Vielmehr wurde er mit Uebereinstimmung aller drey Reichscollegien auf dem Reichstage zu Regensburg, nachdem man ihn vergeblich zur Zurück-

gab Ulm und zur Einstellung aller weiteren Feindseligkeiten ormahnt hatte, für einen Reichsfeind erklärt. Eben dieß Schicksal hatte auch der Kurfürst von Köln wegen seines Bündnisses mit Frankreich.

Nach der Einnahme der Stadt Ulm breites te sich der Kurfürst von Baiern immer weiter in Schwaben aus, und suchte sich dem Rheine zu nähern, um sich mit den Franzosen vereinigen und in Verbindung mit diesen den Krieg gegen den Kaiser führen zu können. Von Seiten der Franzosen that man alles Mögliche, diese Vereinigung, die schwer auszuführen war, zu bewerkstelligen. Eine Französische Armee, unter Anführung ihres tapfern und kühnen Marschalls von Villars, versuchte sie auch schon im October 1702; aber es gelang dem Prinzen Ludwig von Baden sie noch dieß Mahl zu verhindern. Dagegen glückte es dem Kurfürsten von Baiern, nicht nur die Versuche zurückzuschlagen, welche die Oestreicher zu Anfang des Jahres 1703 machten, auf zwey Seiten in Baiern einzudringen, sondern er bemächtigte sich auch am 8ten April desselben Jahres der Reichsstadt Regensburg, um sein Land von dies

dieser Seite vor neuen Beunruhigungen sicher zu stellen.

Während in diesem Theile Deutschlands der Kurfürst von Baiern gegen die Oesterreicher glücklich focht, waren seine Bundesgenossen, die Franzosen, am Oberrheine nicht müßig gewesen. Unter ihrem Marschalle von Villars waren sie über den Rhein gegangen, hatten den Prinzen von Baden zum Rückzug genöthigt und die Reichsfestung Kehl am Rhein erobert. Hiermit vor der Hand zufrieden, waren sie zwar wieder über den Rhein zurückgegangen, aber in der Mitte des Aprils kamen sie wieder über diesen Fluß herüber, um durch weiteres Vordringen sich den Weg zur Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern zu bahnen. Da fanden sie bey den Verschanzungen, welche die Deutschen von dem Badischen Städtchen Stollhofen an bis gegen die Festung Philippsburg gemacht hatten, einen so tapfern Widerstand, daß sie dort fünf Mahl zurückgeschlagen wurden und das Vordringen von dieser Seite aufgeben mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Avertissement.

Ein eine halbe Stunde von der Stadt Greußen in Thüringen gelegenes Ritterguth mit sehr

schönen und in dem besten Zustande befindlichen Wohn- und Wirtschaftsbauwerken, steht aus freyer Hand zu verkaufen. Bey diesem Ritterguth befindet sich

1) 7 Hufen arthafte freyes Ritterland und 8 Acker Weinbergsland, welches letztere Gartengerechtigkeit hat, der Acker zu 140 □ Ruthen, die Ruthe zu 14 Schuhen.

2) 30 Acker Ober und Unterholz, in dem besten Stande, der Acker zu 280 □ Ruthen

3) Ein Lust und ein Baumgarten, mit guten Obstbäumen besetzt, und mit Klee besäet, welcher letztere 12 Acker hält.

4) Freye Schaftrift und Hordenschlag auf una bestimmte Zahl

5) Die Hälfte des Backhauses im Dorfe

6) Freye Braugerechtigkeit

7) Hat dieses Ritterguth auch Lehnen und Zinsen zu erheben, und wird von 8 Hausbesitzern jährlich mit 29 Tagen befröhnet. Wegen des Anschlags und näherer Auskunft, hat man sich in postfreyen Briefen an den Kaufmann Hrn. Husche in Greußen zu wenden.

Der Bote

aus

Schützlingen.

Ein und zwanzigstes Stück.

1802.

Bote. Wirth.

Nun aber schlug Villars einen andern Plan ein, der ihn durch einen Umweg, aber desto sicherer, zu seinem Ziele führte. Er nahm seinen Weg durch die Pässe des Schwarzwaldes, die nicht zum besten von den Deutschen besetzt worden waren. Hier gelang es ihm wirklich in Schwaben weiter vorzudringen und die Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern bey Tuttlingen *) zu Stande zu bringen, ungeachtet der Prinz von Baden sich viele Mühe gab, sie zu verhindern. Jetzt verbreiteten sich die Franzosen in Schwaben, schrieben brav Contributionen aus und überlegten mit dem Kurfürsten, was weiter zu thun sey. Endlich wurde beschlossen, die Franzosen sollten Baiern und das Eroberte vertheidigen, der Kurfürst in Ty-

May 1802.

X

rol

*) Eine Stadt an der Donau im Wirttembergischen.

rol eindringen, sich von da aus an die Französische Armee in Italien anschließen; und hierauf wollten Franzosen und Baiern vereint ins Innere von Oestreich eindringen, und den Kaiser zu Wien selbst zu einem Frieden, wie man ihn nur haben wollte, zwingen. Dieß war der Plan, wie sah es um die Ausführung aus?

Mit 16000 Man brach im Junius Maximilian Emanuel gegen Tyrol auf, und in wenig Tagen war schon die fast für unüberwindlich gehaltene Tyrolische Festung Kuffstein in den Händen der Baiern. Der Herr Gevatter kann diesen Ort auf seinem Rärtchen von Deutschland finden, welches er überhaupt jetzt bey meiner Erzählung von Kriegsbegebenheiten wieder zur Hand nehmen mag.

W. Da ist das Rärtchen und hier im Gelben sehe ich auch hart an der Baierschen Grenze den Rahmen Kuffstein.

B. Schon recht; das ganze große Gelbe ist der Oestreichische Kreis, wovon der hier westlich an die Schweiz und südlich an Italien grenzende Theil die Grafschaft Tyrol heißt.

W. Wie ging's denn aber zu, daß eine so starke Festung, als Kuffstein seyn soll, so
schnell

schnell in Feindes Hand fiel. War etwa Verrätherey hier im Spiele?

B. Das nicht. Tyroler und Verräther an ihrem Vaterlande! Nein Herr Gevatter! vor den Tyrolern muß man Respect haben; das sind Leute, die ihren Herrn und ihr Vaterland lieben! Ein unglücklicher Zufall war es, der den Baiern Ruffstein verschaffe. Der Kommandant der Festung steckte, um sich besser von der Seite vertheidigen zu können, eine Vorstadt in Brand. Da trüb unglücklicher Weise der Wind, der sich schnell veränderte, das Feuer nach der Stadt zu. Diese gerleth in Flammen; bald wurden auch die Magazine und das Pulver vom Feuer ergriffen. Während nun alles, was konnte, mit Rettungsanstalten beschäftigt war, benutzte der Feind vor den Thoren die Angst und die Verwirrung der Belagerten, und erkletterte das feste Schloß, als den Haupttheil der Festung, und so fiel Ruffstein den Baiern in die Hände. Die Bestürzung über die so schnelle Einnahme dieses Platzes verbreitete sich bald durch ganz Tyrol; man verlor, obgleich nur auf kurze Zeit, den Muth und alle Gegenwart des Geistes. Die Baiern benutzten die Muthlosigkeit der Tyroler,

Drangen schnell bis Innsbruck, der Hauptstadt
 des Landes, vor; besetzten alle festen Plätze,
 welche nach Schwaben und Baiern führen und
 trieben in allen Gegenden, wohin sie sich ver-
 breiteten. schwere Contributionen ein, wodurch
 die Tyroler äußerst erdittert und bald wieder
 zur Besonnenheit gebracht wurden. Unterdes-
 sen hatte die Französische Armee in Italien,
 angeführt durch einen berühmten Feldherrn,
 den Herzog von Vendome, sich allmählich den
 Tyrolischen Gränzen genähert. Jetzt wollte der
 Kurfürst die Vereinigung mit ihr zu bewirken
 suchen. Dazu war es nöthig den Brenner, ein
 hohes Gebirge, zu passiren. Aber bey jedem
 weitern Vorschritte fanden die Baiern den
 hartnäckigsten Widerstand. Mehrere tausend
 Tyrolische Bauern hatten sich unter einem ge-
 wissen Martin Sterzinger versammelt;
 einige regulirte Truppen verstärkten sie, und
 Oestreichische und Schwäbische Officiere führ-
 ten sie an. Die vielen sehr hohen Berge im
 Innern Tyrols begünstigten die Vertheidl-
 gung der Tyroler. Felsenstücke und Baums-
 stämme wurden auf die in den engen Pässen
 marschierenden Baiern von den hohen Bergen
 herabgewälzt, und die gewandten Tyrolischen
 Scharfs

Scharfschützen und Jäger waren nicht müßig, dort aus dem Gebüsche und hinter Felsstücken und in Klüften versteckt, bald hier, bald da einem Bataer das Lebenslicht auszublasen. Doch gelang es, obgleich mit dem größten Verlust, den Bayern endlich, auf dem Brenner anzulangen. Mit Sehnsucht erwartete der Kurfürst die Annäherung der Französischen Armee aus Italien; aber nicht einmahl Nachricht konnte er von ihr erhalten. Der Anführer der Oestreichischen Armee in Italien, der Prinz Eugen, hatte eine solche Stellung mit den Kaiserlichen genommen, daß der Französische Feldherr die Vereinigung mit der Bayerischen Armee nicht wagen konnte. Drey Tage lang warteten die Bayern auf dem Brenner. Als aber weder Franzosen noch Nachricht von ihnen ankam, hielt es der Kurfürst für das Beste, mit seiner Armee so schnell, als möglich, sich über Innsbruck nach Baiern zurück zu ziehen. Nun aber gingen die Mühseligkeiten der Bayern von neuem an. Denn auf diesem Rückzuge wurden sie von den Tyroler Bauern noch mehr beunruhigt. Indessen schenkten die Bayern den Tyrolern auch nichts, und, wo sie hinkamen, sengten und brennten,

raubten und plünderten sie, und schlugen todt, wer ihnen in den Weg kam. Mit einem Verluste von mehreren tausend Mann kam der Kurfürst wieder in Bayern an, bis wohin ihn die Tyroler verfolgten, ja sogar in Baiern selbst einfielen und hier an mehreren Orten eben solche Verheerungen anrichteten, als die Bayern auf ihrem Rückzuge in Tyrol.

Dieser mißlungene Versuch und die Einfälle der Kaiserlichen und Reichstruppen in sein Land machten den Kurfürsten von Baiern fast geneigt, sich mit dem Kaiser und Reiche wieder auszusöhnen; auch Portugall, das es bisher mit Frankreich gehalten hatte, so wie der Herzog von Savoyen, verließen die Französische Partey und traten auf die Seite des Kaisers und seiner Alliirten. Doch den schon schwankenden Kurfürsten von Baiern ketteten neue Vortheile, welche die Franzosen und Bayern in Schwaben über die Kaiserlichen während des letzten Viertels des Jahres 1703 und zu Anfange des folgenden Jahres erfochten, von neuem enger an Frankreich. Die wichtige Oesterreichische Festung Brensach im Breisgan in Schwaben hatten die Franzosen weggenommen, Landau wieder erobert, und auch Augsburg
war

war in die Hände der vereinigten Balerisch-
 Französischen Armee gekommen. Nach der Ein-
 nahme von Augsburg konnte der Kurfürst von
 Baiern sogar Anstalt zu einem neuen Einfalle
 ins Oestreichische machen. Dieß Mahl sollte
 der Angriff von einer andern Seite geschehen,
 und in dieser Absicht suchte er die an Baiern
 gränzende Oestreichische Festung Passau an der
 Donau in seine Gewalt zu bekommen. Dieß
 letztere gelang ihm bald, da es dem Orte an
 allem fehlte, was zum Aushalten einer ordent-
 lichen Belagerung nöthig war.

Die Lage Deutschlands wurde jetzt bedenk-
 lich. Unterdessen hatten der Kaiser, England
 und Holland für das Jahr 1704 einen Kriegs-
 plan entworfen, welcher, wenn er gelang, der
 Sache wieder eine andere Wendung geben
 konnte. Die beyden größten Feldherren der
 Allirten, der Prinz Eugen von Savoyen,
 und der Englische Herzog von Malborough
 sollten, vereinigt mit dem Prinzen Ludwig
 von Baden, in Deutschland den Krieg
 führen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte der Deutschen, die in diesem Blatte bisher erzählt wurde, ersieht man, wie finster und traurig es ehemals in unserm Vaterlande aussah. Wie glücklich sind dagegen unsere Zeiten! wie viel wissen, können und verstehen wir, das unsern Vorfahren unbekannt war. Es ist billig, daß wir die Männer in gereuem Andenken behalten, die dieses unser Wohl gründen halfen. Man findet ihre Namen und Geschicke aufgezeichnet in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts. Schneppenthal im Verlage der Erziehungsanstalt. Auf Druckpapier kostet dieß Buch 2 Thlr. und auf Schweizerpapier 2 Thlr 12 gl.

Man findet darin die Geschichte der vorzüglichsten Deutschen Regenten, Staatskennner, Helden, Naturforscher, Chemiker, Mathematiker, Astronomen, Geographen, Philosophen, Erzieher, Geschichtsforscher, Sprachforscher, Dichter, Tonkünstler, Künstler u. s. w. die im vorigen Jahrhundert wirkten und starben.

Der Bote
aus
Thüringen

Zwey und zwanzigstes Stück

1802.

Bote. Wirth.

Hier hatte die Französisch-Baiersche Armee eine ansehnlich Verstärkung zu hoffen, welche der Marschall von Tallard herbey führte und zum Theil auch mit der Baierschen Armee in Schwaben vereinigte. Dagegen war auch der Herzog von Marlborough mit 30000 Engländern und Holländern herbey gekommen, und vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere, das Prinz Eugen commandirte, so wie die Reichstruppen der Prinz Ludwig von Baden. Bis sich die Französisch-Baiersche Armee mit der großen Französischen Hauptarmee völlig vereinigen konnte, wollte der Kurfürst von Baiern vorzüglich sein Land gegen den Feind decken, und hatte sich daher auf dem Schellensberge bey Donauperth *) zu verschanzen angefangen

Juny 1802.

Y

fans

*) Eine Baiersche Stadt an der Donau an der Gränze von Schwaben und Baiern. Siehe Bote aus Thüringen Jahrgang 1800 S. 345.

gen. Noch waren diese Verschanzungen nicht ganz vollendet, als er hier plötzlich von den Allirten angegriffen und nach der tapfersten Gegenwehr der Baiern und Franzosen mit einem großen Verluste geschlagen wurde. Ungeachtet er von neuem eine Stellung zur Defension seines Landes nahm: so konnte er doch bey der Ueberlegenheit des Feindes nicht verhindern, daß dieser in Baiern große Verwüstungen anrichtete. Das Unglück seines Landes und die mißliche Lage, worin er sich mit dem Ueberreste seiner Truppen befand, hätten ihn jetzt wirklich zu dem Entschlusse gebracht, das Bündniß mit Frankreich aufzugeben; wäre ihm nicht die Nachricht gebracht worden, der Marschall Tallard, welcher unterdessen die Stadt Billingen *) belagert hatte, habe diese Belagerung aufgehoben, und rücke in aller Eile mit einer neuen großen Verstärkung, ihn zu unterstützen, herbey. Vergeblich suchten die Allirten die Vereinigung der Franzosen und Baiern zu verhindern, die nun zu einer Armee anwuchsen, welche beträchtlich stärker, als die der Allirten war.

Am

*) Eine Oestreichische Stadt im Breisgau in Schwaben.

Am zwölften August standen die beiden Armeen einander gegenüber, und eine Schlacht war unvermeidlich. Die Französisch-Bayerische Armee hatte außer ihrer größern Anzahl auch noch eine sehr vortheilhafte Stellung, welche den Angriff für den Feind ungemein mißlich machte. Dennoch beschloßen Eugen und Marlborough sie anzugreifen, und am dreizehnten August kam es zwischen Höchstädt und Blindheim in der Nähe von Dillingen **) zu einer entscheidenden Schlacht, welche man unter die wichtigsten und blutigsten des achtzehnten Jahrhunderts zählt. 58000 Franzosen und Bayern kämpften hier unter Tallard und dem Kurfürsten von Bayern gegen 52000 Oesterreichischer, Engländer, Holländer, Preussen u. Hessen unter Eugen und Marlborough. Beide Theile fochten mit dem größten Muthe; aber der Sieg entschied sich nach der tapfersten Gegenwehr des Feindes für die Allirten. Der rechte Flügel der Französisch-Bayerischen Armee, angeführt von Tallard, wurde zuerst zum Weichen gebracht, und 13000 Franzosen mußten sich mit ihrem Anführer dem Herzoge von

V 2

Marls

**) Eine dem Bischof von Augsburg gehörige Stadt in Schwaben.

Marlbrough zu Gefangenen ergeben. Unbekannt mit dem Schicksale des rechten socht der feindliche linke Flügel unter dem Kommando des Kurfürsten von Baiern noch mit unbeschreiblicher Anstrengung gegen den Prinzen Eugen; und entschloß sich nur dann erst zum völligen Rückzuge, als er das unglückliche Schicksal des rechten Flügels hörte. Wie mörderisch diese Schlacht gewesen seyn müsse, kann man daraus sehen, daß von der ganzen Französischen Baierschen Armee kaum 24000 Mann noch übrig blieben; über 15000 waren in feindliche Gefangenschaft gerahen, an 20000 theils getödtet, theils verwundet worden; 3000 allein fanden in der Donau ihr Grab. Der Französische Anführer Tallard wurde in eben dem Augenblicke gefangen, als er in der Donau seine Rettung zu finden hoffte. Das ganze feindliche Lager, die Kriegskasse, mehrere tausend Wagen mit Lebensmitteln und Munition, eine Menge Kanonen, Fahnen und dergleichen fielen in die Hände der Allirten.

Diese gänzliche Niederlage der Franzosen und Baiern hatte für den ganzen fernern Lauf des Krieges die wichtigsten Folgen. Die nächsten davon waren, daß die Franzosen mit
den

den Baiern das rechte Rheinufer ganz verlas-
 sen, und Augsburg, Regensburg, Ulm, Lans-
 dau und andere feste Plätze nun in die Gewalt
 der Allirten kommen. Für Niemanden aber
 hatte der Sieg der Allirten traurigere Folgen,
 als für den Kurfürsten von Baiern und für des-
 sen Länder. Der Kurfürst mußte sogleich sein
 Land mit dem Rücken ansehen und in des Feins
 des Hand lassen. Er selbst zog sich mit dem
 Rest seiner Armee zu dem Französischen Corps,
 das der Marschall von Villeroi commandirte,
 und ging mit diesem nach Straßburg, nachdem
 er zuvor die Regierung seiner Gemahlinn The-
 resia Kunigunda übertragen hatte. Diese sah
 sich genöthigt, mit dem Kaiser in Unterhand-
 lungen zu treten, welches einen Vergleich zur
 Folge hatte, der im November 1704 zwischen
 ihr und dem Kaiser geschlossen wurde. Ver-
 möge desselben mußten nicht nur alle festen
 Plätze Baierns nebst allen darin befindlichen
 Kriegsbedürfnissen, den Kaiserlichen übergeben
 werden; sondern auch ganz Baiern, das Rent-
 tant München ausgenommen, welches man der
 Kurfürstinn zur Regierung überließ, wurde so
 gut als Oestreichisch, und der Kaiser konnte
 jetzt darin, wie in seinem Eigenthume, schalten

und walten. Indessen kostete es doch den Oestreichern manchen Kampf, sich in Baierns Besitz zu erhalten. Den Baiern wurden bald die Bedrückungen, welche sie von den kaiserlichen Truppen auszustehen hatten, und die vielen Forderungen, welche die Oestreichische Regierung an sie machte, so unerträglich, daß durch einen großen Theil Baierns im Geheimen eine Verschwörung gegen die Kaiserlichkeit sich entspann. Die Liebe, welche der Baiern gegen seinen Kurfürsten hatte, trug viel dazu bey, den eine Zeit lang zurück gehaltenen Unwillen endlich zum Ausbruch zu bringen. Es ereignete sich daher im November 1705 in mehreren Gegenden Baierns ein förmlicher Aufstand gegen die Kaiserlichen.

Der Kaiser beschuldigte den Kurfürsten und die Kurfürstinn, den Aufruhr selbst veranlaßt zu haben. Aus dieser Ursache ließ er auch München in Besitz nehmen. Die Kurfürstinn war zwar zu der Zeit, als der Aufstand wirklich zum Ausbruche kam, nicht in Baiern; allein eben in ihrer Entfernung aus diesem Lande glaubte man einen Grund zu finden, daß sie an dem Aufruhr Theil habe. So viel wenigstens war wahr: man fand bey zwey Kurfürsten

fürstlichen Rätthen, die man in Verhaft nahm, Beweise, daß diese Rätthe in die Verschwörung verwickelt waren und sie leiteten. Ungeachtet die Kaiserlichen bald anfänglich strenge Mittel versuchten, die Verschwörung zu unterdrücken: so konnten sie es doch nicht verhindern, daß einige tausend Bauern, angeführt von abgedankten Baierschen Soldaten und einigen Officiern, sich zusammen rotteten, sich mehrerer festen Plätze bemächtigten, und die Oestreichische Besatzung daraus vertrieben. Fast mit jedem Tage nahm die Zahl der bewaffneten Bauern und Bürger zu; und das Glück, welches in der einen Gegend gleich bey dem ersten Ausbruche des Aufstandes die Auführer begünstigte, brachte bald auch in den andern Gegenden Baierns Nachahmung hervor. Vielleicht wären die Oestreicher wirklich aus Baiern vertrieben worden, wenn man den Aufstand nicht gerade zu einer Zeit angefangen hätte, worin die Oestreicher leicht Verstärkung an sich ziehen konnten. An Rath fehlte es wenigstens anfänglich den Auführern nicht; wohl aber an guten Anführern, an den nöthigen Waffen, an Artillerie und dergl. Kriegsbedürfnissen, so wie an der Geschicklich-

keit im Kampfe gegen geübte Soldaten. Als sie freylich erst hier und da von den ansehnlich verstärkten Oestreichern harte Niederlagen erlitten hatten, als sie ihre Häuser von den Feinden in Brand gesteckt sahen: so verlor sich auch am Ende der Muth so sehr, daß nach etwa drey Monathen der ganze Aufstand wieder unterdrückt und die kaiserliche Herrschaft in Baiern mehr als vorher befestigt war. Nun hieß es hier, wie Rehabeam zu den Israeliten sprach: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt; ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen“. Hatten die Kaiserlichen schon vorher die Baiern hart mitgenommen so geschah dieß jetzt aus Rache noch mehr. Auch wurden viele Baiern eingezogen und als Theilnehmer an der Verschwörung hingerichtet. Viele sahen dieß als eine Unordentlichkeit der Oestreicher an, weil diese den Aufrührern eine vollkommene Verzeihung versprochen hatten, wenn sie die Waffen freywillig niederlegten.

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n.

Dren und zwanzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Auch dem Kurfürsten ging es nun noch schlimmer als vorher. Schon vor dem Ausbruche des Aufstandes in Baiern war am kaiserlichen Hofe und auf dem Reichstage zu Regensburg die Rede davon gewesen, die Kurfürsten von Baiern und Köln in die Acht zu erklären. Der Aufstand der Baiern brachte den Entschluß vollends zur Reife; und im April 1706 erklärte daher der Kaiser Joseph I. die beyden Bräuder förmlich in die Reichsacht.

W. Kaiser Leopold I. will wohl der Herr Gebatter sagen.

B. Nein, nein! der Kaiser Joseph I. that es. Was hat der Herr Gebatter dagegen einzuwenden?

W. Nichts weiter, als daß es mir wunderlich vorkommt, daß Er da jetzt auf einmahl

Juny 1802

3

von

von zwey Kaisern spricht, und vorher immer nur von Einem sprach.

B. Auch jetzt war nur Ein Kaiser da, und dieß war Joseph I; denn Leopold I. war gestorben.

W. Das ist etwas anders. Davon hat Er mir noch kein Wort gesagt!

B. Das wäre! So will iches denn jetzt thun. Schon zwey Fürsten, welche an dem Bunde gegen Frankreich den wichtigsten Antheil genommen hatten, waren in das Land hinüber gegangen, wo es hoffentlich keinen Krieg mehr gibt.

W. Dort werden sie ja wohl mit einander einen ewigen Frieden geschlossen haben, der doch bey den Friedensschlüssen, die auf der Erde zu Stande kommen, immer nur auf dem Papiere steht.

B. Die beyden Herren hatten eigentlich keinen Krieg mit einander gehabt; vielmehr waren sie gegen Frankreich verbunden gewesen.

W. Der eine dieser Herren war also der Kaiser Leopold I. da wird ja wohl der andere der König von England gewesen seyn?

B. Allerdings. Er hieß Wilhelm III. Man hielt ihn für den größten Politikus seiner

ner

ner Zeit. Manche sahen ihn daher auch für den Urheber des oben erwähnten Theilungsplanes an, den England, Holland und Frankreich ohne Wissen und Willen Karls II. unterworfen hatten.

W. Was hätte er denn aber für ein Recht dazu gehabt, über die Hinterlassenschaft eines andern Anordnungen zu machen; das ist ja die Sache dessen, der etwas hinterläßt.

B. Das ist wieder eine Frage, welche er sich von einem Politiker beantworten lassen muß. Ich weiß nur so viel, daß es Wilhelm III. für Europa's Wohl am zuträglichsten hielt, wenn die schöne Erbschaft unter mehrere vertheilt würde. Die Sorgfalt, womit die Politiker zu verhüten suchen, daß ein Europäischer Fürst gegen die übrigen nicht zu mächtig werde, nennt man gewöhnlich die Sorge für die Erhaltung des politischen Gleichgewichts von Europa. Von diesem war nun besonders dieser Englische König Wilhelm III ein sehr großer Freund. Deshalb war er auch, als das Theilungsproject durch Karls II. Testament scheiterte, bey reiflicherer Ueberlegung auf Oestreich's Seite getreten, und hatte mit diesem gemeinschaftlich Frankreich bekriegen wollen. Er starb

aber schon 1702, und zwar ehe noch der Krieg von Seiten Englands den Franzosen wirklich erklärt worden war. Diese Kriegserklärung geschah erst durch die Königin Anna, Wilhelm's III. Nachfolgerinn. Denn diese Fürstinn war mit ihren Ministern ganz der Meinung ihres Schwagers Wilhelms III., daß Karls II. Testament umgestoßen werden mußte. Dabey wurde zwischen ihr, Holland und dem Kaiser Leopold I. noch besonders festgesetzt, daß der letztere und sein ältester Sohn Joseph ihre Ansprüche auf die Spanische Monarchie dem jüngsten Sohne Karl abtreten, daß die Allirten den Prinzen Karl in den Besitz des Spanischen Reiches zu setzen suchten, und ihn als König desselben anerkennen sollten. Dieß ins Werk zu setzen, war bisher der Zweck der Allirten bey dem Kriege gegen Frankreich gewesen.

Die gänzliche Niederlage der Franzosen bey Höchstädt, die Eroberung von Baiern, manche in Italien erfochtene Vortheile hätten den Allirten schon allein Hoffnung geben können, daß sie ihren Zweck endlich erreichen würden. Aber noch mehr mußte ihre Hoffnung zunehmen, da auch der Erzherzog Karl, der schon im März 1703 unter dem Schutze einer Englischen

Hols

Holländischen Flotte mit einem beträchtlichen Corps Engländer und Holländer in Spanien gelandet war, hier und da unter den Spaniern Anhänger gefunden und nicht unbeträchtliche Fortschritte in Spanien gemacht hatte. Mitten unter diesen frohen Aussichten starb der Kaiser Leopold im May 1705. Der Tod dieses Herrn konnte in der Fortsetzung des Krieges noch weniger Veränderungen, als Wilhelms III. Tod hervorbringen. Sein Sohn und Nachfolger Joseph I. der ihm in der Regierung der Oestreichischen Monarchie und auch in der Kaiserwürde folgte, hatte mit seinem Vater einen Plan, und both mit seinen Bundesgenossen alle Kräfte auf, ihn ins Werk zu setzen. Das Glück begünstigte auch fast überall und in mehreren der folgenden Feldzüge die Waffen der Allirten. Der Armee des Erzherzogs Karls gelang es im Jahr 1706 bis Madrid vorzudringen, und Karl zum Könige von Spanien auszurufen. Als solchen mußte sogar der Papst ihn anerkennen, als die Kaiserlichen unter Eugens Anführung die Franzosen aus ganz Italien verdrängt und selbst bis in Frankreich vorgedrungen waren. Fochten nun auch Karls Armee und Anhang nicht immer

glücklich in Spanien: so konnte Karl sich doch wenigstens in einem Theile Spaniens durch die Verstärkungen, welche er von Zeit zu Zeit von den Allirten erhielt, mehrere Jahre hindurch halten. Ueberdies wurden auch die Unfälle, welche seine Armee in Spanien zuweilen litt, reichlich aufgewogen durch die glänzenden Siege und Eroberungen der Kaiserlichen unter Eugen in Italien; und durch die vielfachen Niederlagen, welche die Franzosen gegen die Allirten unter Eugens und des Herzogs von Marlborough Anführung in den Niederlanden litten.

B. Wie ging es denn aber unterdessen in Deutschland?

B. Da ging es nun so so! Man kann zwar nicht sagen, daß hier die Kaiserlichen und die Reichsarmee eine solche gänzliche Niederlage erlitten hätten, als die Franzosen und Baiern bey Höchstädt. Aber doch spannen die Reichskreise, welche dem Französischen Gebiete etwas nahe lagen, wie Schwaben und die Rheingegenden, eben keine Seide. Die Franzosen, welche seit ihrer Niederlage bey Höchstädt über den Rhein ganz nach Frankreich zurückgetrieben worden waren, hatten sich hier allmählich

wie)

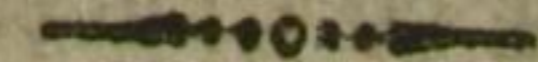
wieder erhohlt und neue Kräfte zu einem Ein-
 falle in Deutschland gesammelt. Das Unglück,
 was sie in andern Gegenden des Kriegsschaus-
 platzes traf, trieb sie um so mehr an, sich in
 unserm Vaterlande, wo möglich, eine Entschäs-
 digung zu suchen. Ehe man es sich daher vers-
 sah, drang der Marschall von Villars mit
 38000 Mann im May 1707 bey Straßburg
 über den Rhein herüber. Die Deutsche Armee,
 angeführt von dem Markgrafen von Baden, war
 zu schwach, alle Angriffs-puncte gehörig zu ver-
 theidigen. Den Franzosen gelang es also,
 die Bertheidigungs Linien bey Stollhofen zu
 erobern, und dieses mit großen Kosten aufges-
 führte Werk völlig zu zerstören. Bald breites-
 ten sich die Feinde wieder in dem Württember-
 gischen so wie in andern Theilen Schwabens
 aus, und diese Gegenden wurden durch Plündes-
 rung, Brandschazungen und Contributionen
 aufs neue schrecklich mitgenommen. Unterdes-
 sen erhielten doch die Deutschen mehrere taus-
 send Mann Verstärkung, und, durch eine schlan-
 angelegte Wendung der Deutschen, wurden
 die Franzosen wieder zu einem schnellen Rück-
 zuge gebracht. Aber anstatt über den Rhein
 zurückzugehen, fielen diese jetzt in die dieselb-

tigen Pfälzischen Länder und in Franken ein und machten es hier, wie in Schwaben, bis endlich der Kurfürst von Hannover Georg Ludwig das Commando über die Reichsarmee übernahm, und solche Anstalten traf, welche den Marschall von Villars nöthigten, mit dem Französischen Heere wieder über den Rhein zurückzugehen. Seitdem thaten zwar wohl kleine Französische Corps noch zuweilen Streifzüge in die diesseits des Rheins liegenden Deutschen Länder, aber sie dauerten immer nur kurze Zeit, und waren überhaupt von keiner großen Bedeutung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verbetterungen.

Im vorigen Stücke l. S. 176 3. 4. v. unten: Unredlichkeit, anstatt: Unordentlichkeit; und Zeile 2. von unten les: Verzeihung, anstatt: Verzehung.



Der Bote

aus

Zhüringen.

das Bier und zwanzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Desto härter verfolgte das Unglück die Französischen Heere in andern Gegenden des Kriegsschauplatzes. In Frankreich selbst wurde das Elend durch die ungeheuern Kriegskosten, durch Mißwachs, Theurung und Hungersnoth so groß, daß es hier und da zu Aufständen kam. In dieser äusserst mißlichen Lage hätte der König von Frankreich, Ludwig XIV. so gern Frieden geschlossen, wenn nur die Allirten nicht auf Bedingungen bestanden hätten, die seiner und der Französischen Nation Ehre zu nachtheilig schienen. Mehrere Mahle schon waren wirklich Friedensunterhandlungen angeknüpft worden; aber die hohen Forderungen, welche die Allirten machten, schoben den Frieden noch immer weiter hinaus. Endlich führten einige Tropfen Wasser, nebst einem Paare schöner Handschuhe, die Hoffnung dazu im

Juny 1802

A a

stils

stillen näher, und der Tod eines der Kriegsführenden Fürsten brachte den Frieden vollends zu Stande.

W. Das Letzte sehe ich ein; wie aber ein Paar Handschuhe und einige Tropfen Wasser solche große Dinge thun können, begreife ich nicht.

B. Und doch wäre es nicht das erste Mal, daß dem Anscheine nach unbedeutende Kleinigkeiten dergleichen wichtige Wirkungen hervor gebracht hätten.

W. Nun so lasse er doch sein Märchen hören.

B. Kein Märchen, Herr Gevatter; die Sache wird als bare Wahrheit versichert. Sie hängt so zusammen. Der Mann, dem an der Fortsetzung des Krieges besonders viel lag, war der Herzog von Marlborough. Durch seine Kriegsthaten hatte er einen Ruhm erlangt, der von einem Ende Europa's bis zum andern erscholl. Auch Reichthümer und ein Deutsches Fürstenthum*) waren ihm durch seine so siegreich-

*) Der Kaiser Joseph I. hatte die dem Kurfürsten von Baiern entzogene Herrschaft Mindelheim in Schwaben zu einem Fürstenthume erhoben und dem Herzoge von Marlborough gegeben.

welchen Feldzüge zu Theil geworden. Nun
 heißt es im Sprüchworde: Je mehr man hat,
 je mehr man will. Dieß war denn auch bey
 Dem Herzoge von Marlborough der Fall. Dau-
 erte der Krieg noch länger fort, so hatte er die
 Hoffnung, sich des Ruhmes und der Reichthü-
 mer noch mehr zu erwerben. Denn daß das
 Kriegsglück ihn auch etwa mit der Zeit wieder
 verlassen könnte, fiel ihm vielleicht nicht ein.
 Bey der Königin Anna von England stand
 er und seine Frau Gemahlinn im größten Anse-
 hen, und im Englischen Ministerium und Pars-
 lamente hatte er so gute Freunde, daß alles
 was er wollte, dort leicht beschlossen wurde.
 Unter diesen Umständen und bey den großen
 Siegen, die unter ihm und dem Prinzen Eugen
 mehrere Jahre hindurch erfochten wurden,
 war es ihm und seiner Frau gelungen, das
 Englische Ministerium und die Königin zur
 Fortsetzung des Krieges geneigt zu erhalten; so
 schwere Summen dieser auch schon gekostet ha-
 ben mochte. Unterdessen hatten doch er und
 seine Gemahlinn nicht lauter Freunde in Eng-
 land. Es gab vielmehr hier so manchen, der
 ihm sein großes Glück, seinen Ruhm, und sei-
 ne Reichthümer mißgönnte. Kurz es hatte sich

Dort gegen ihn eine ansehnliche Partey gebildet, die ihn, seine Frau und seinen Anhang zu stützen suchte. Dieß war nun freylich keine leichte Sache, und so mühsam auch schon ihre Feinde geraume Zeit her daran gearbeitet hatten, so wollte es ihnen doch lange nicht gelingen. Am Ende machte aber der Hochmuth der Frau Herzoginn von Marlborough das unmöglich Scheinende möglich. Der Hochmuth dieser Frau konnte es nicht vertragen, daß die Englische Königin Anna neben ihr auch jemand anders leiden konnte. Deßhalb war ihr besonders eine andere vornehme Dame, die Lady Masham, auf welche die Königin viel hielt, ein wahrer Dorn im Auge. Die Herzoginn war uns vorsichtig genug, ihre Empfindlichkeit über diese Zuneigung der Königin bey mehr als einer Gelegenheit deutlich merken zu lassen. Aus dieser Ursache wollte sie auch einst der Königin ein Paar Handschuhe, welche diese von ihr zu haben wünschte, nicht geben; goß der Lady Masham ein Gefäß mit Wasser auf ein schönes Kleid, und lachte diese schadenfroh aus, als sie ihren Verdruß darüber zu erkennen gab. Diese an sich geringfügige Vorfälle brachten die Königin so sehr gegen die Herzoginn auf, daß

es

es endlich den Feinden derselben gelang, sie und ihren Gemahl um die große Gunst zu bringen, worin beyde bisher bey der Königin gestanden hatten. Die nächste Folge davon war, daß die bisherigen Minister der Königin ihre Stellen verloren und andere ihren Platz erhielten. Durch den Einfluß der neuen Minister wurde Anna zu feiedlicheren Gesinnungen gegen Frankreich gestimmt und seitdem der Krieg von Seiten Englands mit ungleich geringerm Eifer geführt.

Dennoch möchte der Friede auch wohl bey diesen Veränderungen am Englischen Hofe so bald noch nicht erfolgt seyn, wäre nicht der Kaiser Joseph I. im April 1711, ohne einen Sohn zu hinterlassen, gestorben. Dadurch bekam die Lage der Sachen unerwartet ein ganz anderes Ansehen.

W. Das kann ich mir vorstellen. Nicht wahr, das politische Gleichgewicht von Europa wird jetzt wieder bedenklich geworden seyn?

B. Wie meint Er das?

W. Nun wenn Kaiser Joseph keinen Sohn hinterließ, so war ja wohl natürlich sein nächster

ster Erbe in den Oestreichischen Erbländern sein Bruder Karl?

B. Allerdings. Wurde denn aber dadurch das politische Gleichgewicht aufgehoben?

B. Ey das sollte ich meinen. Karl war ja von den Allirten als König von Spanien anerkannt worden, und hatte schon sein Königsreich in Besitz genommen.

B. Mit dem Besitzen war es, wenigstens als Kaiser Joseph I. starb, so gar weit nicht. Her Karl hatte in Spanien einige Monathe vor seines Bruders Tode mit seinem Heere und seinen Anhängern von dem Spanisch-Französischen Heere unter Vendome's Anführung eine solche Niederlage erlitten, daß ihm zu Anfange des Jahres 1711 fast nur noch die beyden festen Städte Barcellona und Tarragon in der Provinz Catalonien übrig geblieben waren. Doch wardarum Spanien noch nicht ganz für ihn verloren; er konnte ja durch Hülfe seiner Bundesgenossen dort zum zwenten Mahle wieder über seinen Nebenkönig Philipp siegen, und sich als so vielleicht in Spaniens Besitze behaupten.

B. Wenn nun aber Karl König von Spanien blieb und auch Beherrscher der Oestreichischen Monarchie wurde: bekam denn da das
 polit

politische Gleichgewicht nicht einen großen Stoß? So hatte ja doch der König Wilhelm III. von England gedacht.

B. Und so dachte auch wirklich jetzt die Königin Anna, nebst ihrem neuen Ministerium. Daher hatte sie zwar nichts dagegen, daß Karl seine Oestreichischen Erbländer in Besitz nahm; ja sie gab sich sogar viele Mühe, die Deutschen Kurfürsten dahin zu bringen, daß Karl zum Römischen Kaiser gewählt wurde; aber dem neuen Kaiser Karl VI auch die Spanische Monarchie zu lassen, dazu hatte sie schlechterdings keine Lust. Vielmehr gab sie den Vorschlägen des Königs von Frankreich ein sehr geneigtes Gehör, der sie von der Fortsetzung des Krieges gegen ihn abzubringen suchte. Sie war um so leichter dazu zu bereden, da nun Marlborough und sein Anhang allen Einfluß in die Staatsgeschäfte verloren hatten, Marlborough sogar schon das Kommando an einen andern hatte abtreten müssen, der den Krieg anfänglich nur noch ganz schläfrig führte und endlich gar einen Waffenstillstand mit Frankreich schloß. Zu Utrecht in der heutigen Batavischen Republik wurden im Januar 1712 zwischen Frankreich und den Allirten förmliche Friedensunterhand-

lungen eröffnet. Doch kam erst nach fast anderthalb Jahren (im April 1713) zwischen Frankreich, England, Holland, Portugal, Savoyen und Preussen der Friede dort wirklich zu Stande.

W. Wo blieb denn Kaiser und Reich bey diesem Friedensschlusse?

B. Diese wurden von den übrigen Bundesgenossen im Stiche gelassen; sobald Frankreich mit jedem einzelnen Allirten des Kaisers seine Sache in Richtigkeit gebracht hatte, und bestimmt war, was jeder von der Spanischen Erbschaft bekommen und nicht bekommen sollte.

W. Vermuthlich blieb also für den Kaiser bey der Eintheilung nichts übrig?

(Fortsetzung folgt.)



Der Bote

aus

S h ü r i n g e n

Fünfundzwanzigstes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Bote. Ganz vergessen hatte man den Kaiser bey der Eintheilung wohl nicht, und der Theil, der ihm zufallen sollte, war ansehnlich genug; nur war es freylich nicht so viel, als wenn er Alles allein behalten hätte. Was man ihm anboth, war ihm nicht genug, und so blieb er denn allein mit dem Deutschen Reiche gegen Frankreich im Kampfe. Indessen dauerte dieser Kampf nicht mehr gar lange, weil beyde Theile sich zu sehr geschwächt fühlten. Die Franzosen eroberten zwar unter Villars Landau wieder, machten jenseits und diesseits des Rheines wieder einige Fortschritte, und schrieben hier nach ihrer Art von neuem starke Contributionen aus; aber dennoch wurden schon im Jahre 1713, zwischen dem Marschall Villars und dem Prinzen Eugen im Nahmen Frankreichs und des Kaisers, zu Rastadt im Juny 1802.

B h

Was

Badischen, die Friedensunterhandlungen angefangen, worauf zwischen beyden streitenden Parteien zu Baden in der Schweiz der wirkliche Friedensschluß im September 1714 erfolgte, worin auch das Deutsche Reich, das dem Kaiser dazu die Vollmacht gegeben hatte, eingeschlossen wurde.

B. Da verlangt mich doch gar sehr die Friedensbedingungen zu hören.

B. Die soll der Herr Gevatter bald vernehmen; nur muß ich erst noch Folgendes bemerken. Mit den Friedensschlüssen zu Utrecht und Baden war eine der Hauptpersonen, Karls Gegenkönig Philipp, nicht zufrieden. Daher dauerte gegen ihn, von Seiten des Kaisers Karls VI. und des Herzogs von Savoyen, der Krieg noch einige Jahre fort. Da es schien, als wenn durch Philipps Siege das politische Gleichgewicht wieder in Gefahr kommen könnte: so wurden gegen ihn von Frankreich, England, Holland und dem Kaiser ein Bündniß geschlossen, das ihm zum Nachgeben zwingen sollte. Darauf kam es auch mit ihm zu Unterhandlungen; und ein Friedenstractat, der zu Wien zwischen Philipp, dem Kaiser und Reichem erst 1725 geschlossen wurde, endigte

endi

endlich völlig den ganzen Erbschaftsstreit. Durch diese drey Friedensschlüsse zu Utrecht, Baden und Wien wurden nun folgende Punkte festgesetzt und zur Ausführung gebracht:

I. In Ansehung der Spanischen Erbschaft: 1. Philipp wurde als rechtmäßiger König Spaniens und der Spanischen Besitzungen außer Europa anerkannt, und nie sollte Spanien mit Frankreich unter Einem Regenten vereinigt werden. 2. Folgende Theile wurden von der Spanischen Monarchie abgerissen und es kamen daher: die Spanischen Niederlande, Neapel, Sicilien und Mailand an Oestreich; die Insel Sardinien, als ein eigenes Königreich, an den Herzog von Savoyen; die Insel Minorca und die Festung Gibraltar an England.

II. In Ansehung Deutschlands: 1. Frankreich gab seine während des Krieges gemachte Eroberungen wieder heraus. 2. Die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden der Reichsacht entledigt und in den Besitz ihrer verlorren Länder und Würden wieder eingesetzt. 3. Die Preussische Königswürde wurde anerkannt und der König von Preußen erhielt ein Stück von Geldern in Westphalen. 4. Der

Kurfürst von Hannover wurde in seiner neu erlangten Kurwürde bestätigt.

III. in Ansehung einiger andern Dinge.
 1. Das Herzogthum Mantua in Italien erhielt Oestreich als ein erledigtes Lehn des Deutschen Reiches. 2. die Italiänischen Herzogthümer Toscana, Parma und Piaccenza sollte, wenn sie erledigt würden, ein Spanischer Prinz als Lehne des Deutschen Reiches erhalten. 3. die Königin Anna von England wurde von Frankreich als rechtmäßige Thronerbin und der Kurfürst von Hannover als ihr einstiger Nachfolger anerkannt. *)

Dies waren die Hauptpuncte, wodurch der lange Streit über die Spanische Erbfolgesache doch endlich aufhörte.

W. Das ist also alles und weiter nichts?

B. Nun was will Er denn noch mehr haben?

W. Es fiel mir nur ein, daß — doch ich bin ja kein Politikus —

B. Das Eine will ich nur noch anmerken. Bey den Friedensunterhandlungen zu Baden drangen die Protestantischen Reichsstände gar sehr

*) Dieser wurde auch schon 1714 nach dem Absterben der Königin Anna unter dem Nahmen Georg I König von England.

sehr in den Kaiser, er möchte doch den König von Frankreich dahin zu bringen suchen, daß die in dem zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche zu Insbruck ehemahls gemachte Friedensbedingung *), die offenbar dem Westphälischen Frieden widersprach, und der Religionsfreiheit der Protestanten in Deutschland so nachtheilig war, aufgehoben würde. Aber man konnte dies nicht erlangen, obgleich die Protestantischen Stände nur unter der Bedingung dem Kaiser Beistand gegen Frankreich versprochen hatten, wenn ihre Religionsbeschwerden abgestellt würden.

In dem Spanischen Erbfolgekriege hatte das südliche Deutschland ungemein viel gelitten. Aber einem großen Theile des nördlichen Deutschlands, besonders den Kursächsischen Ländern, war es unterdessen nicht besser gegangen. Denn zu eben der Zeit, als in dem südlichen Europa wegen der Spanischen Erbschaft der Krieg wüthete, wurden auch die nördlichen Länder Europa's durch einen eben so blutigen Krieg verheert. Man nennt diesen nach den Gegenden, die er traf, gewöhnlich den Nordi-

B b 3 schen

*.) Siehe oben Seite III.

sehen Krieg. Er nahm im Jahre 1700 seinen Anfang und dauerte bis zum Jahre 1721. Die streitenden Hauptparteyen waren hier Schweden einerseits und anderseits Rußland, Dänemark und Polen. Diese drey letzten Mächte hatten die Absicht Schweden, das im Norden Europa's damahls das mächtigste Reich war, zu demüthigen und ihm das, was es ihnen nach und nach entrißten hatte, wieder abzunehmen. Dazu schien nun gerade damahls ein vorzüglich günstiger Zeitpunkt zu seyn, weil Schweden in seinem achtzehnjährigen Karl XII. einen König hatte, mit dem jene drey leicht fertig zu werden glaubten.

W. Was ging aber Deutschland der Nordische Krieg an?

B. Erinnere Er sich nur, daß die Könige von Schweden und Dänemark auch in Deutschland Besitzungen hatten. Und weiß Er denn nicht mehr, wer damahls König von Pohlen war?

W. Nichtig, richtig, das war der Kurfürst August II. von Sachsen. Nun begreife ich freylich, wie auch das nördliche Deutschland in diesen Krieg verwickelt werden konnte.

W.

B. Der Hauptschauplatz dieses Krieges waren freylich Schweden, Polen, Rußland und Dänemark; aber doch litt, wie gesagt, auch ein Theil des nördlichen Deutschlands sehr durch ihn. Ich kann mich aber nicht darauf einlassen, dem Herrn Gevatter die ganze Geschichte dieses Krieges zu erzählen. Also nur Folgendes davon. Mit dem Schwedischen Könige Karl XII ließ es sich nicht sobald fertig werden, als wohl der Russische Kaiser Peter I., der König von Dänemark Friedrich IV. und der König von Polen August II. geglaubt haben mochten. Die Schweden waren noch eben die alten tapfern Krieger, als die, welche den Deutschen Protestanten im dreyßigjährigen Kriege ihre Religionsfreyheit erkochten halfen, und ihr junger König war ein ehrgeiziger kühner Held, der sich nicht nur tapfer zu vertheidigen wußte, sondern auch vor Begierde brannte, sich nachdrücklich an seinen Feinden zu rächen. Den Dänischen König zwang er schon im ersten Feldzuge zum Frieden. Mehrere Jahre hindurch schlug er, oft mit wenigen Tausenden, die Russen, Polen und Sachsen so nachdrücklich, daß er in der Folge mit nichts Geringerm umging, als den Russischen Kaiser und den Kö-

nig von Polen zu entthronen. Das Letzte gelang ihm bald. Denn nachdem er in Polen Sieg auf Sieg erfochten hatte, ließ er 1704 auf einem Reichstage zu Warschau den Polnischen Thron für erledigt erklären und an König Augusts Stelle den Polnischen Grafen Stanislaus Leszczyński zum Könige von Polen wählen. Weil nun aber August II keine Lust zeigte, die Polnische Krone aufzugeben: so wollte ihn Karl XII. durch einen Einfall in Sachsen dazu zwingen. Hierdurch wurden nun auch die Kursächsischen Länder auf eine Zeit lang unmittelbar in den Nordischen Krieg verwickelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

a u s

S h ü r i n g e n.

Sechszwanzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Ehe es sich der König von Polen versah, näherte sich Karl XII mit 20000 Mann nach manchen Hin- und Hermärschen, welche er in Polen that, um seinen Gegner irre zu führen, der Oder, ging im September 1706 über diesen Fluß, und hierauf in schnellen Märschen durch Schlesien nach Sachsen. Hier hätte man nichts weniger als solch einen Einfall erwartet, und war also auch auf keine Weise zum Widerstande vorbereitet. Bey seinem Eintritt in Sachsen versprach Karl jedem, der in seinem Wohnorte bleiben, sein Vermögen nicht verheimlichen und die verlangten Contributiosnen richtig bezahlen würde, vollkommene Sicherheit für sein Leben und Eigenthum. Aber die Sachsen hatten noch nicht vergessen, was sie ehemals im dreyßigjährigen Kriege, durch den feindlichen Aufenthalt der Schweden in Sachs-

Juny. 1802.

C c

sen

sen, gelitten hatten, und viele flohen von den Grenzen tiefer ins Land hinein. Doch half ihnen dieß nichts; die Schweden kamen dahin auch. Was übrigens Karl XII versprochen hatte, das erfüllte er. So weit es nur immer von ihm abhing, wurde die strengste Manneszucht gehalten, und jede Vergehung der Soldaten, wenn sie bekant wurde, aufs strengste bestraft. Aber freyllich alle Ausschweifungen, Plackereyen und Bedrückungen konnten bey so vielen, zum Theil sehr rohen, Menschen nicht verhindert werden. Dagegen ließ sich Karl XII. auch eben so streng die Contributionen, welche er für nöthig fand, auszahlen. Ohne Widerstand zu finden, drang er bis in die Gegend von Leßzig vor und nahm zu Alt-Ranstädt zwischen Lügen und Leßzig in eben der Gegend, wo 74 Jahre zuvor sein großer Vorsatz, Gustav Adolph, seine Feinde schlug, aber auch den Tod fand, sein Hauptquartier. Von hier aus erließ er den Befehl, daß die Sächsischen Landstände sich versammeln sollten. Diese mußten ihm den Zustand der Einnahme und Ausgabe des Landes vorlegen, und nun befahl er ihnen dafür zu sorgen, daß ihm monatlich 625000 Species Thaler abgeliefert, für seine

seiner Soldaten Brod und für die Pferde das nöthige Futter herbey geschafft würden. Wie viel Sachsen durch diesen Aufenthalt der Schweden, der beynah ein ganzes Jahr dauerte, litt, kann man sich vorstellen. Man hat berechnet, daß er den Sachsen an 23 Millionen Thaler gekostet habe.

W. That man denn aber gar nichts, sich diese theuern Gäste vom Halse zu schaffen?

B. Mit Gewalt könnte hier nichts ausgerichtet werden.

W. Ey tausend! Alle brave Sachsen hätten aufstehen und die Schweden wieder hinjaßen sollen, woher sie gekommen waren!

B. Zuweilen läuft es mit solch einem Aufstande schlimm ab, wie der Herr Gebatter an den Baiern im Spanischen Erbfolgekriege gesehen hat.

W. Ließ denn aber der Landesherr die Schweden so nach Belieben in Sachsen hausen?

B. August II. war in Polen und hatte da vollauf gegen die Schweden zu thun; er konnte also zum Schutze seiner lieben Sachsen nichts weiter thun, als sich mit Karl XII. in Unterhandlungen einlassen. Dieß geschah denn auch durch Gesandte, die er an den Schwedischen

König schickte. Aber dieser machte ungemehre harte Forderungen. August II. glaubte, sein Gegner würde wenigstens etwas daran nachlassen, wenn er selbst mit ihm spräche. Er eilte also aus Polen nach seinem unglücklichen Sachsen zurück, und bat sich eine Unterredung mit Karl XII. aus. Diese wurde ihm zwar zugestanden; aber von den Forderungen wurde schlechterdings nichts nachgelassen. Und so sahe sich denn August II. genöthigt, durch einen förmlichen Friedensschluß, mit Karl XII. der Polnischen Krone zu entsagen, seinen Gegenkönig Stanislaus Leszczyński als einzig rechtmäßigen König von Polen anzuerkennen, das Bündniß mit Rußland aufzugeben, und den Schweden für den bevorstehenden Winter die Winterquartiere in Sachsen zu erlauben. Das gegen gestand aber Karl XII. dem Könige August II. zu, den Königstitel, nach wie vor, zu führen. Man nenne diesen Frieden nach dem Orte, wo er geschlossen wurde, den Altranstädter Frieden. Die Schweden verlängerten ihre Winterquartiere zum großen Schaden der Sachsen bis in den August 1707. Dann nahm Karl XII. seinen Abmarsch wieder durch Schlesien nach Polen, um jetzt seine ganze Kraft gegen

gen Rußland zu brauchen, und wo möglich auch Peter I. zu entthronen. Doch dieser Theil des Nordischen Krieges geht Deutschland weiter nichts an, und ich gehe daher zu solchen Begebenheiten desselben über, welche unser Vaterland näher angehen.

B. Ey der Herr Gevatter wird mir doch wenigstens mit einigen Worten sagen können, ob es Karln hier auch so glückte, wie mit dem Polnischen Könige?

B. Das kann ja wohl geschehen. Doch zuvor noch etwas von einer sehr merkwürdigen Folge, welchen Karls XII. siegreicher Einfall in Sachsen für Schlesien hatte. So unglücklich die armen Sachsen dadurch wurden; so viel gewannen viele tausend Schlesier durch ihn zwar nicht an Gelde, aber an etwas, was mehr ist, als Geld und Geldes Werth, an Gewissens- und Religionsfreyheit. Der Herr Gevatter erinnert sich, daß ich oben erzählt habe, wie unter Kaiser Leopolds I. Regierung die Schlesi- schen Protestanten ungeachtet der ihnen im Westphälischen Frieden gethanen Versprechungen, sehr gedrückt wurden. Bey seinem Durchzuge durch Schlesien nach Sachsen erfuhr Karl XII. diese Bedrückungen, und wurde sehr

Dringend um Hülfe dagegen ersucht. Karl XII. hielt sich als Bürge des Westphälischen Friedens für verpflichtet, seinen Beystand den Flehenden nicht zu versagen, und verwendete sich für sie bey dem Kaiser Joseph I., als Oberhern Schlesiens. Vergebens riet der Beichtvater dem Kaiser vom Nachgeben ab; vergebens drohte der Papst selbst in einem Schreiben in folgenden Worten dem Kaiser mit dem Kirchenbanne; „Wenn Deine Majestät bey einem so unweisen Vorhaben beharret, so werden wir die Seligkeit eines Vaters ablegen, und dich, als einen ungehorsamen Sohn mit den Banne, auch in allen Falls mit dem Wassen, züchtigen.“ Joseph I. ließ sich nicht abhalten, den Wünschen Karls XII. zu willfahren. Hätte ihn nicht schon seine eigene vernünftige Denkungsart und seine Billigkeit dazu bewegen können: so würde ihn doch die Nähe der fürchtbaren Schwedischen Armee leicht günstigere Gesinnungen gegen die Schlesiischen Protestanten eingeflößt haben. Wie sehr er sich unter den damaligen Umständen vor Karl XII. zu fürchten Ursache zu haben glaubte, kann man aus der Antwort sehen, die er dem päpstlichen Gesandten auf obige Drohung des Papstes gab: „Ich weiß nicht,“

„nicht,“ sagte er, was geschehen würde, wenn
 „Karl darauf bestünde, daß ich selbst Luthes-
 risch werden sollte.“ Es wurde über diese An-
 gelegenheit zwischen dem Kaiser und Karl XII.
 ein förmlicher Vertrag in Ultranstadt geschlos-
 sen. Vermöge desselben erhielten die Lutheris-
 schen Protestanten in Schlesien 125 Kirchen
 wieder, die alle seit dem Westphälischen Frieden
 ihnen weggenommen worden waren; ferner
 wurde ihnen die Erlaubniß ertheilt, sechs neue
 Kirchen, nämlich zu Sagan, Freystadt, Hirsch-
 berg, Landshut, Militsch und Teschen *) aus-
 serhalb der Stadtmauern zu erbauen; auch
 sollte in solchen Orten, wo keine Lutherische
 Kirche war, der Hausgottesdienst erlaubt sey,
 und die Lutheraner nicht mehr von Aemtern
 und manchen andern bürgerlichen Rechten aus-
 geschlossen werden. Was Kaiser Joseph I. den
 Schlesiern versprach, hat er treulich gehalten;
 darum denkt auch jetzt noch in jenen Städten
 mancher Lutherische Schlesier dankbar an ihn,
 so wie an Karl XII. und seine Schweden. Ja
 man hat mich versichert, daß noch jetzt in eis-

E c 4

nis

*) Die fünf ersten unter den oben genannten Städ-
 ten liegen in Nieder-Schlesien Teschen aber in
 Ober-Schlesien.

nigen Gegenden Schlesiens die alten ehrwürdigen Eichen und Linden, unter denen die Schwedischen Truppen bey ihrem Aufenthalte in Schlesien ihre Gottesverehrung hielten, als ein Heiligthum gezeigt werden. Bis zur vollen Vollziehung des Vertrages mußten in Schlesien Schwedische Truppen bleiben.

W. warum erwähnt denn der Herr Bevater nur der Vortheile, welche die Schlesiſchen Lutheraner durch Karl XII. erlangten; gab es denn keine reformirten Protestanten da?

B. O ja, obgleich nicht sehr viele, aber diese kamen hierbey weiter in keine Betrachtung. Karl XII. selbst bekümmerte sich, als Lutheraner, nicht um sie, und die Lutherischen Protestanten in Schlesien sollen sogar es gern gesehen haben, daß sie von der ihnen bewilligten freyen Religionsübung ausgeschlossen blieben.

W. Das wäre nicht fein!

(Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n

Sieben und zwanzigstes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Bote. So viel von den guten Folgen, welche Karls XII. Einfall in Sachsen für Schlesien hatte. Nun nur noch etwas von dem Ausgange des Nordischen Krieges. Karl XII verließ im August 1707 mit seiner Armee Kursachsen, ging zurück nach Polen, schlug hier wieder die Russen so tüchtig, daß der Russische Kaiser Friedensvorschläge that. Karl XII. verwarf sie aber und ließ ihm sagen: nur in Moskau *) selbst wolle er Frieden mit ihm schließen. Dahin wollte er seinen Weg nehmen; aber das blinde Vertrauen auf sein bisheriges Glück verleitetete ihn, seinen Marsch dahin durch Gegenden zu nehmen, worin er mit seinem Heere in die größte Noth gerieth. Endlich litt er gar im Julius 1709 bey Pultrawa gegen

Juli 1802.

D D

Die

*) Die Hauptstadt des Russischen Reichs.

Die Russen unter Peter I. eine gänzliche Niederlage. Diese für ihn unglückliche Schlacht machte den bis dahin außerordentlichen Kriegsglücke Karls XII. ein Ende. Nur wenige hundert Mann blieben ihm übrig, und mit diesen irrte er, als ein Flüchtling, fünf Jahre lang in der Türkei herum.

W. Mit dem Plane, Peter zu entthronen, war es nun wohl vorbei? Bis 1710
 B. Karl XII. schien wohl den Plan dazu nicht aufgegeben zu haben; nur aus der Ausführung wurde nun nichts. Dennoch dauerte der Krieg bis zum Jahre 1721. Es traten nun nicht nur der König August II. und der König von Dänemark wieder als Feinde gegen Schweden auf, schlossen mit Rußland ein neues Bündnis und griffen die Schwedischen Staaten von mehreren Seiten an; sondern in der Folge erklärten sich auch Preussen, und der König von England, als Kurfürst von Hannover, gegen Schweden. Pommeren, Mecklenburg, Holstein, das Bremische und andern Gegenden Niedersachsens wurden dadurch auch viele Jahre hindurch in Deutschland zum Schauplatz des Nordischen Krieges. Ungeachtet Schweden, ein au ßer armes Land, alle Kräfte

Die Schweden, ein au ßer armes Land, alle Kräfte

te anstrenge, sich gegen so viele Feinde zu behaupten, und die Schwedischen Truppen immerfort mit ihrer alten Tapferkeit fochten; ungeachtet Karl XII. endlich selbst im Jahre 1714 die Türken verließ, und durch seine Gegenwart den Schweden wieder neuen Rath gab: so war es doch denselben nicht möglich, gegen so viele Feinde solche Vortheile zu erringen, welche ihnen einen vortheilhaften Frieden hätten verschaffen können.

W. Aber eine Frage erlaube Er mir doch: was machte denn nur Karl XII. so lange in den Türken?

B. Wahrscheinlich war dabei eine seiner Hauptabsichten, die Türken zum Kriege gegen die Russen zu bewegen, welches ihm auch, obgleich nur auf kurze Zeit, gelang. Dann erst, als er alle Hoffnung aufgeben mußte, von dem Türkischen Kaiser den gewünschten Beystand gegen die Russen von neuem zu erhalten, verließ er die Türken, und machte sich auf den Weg nach Stralsund im Schwedischen Pommern. Er reiste mit solcher Schnelligkeit, daß er 286 Deutsche Meilen in 14 Tagen und also täglich 20 Meilen zurück legte. — Auch seine Gegenwart konnte, wie gesagt, die mißliche Lage

Schwedens nicht ganz wieder verbessern. Doch that er, was er konnte, wurde aber bey der Belagerung der Festung Friedrichshall in Norwegen erschossen. Durch Karls XII Tod wurde den Schweden der Friedensschluß mit seinen Feinden erleichtert, und es trat denn immer eine Macht nach der andern vom Kriegsschauplatze ab, bis endlich auch die letzte, nemlich Rußland, 1721 Frieden mit Schweden schloß. Dieses verlor freylich durch die Friedensschlüsse se mit seinen Feinden, mehrere seiner bisherigen besten Provinzen, aber es war zu geschwächt, als daß es den Krieg noch länger hätte fortsetzen können. Rußland erhielt durch den endlichen Ausgang dieses langen Nordischen Krieges die meisten Vortheile, und legte den Grund zu dem hohen Grade von Macht und Ansehen, wodurch es sich jetzt unter den Europäischen Staaten auszeichnet. Die Veränderungen, welche durch das Ende des Nordischen Krieges in Deutschland vorgingen, waren folgende:

I. Das Kurfürstenthum Hannover erhielt von Schweden, für eine Million Thaler, das Herzogthum Bremen und das Fürstenthum Verden.

2. Dem Könige von Preußen mußten die Schweden in Pommern die Stadt Stettin und den District zwischen den Flüssen Peene und Oder, so wie auch die Inseln Bollen und Usedom, für zwey Millionen Thaler, abtreten.

W. Und wie wurde es mit dem Königreich Polen?

B. Das bekam August II. wieder. Jetzt behielt sein Gegenkönig Stanislaus Leszczyński bloß den Titel, und August II. mußte ihm eine Million Thaler Entschädigungsgeld auszahlen.

W. Das Letztere wäre mir noch lieber als der Titel gewesen.

B. Was wollte nur der Herr Gevatter mit einer Million Thaler anfangen?

W. Eh ich will sie ja auch nicht haben; ich meinte nur, wenn ich Stanislaus gewesen wäre, ich hätte die Million Thaler noch lieber genommen, als den bloßen Königstitel, im Falle ich nur Eines von beyden hätte erhalten können.

B. Am bloßen Titel wird auch wohl Stanislaus Leszczyński eben keinen so großen Gefallen gehabt haben. Er wird als ein gar verständiger Herr gerühmt, und gewiß mag es

wohl mehr an seinem Herrn Schwiegersohne,
dem Könige von Frankreich Ludewig XV, als
an ihm gelegen haben, wenn zwölf Jahre spä-
ter um seiner willen ein neuer Krieg ausbrach.
Dieser Krieg würde uns hier nicht viel angehen,
wenn nicht auch das Deutsche Reich in densel-
ben verwickelt worden wäre.

W. Schon wieder Krieg?

B. Nicht anders. Indessen wollen wir
ihn so kurz, als möglich, abfertigen.

Als der König von Polen und Kurfürst von
Sachsen August II. starb, folgte ihm sein Sohn
August III. als rechtmäßiger Erbe in der Res-
glerung der Kursächsischen Länder. Der Pola-
nische Thron konnte aber nicht eben so an ihn
vererbt werden, weil Polen ein Wahlreich war.
Dennoch wollte er gern auch König von Polen
werden. Was war also anders zu thun, als
sich unter den Polnischen Großen einen Anhang
zu verschaffen und solche Mächte Europens,
welche in die Polnische Königswahl Einfluß
haben konnten, auf seine Seite zu bringen.
In dieser Hinsicht wandte er sich an die Rus-
sische Kaiserin Anna und den Römischen Kais-
ser Karl VI. Beide versprachen ihm ihren
Beystand. Der letztere hatte dabey noch sei-

ne besondern Absichten. Karl VI. hatte keine Hoffnung, einen männlichen Erben zu hinterlassen. Deshalb hatte er eine Verordnung gemacht, welche die pragmatische Sanction genannt wird, worin er für den Fall, daß er ohne männliche Erben sterben sollte, seine älteste Tochter Maria Theresia zu seiner Nachfolgerin in der Regierung der Oestreichischen Monarchie bestimmte. Weil aber mehrere da waren, welche aus mancherley Gründen auch auf seine Erbländer Anspruch machen konnten; und deshalb nach seinem Tode über seine Erbschaft leicht hätte Krieg entstehen können: so hatte er sich viele Mühe gegeben, andere Europäische Mächte dahin zu bewegen, daß sie seine sogenannte pragmatische Sanction verbürgten. Dieß war auch von Seiten Englands, Hollands, Spaniens, Sardiniens, Dänemarks und Preußens geschehen. Auch des Deutschen Reiches Bürgschaft dafür wünschte der Kaiser Karl VI. zu haben. Die meisten Reichsstände fanden kein Bedenken, des Kaisers Wunsch zu erfüllen; nur die Kurfürsten von Bayern und Sachsen wollten nicht beystimmen; denn sie gehörten zu denen, welche, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Hause Oestreich

reich, auf Karls VI. Hinterlassenschaft Anspruch machen konnten. Ob nun gleich dennoch auf dem Reichstage durch einen förmlichen Reichsschluß dem Kaiser die verlangte Bürgschaft zugesichert wurde: so erklärten sich doch Sachsen und Baiern förmlich dagegen. Um diese Zeit nun starb August II. (1733). Jetzt wandte er sich sein Erbe in den Kursächsischen Ländern August III, wegen seines Wunsches, zum Könige von Polen gewählt zu werden, an den Kaiser. Weil nun dem Kaiser an der Bestimmung des Kurfürsten von Sachsen zur pragmatischen Sanction eben so viel gelegen war, als diesem an dem Polnischen Throne: so suchten beyde Theile, einer des andern Wunsch zu erfüllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n.

Acht und zwanzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Der Kurfürst hörte mit seinem Widersprache gegen die Verfügung des Kaisers auf, und dieser versprach dem Kurfürsten seinen Beystand zur Erlangung der Polnischen Königswürde. Dieses war aber ganz wider die Absicht des Französischen Königs Ludwig XV, der im Jahre 1715 seinem Urgroßvater Ludwig XIV in der Regierung gefolgt war. Der König von Frankreich wollte nämlich seinen Schwiegervater Stanislaus Leszcinski auf dem Polnischen Throne haben. Auch wurde dieser bey der großen Zuneigung, die ein großer Theil der Polnischen Großen zu ihm hatte, wirklich im September 1733 zum Könige von Polen gewählt. Dagegen wählte einen Monath darauf eine andere Partey, angetrieben durch Oestreichischen, Russischen und Sächsischen Einfluß, den Kurfürsten August III. Jeder dieser bey

July. 1802.

E e

des

Den Könige wurde nun von seinem Anhange unterstützt, und darüber entstand zwischen Frankreich und Oestreich ein neuer Krieg, in welchen auch bald das Deutsche Reich verwickelt wurde, das auf Antrieb des Kaisers den Franzosen denselben erklärte. Das Deutsche Reich war aber eben so wenig als der Kaiser Karl VI. zum Kriege gehörig vorbereitet, weil diesen Einer seiner Minister beredet hatte, Frankreich werde gewiß wegen der Polnischen Königswahl keinen Krieg mit ihm anfangen. Mit Frankreich verbanden sich Spanien und Sardinien; so wie die Russische Kaiserin Anna den Oestreichern Hülfsstruppen schickte. Polen, Italien und Deutschland waren der Schauplatz des Krieges. Ehe noch Kaiser und Reich eine hinlängliche Macht zusammen brachten, drangen die Franzosen schon auf Deutschen Boden ein, nahmen Trier, Trarbach und die Festung Ehrenbreitstein weg, und trieben starke Contributionen ein. Auch der Uebergang der Franzosen über den Rhein konnte nicht verhindert werden. Denn Kaiser und Reich konnten, bey dem Mangel an Vorbereitung zum Kriege, hier der 100000 Mann starken Französischen Armee nicht, mehr als, 22000 Mann entgegen stellen; und

und obgleich der berühmte Feldherr, der Prinz Eugen, an ihrer Spitze stand, so war doch die feindliche Uebermacht zu groß. Ungeachtet derselben konnten doch aber in diesem Kriege die Franzosen in Deutschland keine sehr großen Fortschritte machen. Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Krieges mochten für Deutschland wohl die 15000 Mann Russen seyn, welche damahls den Kaiserlichen am Rheine zu Hülfe kamen. Denn bis dahin hatte man im Deutschen Reiche noch keine Russischen Truppen gesehen. In Italien fochten die Kaiserlichen bey weitem unglücklicher als in Deutschland, und ein Verlust folgte dort schnell dem andern. Nur allein in Polen war man glücklich gegen die Gegenpartey. Hiez gelang es den Russen, den König Stanislaus Leszcynski aus Polen zu vertreiben und seinen Gegenkönig August III. auf dem Polnischen Throne zu befestigen. Die großen Niederlagen seiner Truppen in Italien machten schon 1735 Karl VI. geneigt, die Friedensvorschläge anzunehmen, welche Frankreich ihm that, so große Aufopferungen er auch dabey machen mußte. Vermöge derselben mußte Karl VI. die durch den Spanischen Erbfolgekrieg erlangten

Königreiche Neapel und Sicilien dem Spanischen Prinzen Don Karlos überlassen, dessen Nachkommenschaft noch jetzt jene Länder beherrscht. Dafür erhielt der Kaiser von ihm die Herzogthümer Parma und Piacenza in Italien und auch sein künftiger Schwiegersohn Franz Stephan die Hoffnung, einst Großherzog von Toscana zu werden. Dagegen mußte aber dieser sein bisheriges Herzogthum Lothringen und Bar an den entthronten König Stanislaus Leszcynski unter der Bedingung abtreten, daß wenn dieser einst stirbt, es dann an Frankreich fallen solle. Neben Lothringen durfte der unglückliche Stanislaus auch die Wahl wieder den Königstitel behalten, das Königreich aber behielt August III.

W. Das Sonderbarste bey diesem Friedensschlusse scheint mir der Antheil zu seyn, der auf den Herzog Franz Stephan fiel.

B. Wie so?

W. Sollte er nicht sein bisheriges Herzogthum hergeben und von der Hoffnung auf ein künftiges leben? Die Hoffnung mag was ganz Gutes seyn; aber nie habe ich gehört, daß man von ihr allein leben könne.

B.

B. Das sollte auch Franz Stephan nicht.

W. Der Herr Gebatter hat mir doch wahrlich nicht gesagt, daß er sonst noch etwas bekommen hätte. Und warum erhielt er denn das zu hoffende Land nicht gleich?

B. Sein alter Besitzer, Johann Gasto, lebte noch. Weil dieser Herr schon bejahrt war und keine Kinder hatte: so war ihm schon bei den Friedensschlüssen, die den Spanischen Successionskrieg endigten *) von den Mächten, die in jenen Krieg verwickelt gewesen waren, ein Nachfolger, nämlich der Spanische Prinz, Don Carlos, bestimmt worden. Da nun dieser jetzt Neapel und Sicilien vom Kaiser erhielt, so sollte Franz Stephan für sein abgetretenes Lothringen und Bar mit Toscana entschädigt werden. Weil aber Herzog Johann Gasto noch lebte: so mußte Frankreich bis zum Tode desselben dem Herzog Franz Stephan jährlich nach unserm Gelde etwa 948000 Thaler auszahlen.

W. Nun mit dem Sümmechen ließ sich unser dessen auskommen.

B. Auch durfte Frankreich diese Summe nicht lange zahlen; denn Johann Gasto starb

E e 3

schon

*) Siehe oben Seite 196.

schon 1737, worauf Franz Stephan Toscana wirklich in Besitz nahm.

W. Wo wurde denn dieser Friede geschlossen?

B. Zu Wien, weshalb man ihn auch den Wiener Frieden nennt. Er wurde zwar erst 1738 wirklich unterzeichnet, aber die Friedenspunkte waren schon lange vorher wirklich in Richtigkeit gebracht worden. Einen derselben muß ich noch anführen, der dem Kaiser Karl VI. vorzüglich angenehm war, und ihn für manche andere gemachte Anopferung tröstete. Der König von Frankreich versprach nämlich dem Kaiser auch feyerlich Bürgschaft für die pragmatische Sanction.

W. Da freue ich mich selbst recht sehr darüber. Nun waren doch schon viele Mächte Europens damit zufrieden. So dürfte man doch nicht besorgen, daß etwa auch so ein Kriegsfeuer, wie bey der Spanischen Erbfolge, ausbrechen möchte.

B. Leider, leider, halfen alle die Bürgschaften so viel wie nichts! Der Krieg wurde dadurch doch nicht vermieden. Aber ich habe dem Herrn Gevatter nun schon wieder so viel von Krieg und Blutergießen erzählt, daß er gewiß gar gern zufrieden seyn wird, wenn ich

ihm

Ihm auch wieder einmahl von etwas andern erzähle. Zum Glück ist seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis zu dem Jahre 1740, worin ein neuer Krieg in unserm Vaterlande zu mühen anfang, und dann etliche 20 Jahre fast gar nicht wieder aufhörte, so manches andere Merkwürdige, obgleich auch nicht lauter Erfreuliches, geschehen, das ich erzählen kann.

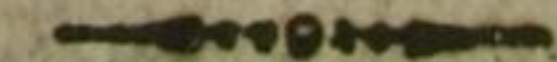
Zuerst will ich den Herrn Gevatter mit einigen besonders merkwürdigen, verdienstvollen Männern bekannt machen, welche um diese Zeit lebten. Ich sage mit einigen; denn die Zahl Deutscher Männer, welche sowohl zu Anfange als überhaupt im achtzehnten Jahrhunderte, sich Verdienste um unser Vaterland erworben, ist so groß, daß ich viel zu weitläufig in meiner Erzählung werden müßte, wenn ich mich auch nur bey einem kleinern Theil derselben etwas aufhalten wollte. Mit dem bloßen Rahmen dieser Männer würde aber doch dem Herrn Gevatter nichts gedient seyn. Will Er aber einen sehr großen Theil derselben nicht nur dem Rahmen, sondern auch ihren Verdiensten nach kennen lernen: so lese Er das Buch:

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeich-
neter Deutschen des achtzehnten Jahr-
hundertes. Schnepfenthal im Verlage der
Erziehungsanstalt. 1802.

In diesem Buche wird der Herr Gevatter
auch manches von den Lebensumständen
derjenigen Männer finden, mit denen ich
Sich jetzt näher bekannt machen will.

Zu denen welche gleich zu Anfange und in
der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunder-
tes sich auf so manche Weise merkwürdig gemacht
und theils durch ihre Kenntnisse, theils durch
ihre Unternehmungen Wohlthäter ihrer Res-
benmenschen geworden sind, gehören Leibniz,
Wolf, Thomajus, Franke, Zinzendorf.

(Fortsetzung folgt.)



Der Bote
aus
Thüringen

Neunundzwanzigstes Stück

1802.

Bote. Wirth.

Leibniz *) gehört dem größten Theile seiner Lebenszeit nach noch in das siebzehnte Jahrhundert; denn er wurde 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor war. Seine Wirksamkeit aber reichte in das achtzehnte Jahrhundert hinein, und dauerte noch lange nach seinem Tode fort. Bis auf den heutigen Tag verehren ihn die Gelehrten aller gebildeten Völker Europa's als einen der einsichtsvollsten, weisesten Menschen der neuern Zeiten. Er stand mit den Gelehrten aller Europäischen Völker durch Briefwechsel in der genauesten Verbindung; und theilte ihnen seine Gedanken über allerley wissenswerthe Dinge mit. Um seine eigenen Einsichten immer mehr zu erweitern, las er nicht nur die vorzüglichsten Bücher als

July. 1802,

F f

ter

*) S. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen. Seite 298.

ter und neuer Zeit in den verschiedenen Sprachen, worin sie geschrieben waren; sondern machte auch Reisen in verschiedene Gegenden Deutschlands, nach Frankreich, England und Italien. Wo er immer hinkam, wußte er sich unter allerley Glaubensgenossen so gut zu betragen, daß er überall aufs beste aufgenommen wurde, und man gern alles für ihn that, wodurch er seine Kenntnisse bereichern konnte. Auf seiner Reise durch Italien wäre er indessen doch beynahe deßhalb ums Leben gekommen, weil er ein Protestante war. Als er nämlich eines Tages von Venedig aus zur See nach einer andern Stadt in Italien reiste, entstand ein so schrecklicher Sturm, daß das Schiff, worauf Leibnitz sich befand, in Gefahr kam, unterzugehen. Die Schiffleute welche Leibnitz, ich weiß nicht warum? für einen Ketzer oder Irrgläubigen hielten, glaubten, Gott wolle sie dafür strafen, daß sie einen Ketzer in ihr Schiff aufgenommen hätten. Sie redeten also in ihrer Sprache laut davon, daß sie den Ketzer ins Wasser werfen wollten, damit Gott nicht sie zugleich mit demselben ertrinken lasse. Leibnitz, der ihre Sprache recht gut verstand und wohl gehört hatte, was sie gegen ihn im Schilde

de

de führten, griff ganz ruhig in seine Tasche und hohlte einen Rosenkranz heraus, den er zwischen den Fingern hin und her bewegte. Halt! dachten die Schiffer, das ist doch kein Ketzer; er hat ja einen Rosenkranz. Da standen sie von ihrem bösen Vorhaben ab und ließen Leibnizen leben. Seine ungemeine Gelehrsamkeit und große Geschicklichkeit in Geschäften erwarben ihm so viel Zutrauen und Hochachtung bey den großen Herren, daß mehrere ihm ansehnliche Aemter antrugen. Schon in seinem 25ten Jahre machte ihm der vortreffliche Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, zum Rath und Besizer in seiner Justizkanzley, und ging auf eine sehr vertraute Weise mit ihm um. Nach dem Tode desselben trat er in Braunschweig; Lüneburgische Dienste, worin er bis an seinen Tod blieb. Wegen seiner großen Verdienste um die Wissenschaften gab ihm der Russische Kaiser, Peter I. der Große, den Titel eines geheimen Justiz; Raths und einen Jahrgehalt von 1000 Thalern; der Römische Kaiser Karl VI. machte ihn zum Reichshofrath, erhob ihn in den Reichsfreyherrnstand und gab ihm einen Jahrgehalt von 2000 Gulden. An Ehre und Einkommen fehlte es also

Leibnizen nicht. Was ihm aber gewiß mehr, als alle Ehre und Geld, am Ende seines Lebens freuete, war das Bewußtseyn, so manches Gute in der Welt gestiftet zu haben, das auch nach seinem Tode noch fortwirkte. Hierzu gehörte der gute Same, den er, zur Bervollkommnung der menschlichen Einsichten mancherley Art, in seinen Schriften ausgestreuet hatte. Hierzu gehörten die vielen neuen Entdeckungen und Erfindungen, welche er in mehrern Wissenschaften gemacht hatte. Hierzu gehörte endlich auch die Theilnahme an der Stiftung einer gelehrten Gesellschaft, der sogenannten Akademie der Wissenschaften zu Berlin, (1700) welche bis auf den heutigen Tag fortdauert, und schon so manches Wichtige für die Bervollkommnung der Wissenschaften gethan hat. Eine geraume Zeit hindurch war einer seiner Lieblingsgedanken der Plan: Katholiken und Protestanten wieder zu einer Parthey zu vereinigten. Seine Meinung dabey war gewiß sehr gut; aber es wurde nichts daraus, und das muß ja wohl auch gut gewesen seyn.

In einem hohen Alter starb Leibniz im Jahr 1716 zu Hannover, wo seinem Andenken vor mehreren Jahren ein Denkmahl errichtet worden ist.

ist. Das beste hat er sich aber selbst in seinen Schriften und in den Wirkungen gestiftet, welche durch sie hervor gebracht worden sind.

Wolf *) trat in Leibnizens Fußtapfen und suchte die Grundsätze, Lehren und Meinungen, wozu sein Vorgänger den Grund gelegt hatte, noch weiter auszubilden, zu vervollkommen und auszubreiten. Durch den mündlichen Unterricht, den er als öffentlicher Lehrer auf den Universitäten zu Leipzig, Marburg und Halle den studierenden Jünglingen ertheilte, so wie durch die vielen gründlichen Schriften, welche er über mehrere Wissenschaften schrieb, wirkte er so sehr auf seine Zeitgenossen, daß seitdem unter den Deutschen das Nachdenken und die Untersuchungen über Gott, Religion, Vorsehung, die Pflichten des Menschen und andere solche Gegenstände, welche für die Wohlfahrt des Menschen von der größten Wichtigkeit sind, erst recht gewöhnlich wurden. Wolf war übrigens ein neues Beyspiel davon, daß die Vorsehung bey der Wahl der Männer, welche sie zu Werkzeugen bestimmt hat, große Dinge in

S f 3

der

*) S. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen S. 303.

Der Welt auszuführen, und unter den Menschen Licht und bessere Einsichten zu verbreiten, nicht eben auf hohe Geburt und auf Reichthümer sieht; daß sie vielmehr zuweilen aus den niedern Ständen die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, daß sie von Zeit zu Zeit aus ihnen Männer hervorgehen läßt, welche mehr zum Heile der Menschheit wirken, als viele Kaiser, und Königsöhne und die Söhne solcher, welche ihr Vermögen nach Millionen berechneten, nicht gewirkt haben.

W. Wer waren denn Wolfs Aeltern?

B. Sein Vater war ein Gerber zu Breslau, wo Wolf 1679 geboren wurde.

W. Wie wurde aber der Gerberssohn zu einem Gelehrten?

B. Eigentlich war ein Versprechen seines Vaters daran Ursache. Der Vater wollte in seiner Jugend gern studieren; aber die Aeltern wollten es nicht zugeben. Da that er dem lieben Gotte das Gelübde, sein erstgeborner Sohn solle ein Geistlicher werden.

W. Das war ein thörichtes Gelübde; wie wenn nun der Sohn keine Lust und keine Fähigkeiten dazu hatte?

B.

B. Daran mochte der alte Wolf wohl freylich eben so wenig gedacht haben, als so manche Aeltern bey der Wahl der künftigen Lebensart ihrer Kinder. Unterdessen dieß Wahl traf es sich, daß Lust und Fähigkeiten des Kindes mit der Wahl des Vaters vortreflich zusammen stimmten. Bey den ausgezeichnetesten Fähigkeiten zeigte der junge Wolf einen solchen Dringenden Eifer, sich allerley gelehrte Kenntnisse zu erwerben, daß seine Lehrer auf Schulen und Universitäten große Freude an ihm hatten, und man von ihm für die Zukunft mit Recht sehr viel erwarten konnte. Den Plan Prediger zu werden, gab er in der Folge bey weiterer Ueberlegung auf. Denn ob er gleich im Predigen so glückliche Versuche gemacht hatte, daß Gelehrte und Ungelehrte ihn ungemein gern predigen hörten und seine Vorträge sehr erbaulich und lehrreich fanden: so fühlte er doch mehr Neigung in sich, als Lehrer auf einer Universität der Welt nützlich zu werden. Dem Elisabethanischen Gymnasium zu Breslau und den Universitäten zu Jena und Leipzig verdankte er seine gelehrte Bildung. Auf der letztern fing er selbst an, mehreren dort studierenden Jünglingen in einigen Wissenschaften

Unterricht zu ertheilen, und erwarb sich dadurch so großen Beyfall, daß der Ruf von seiner Gelehrsamkeit sich bald auch in andere Gegenden Deutschlands verbreitete, und ihm mehrere Professorstellen angetragen wurden. Er nahm endlich im Jahr 1706 den Ruf als Professor nach Halle an. Hier stiftete er 14 Jahre lang durch seine Vorlesungen ausgebreiteten Ruf. Da stand aber unter den Hallischen Professoren eine Partey gegen ihn auf, welche in den Lehren und Meinungen, die Wolf bisher mündlich und schriftlich vorgetragen hatte, so viel Anstößiges und sogar Religionswidriges fand, daß sie nicht eher ruhete, als bis der Damahlige König von Preußen Friedrich Wilhelm I. ihn aus Halle verwies.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n.

Dreißigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Birtb.

W on der Unschuld und Richtigkeit seiner Grundsätze überzeugt, und bedauert von vielen hundert Studierenden, die bisher mit so großem Nutzen seinen Unterricht genossen hatten, verließ Wolf Halle und nahm eine Professorstelle an der Universität zu Marburg *) an. Durch Wolfs Verweisung erreichten seine Gegner ihren Zweck — Unterdrückung der Meinungen desselben — nicht; vielmehr wurden diese in alle Gegenden Deutschlands verbreitet, von sehr vielen Gelehrten für wahr erkannt, und Wolfs Ruhm dadurch außerordentlich vermehrt. Von mehreren Fürsten, selbst vom Russischen und Wiener Hofe erhielt Wolf ausgezeichnete Beweise der Hochachtung und die beruhigende Versicherung, daß man seine Meinungen nichts weniger als für den

Juli 1802.

8 9

Staat

*) Eine Stadt in Oberhessen.

Staat und die Religion gefährlich halte. Sogar der Berliner Hof trug bey näherer Untersuchung der Sache kein Bedenken, des Bers wiesenen Unschuld öffentlich anzuerkennen, und ihn nach Halle wieder zurück zu rufen. Erst unter Friedrich Wilhelms I. Nachfolger, unter dem großen Könige Friedrich II. nahm Wolf 1740 den Rückruf nach Halle an, wo er nun für die Verbreitung richtiger Einsichten, für die Beförderung eines bescheidenen freyen Nachdenkens über Gott, Religion, menschliche Pflichten und andere wissenswerthe und wichtige Gegenstände, bis an seinen Tod 1754 mit dem größten Eifer arbeitete. Zehn Jahre vor seinem Tode war er, wegen seiner großen Verdienste um die Gelehrsamkeit und um die Beförderung des Nachdenkens unter den Deutschen, in den Reichsfreyherrn Stand erhoben worden.

Manches ähnliche in seinen Schicksalen und Verdiensten um die Deutsche Nation hatte mit dem Freyherrn von Wolf, Christian Thomastus. *) Dieser Mann war ein Landsmann und Zeitgenosse des Freyherrn von Leibniz.

*) Siehe Denkwürdigkeiten aus dem Leben a. D. S. 301.

nitz. Im Jahre 1655 wurde er zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor war, und seiner Gelehrsamkeit wegen in sehr großem Rufe stand. Unter der Leitung eines solchen Vaters, mußte es dem Sohne sehr erleichtert werden, sich zum Gelehrten zu bilden. Er wurde Lehrer auf der hohen Schule zu Leipzig, und zeichnete sich hier bald in den ersten Jahren seines Lehramtes durch freymüthige Untersuchungen über solche Gegenstände aus, über die man bis dahin noch wenig nachgedacht hatte. Das durch besonders erregte er die Aufmerksamkeit der zu Leipzig Studirenden, erhielt in seinen Vorlesungen vielen Beyfall und glaubte nun als Professor in Leipzig, noch gar vieles Gute stiften zu können. Aber seine schönen Hoffnungen wurden vereitelt. Eben seine Bemühungen eigenes Nachdenken unter den Studirenden zu befördern, eben die freymüthige Darlegung seiner von den Meinungen der meisten andern Gelehrten abweichenden Grundsätze und Untersuchungen, zogen ihm Unwillen und Verfolgungen von manchen seiner Collegen zu. Um ihnen zu entgehen, sah er sich genöthigt, aus seiner Vaterstadt zu entfliehen. Er nahm seine Zuflucht nach Halle, das nur wenige

Meilen von Leipzig entfernt ist. Der damalige Kurfürst von Brandenburg, der nachherige König von Preußen, Friedrich I. erlaubte ihm, bey der doertigen Ritter Akademie (einer Art von Erziehungsanstalt für junge Edelleute) Unterricht zu ertheilen. Die Vorlesungen welche er zu Halle seinen Schülern über mancherley Wissenschaften ertheilte, fanden so außerordentlichen Beyfall, daß der Ruf davon sich gar bald in andere Gegenden Deutschlands verbreitete. Von vielen Orten her kamen junge Leute herben, die des Thomasius Unterricht genießen wollten. Dies bewog den Kurfürsten von Brandenburg, die Hallische Ritter Akademie zu einer hohen Schule oder Universität zu erheben (1604)*. An derselben war Thomasius etliche dreßsig Jahre hindurch geschäftig, unter den dort studierenden Jünglingen, so wie durch seine vielen Schriften in unserm Vaterlande überhaupt, Aufklärung über so manche wichtige Gegenstände zu verbreiten und alten, Jahrhunderte hindurch fortgepflanzten, Vorurtheilen und Irrthümern entgegen zu arbeiten.

Nichts

*) Siehe oben S. 103.

Nichts hat in dieser Hinsicht diesem verdienten Manne einen bleibendern Ruhm bey der Nachwelt verschafft, als sein unermüdetes Kampf gegen den zu seiner Zeit noch so allgemeyn in unserm Vaterlande verbreiteten Glauben an Hexen und Gespenster. Was auch immer vor ihm von manchem braven Deutschen zur Vertilgung desselben geschehen seyn mochte; im Ganzen hatte es leider nur wenig gefruchtet. Noch immer wurden eine Menge Unglücklicher in allen Gegenden unsers Vaterlandes für Hexen und Hexenmeister, Zauberer und Zauberinnen gehalten und als vermeintliche Kinder und Diener des Teufels verbrannt. Noch immer war Furcht vor Gespenstern unter Gelehrten und Ungelehrten, unter Alten und Jungen, allgemein verbreitet, und überall spukete es auf den Kirchhöfen, bey Gerichtsstätten, an Kreuzen und Scheidewegen. Bald war dem, bald jenem ein verstorbener Bösewicht mit dem Kopfe unter dem Arme, oder als ein feuriger Wolf, oder als grimmiger Hund und dergl. begegnet, hatte bald dem, bald jenem aufgeschluckt, Ohrfeigen ausgetheilt, oder sonst Unfug und Spas mit den ihm Begegnenden getrieben. Noch immer gab es fast an jedem Orte Häus-

fer die man entweder gar nicht, oder nur mit Angst bewohnte, weil es darin nicht richtig seyn sollte, weil man darin bald Kettengerassel bald anderes Poltern gehört, bald des Abends und besonders in der Mitternachtsstunde allerley Erscheinungen gehabt hatte. Bald erschien an dem, bald an jenem fürstlichen Hofe eine sogenannte weiße Frau und kündigte durch ihre Erscheinung den Tod des Landesherrn oder einer andern Person aus der fürstlichen Familie an. Die Stunden vom Dunkelwerden bis zum Schlag 12 waren fast allgemein für Jung und Alt Stunden der Angst und des Schreckens. Diesem Aberglauben, dieser besonders eines Christen so ganz unwürdigen Vorstellung; und Handlungsweise arbeitete nun Thomasius mündlich und schriftlich unermüdet entgegen. Den Gespensterglauben, auch nur größten Theils, aus unserm Vaterlande zu vertilgen, gelang ihm selbst zwar nicht; aber es wurden doch wenigstens viele von diesem Wahne und der daraus entstehenden albernen Furcht durch ihn befreit. Ganz vertilgt ist dieses Vorurtheil ja sogar jetzt noch nicht, so sehr auch seit jener Zeit von vielen Predigern, Volksschriftstellern, Schullehrern und andern nach

Tho

Thomasius Beyspiele daran gearbeitet worden ist. Aber immer gebührt dem muthigen Thomasius der Ruhm, daß durch ihn der Grund zu den Bemühungen des achtzehnten Jahrhunderts gelegt worden ist, die Deutschen davon zu befreien.

Auch den Glauben an Hexen und Hexereyen gänzlich zu vertilgen vermochte Thomasius zu seiner Zeit noch nicht. Aber das gelang ihm doch, daß die Regierungen immer mehr anfiengen die Grausamkeit und Unsinnigkeit aller Hexenprocesse einzusehen, daß sie dieselben nach und nach ganz abschafften, und so das Leben vieler hundert erhielten, die, hätte Thomasius nicht so muthig gegen diese Vorurtheile gesprochen, elendiglich gemartert und verbrannt worden wären. — In den Preussischen Staaten, worin für Deutschland das Licht über diese Sache durch Thomasius angezündet worden war, wurde schon im Jahre 1715 durch eine königliche Verordnung den Obrigkeiten der Preussischen Länder der Befehl ertheilt, alle Hexenprocesse abzuschaffen, und die Brandpfähle, an denen die der Hexereyen Beschuldigten bisher verbrannt worden waren, als Denkmähler des menschlichen Unverstandes, überall nieder

der zu reißen. Dem Beyspiele der Preussischen Regierung folgten nach und nach immer mehrere Fürsten in und auch außer Deutschland, und so kam es nach und nach dahin, daß es jetzt kein Deutsches Land mehr gibt, worin der Hexerey beschuldigte Menschen verbrannt würden.

Da ich vielleicht in der Folge auf diese Sache nicht wieder zurück kommen könnte: so will ich doch dem Herrn Gevatter hier den merkwürdigen aber geraume Zeit nach Thomasins lebenden Mann nennen, der es bey der Kaiserin Maria Theresia durch seine Vorstellungen dahin brachte, daß in den Oestereichischen Landen befohlen wurde, die vorgeblichen Hexen und Zauberer nicht mehr zu verbrennen, sondern sie vielmehr nach Beschaffenheit der Umstände in Kranken und Tollhäuser zu bringen. Der merkwürdige Mann der diesen Befehl bey der Kaiserin auswirkte, war ihr Leibarzt, Anton von Haen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Z h ü r i n g e n.

Ein und Dreissigstes Stück.

1 8 0 2.

~~Wann~~
Bote. Wirth.

So sehr sich nun auch Thomasius darüber freuen würde, wenn er jetzt zu seinen Deutschen Brüdern zurückkäme und sähe, daß die Hexenprocesse bey ihnen ganz abgeschafft wären: so würde er doch gewiß gewaltig darüber eifern, wenn er bemerkte, daß ungeachtet so viele Deutsche, aufgemuntert durch sein Beyspiel an der gänzlichen Vertilgung des Glaubens an Hexen und Gespenster arbeiteten, doch immer noch hier und da einige Spuren von solchem Aberglauben in dem Kopfe so manches Deutschen vorhanden sind.

Thomasius erwarb sich auch um die Deutsche Sprache ein großes Verdienst. Seit Luthers Tode war es nach und nach wieder fast ganz abgekommen, daß die Deutschen Geslehrten sich der Muttersprache in ihren Schriften bedienten. Alle schrieben über wissenschafts

August 1802.

H h

ll

liche Gegenstände Lateinisch. Dadurch wurde denn, wie schon sonst erwähnt worden ist, die weitere Vervollkommnung unserer Muttersprache aufgehalten. Da fing aber Thomastius an nicht nur viele seiner gelehrten Schriften in Deutscher Sprache zu schreiben, sondern hielt auch zuerst unter allen Deutschen Gelehrten, seinen Zuhörern auf der neuen Universität zu Halle, Vorlesungen in derselben. Dieß that er darum, damit seine Zuhörer lernen sollten, sich auch über gelehrte Dinge in ihrer Muttersprache gehörig auszudrücken und darin andern, die nicht Lateinisch verstanden ihre Gedanken mitzutheilen. Diesem Beispiele des Thomastius folgte bald sein vorhin erwähnter College Wolf, der durch den Gebrauch der Deutschen Sprache in vielen seiner Schriften zur weiteren Ausbildung unserer Muttersprache ungemein viel bestrug. Da nun seitdem nach dem Beispiele dieser beyden gelehrten Männer unsere Muttersprache immer mehr in Schriften gebraucht wurde: so trug dieß sehr viel dazu bey, daß dieselbe nach und nach den Grad der Ausbildung und Vollkommenheit erhielt, den sie heut zu Tage hat. Thomastius starb 1728.

Jhm

Ihm und den beyden vorher erwähnten Männern, Leibniz und Wolf, haben die Deutschen es vorzüglich zu danken, wenn seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr Licht in die Köpfe der Deutschen gekommen ist; wenn der merkliche Stillstand aufhörte, der seit Luthers Tode bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts im Nachdenken und Forschen über Religionswahrheiten und manche andere damit in Verbindung stehende Dinge, entstanden war; wenn die Deutschen jetzt mehr als je über die Natur, über Erziehung und Unterricht, über Recht und Unrecht Untersuchungen anstellten; wenn nun der zum Nachdenken durch jene Männer aufs neue geweckte Verstand des Deutschen fast in jeder Wissenschaft die größten Fortschritte machte, in so manchen Kenntnissen den gebildetesten Völkern Europa's gleich kam, in manchen sogar dieselben weit, weit übertraf. Indem durch das was jene Männer thaten, unter den Gelehrten und den gebildeten Ständen mit der Zeit hellere Einsichten entstanden, wurde es möglich, daß davon auch in der Folge sehr vieles unter den übrigen Ständen Eingang finden konnte, und daß zur Verbreitung allges

mein nützlicher Kenntnisse unter den Deutschen jetzt mehr geschieht, als noch je unter einem Volke alter und neuer Zeit geschehen ist.

Mit Leibnitz, Thomasius und Wolf waren, meist zu gleicher Zeit, aber auf andere Weise, für das Beste der Mit- und Nachwelt, thätig Franke und Zinzendorf. Jene arbeiteten vorzüglich für die Erleuchtung des Verstandes diese für die Besserung des Herzens und Verbreitung frommer und guter Gesinnungen. Franke und Zinzendorf stifteten über dieß durch ihren Unternehmungsgeist, durch ihre fromme und unermüdlige Thätigkeit, Anstalten, welche nicht nur in Deutschland, sondern auch außer demselben schon ungemein viel Gutes gestiftet haben, und auch noch künftig stiften werden. Aus dem, was sie thaten, kann man lernen, was die wohl angewendeten Kräfte eines Menschen, der das Gute recht ernstlich will und in sich Kraft und unerschütterliches Vertrauen auf Gott fühlt, unter Gottes Segen auszurichten im Stande sind.

W. Was haben denn diese beyden Leute so Großes gethan?

B. Ist der Herr Gevatter schon einmahl in Halle gewesen?

W.

W. In meinem Leben nicht.

B. Hat Er auch nichts von der Hallischen Medicin gehört?

W. O ja, in meiner Jugend; jetzt aber hört man davon nicht mehr viel sprechen.

B. Weiß Er denn auch, wo sie gemacht und verkauft wird?

W. Im Hallischen Waisenhanse, da, wo auch die wohlfeilen Bibeln zu haben sind.

B. Das Hallische Waisenhaus ist ihm also bekannt?

W. O ja, dem Nahmen nach. Auch habe ich gehört, daß es ein sehr großes Gebäude sey, und dennoch der Erbauer desselben, als er zu bauen anfieng, nicht mehr als 5 Thaler gehabt haben soll.

B. Allerdings ist das was man gewöhnlich mit dem allgemeinen Nahmen: Hallisches Waisenhaus, benennt, ein sehr großes Gebäude. Das Vordergebäude allein ist 138 Fuß lang, 44 Fuß breit und hat drey Stockwerke. Durch dasselbe kommt man in einen 820 Fuß langen Hof, an dessen beyden Seiten in einer langen Reihe hin die Hintergebäude stehen; und am Ende des Hofes steht dem Vordergebäude ges

gerade gegen über ein anderes großes 216 Fuß langes und 34 Fuß breites Gebäude, das Pädagogium genannt, womit die ganze Reihe von Gebäuden, die man gewöhnlich das Hallische Waisenhaus nennt, sich endigt.

W. Und der Mann, der diesen ungeheuren Bau unternahm, hätte ihn mit 5 Thalern angefangen? Herr Gevatter das glaube ich nicht.

B. Diese sehr gewöhnliche Meinung beruht auf einem Mißverständnisse, wie Er aus der folgenden Erzählung sehen soll.

W. Wie kommt Er denn aber hier auf das Hallische Waisenhaus? Er wollte mir ja von Franken und Zingendorfen etwas erzählen.

B. Das will ich auch. Einer dieser beyden merkwürdigen Männer, August Hermann Franke, *) war der Stifter dieses bewundernswürdigen Gebäudes.

W. Das ist was anders. Nun da bin ich doch recht begierig, diesen Mann näher kennen zu lernen.

B. Die Reichsstadt Lübeck in Niedersachsen wurde im Jahr 1663 der Geburtsort desselben

*) Siehe Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts S. 324.

selben. Den größten Theil seiner Jugendzeit verlebte er aber in Gotha, wohin der Herzog Ernst der Fromme seinen Vater als Hof- und Justizrath berief. Hier wurde der junge Franke sehr christlich fromm erzogen, und da er sich durch Fleiß und Geschicklichkeit auf dem Gothaischen Gymnasium außerordentlich auszeichnete, so konnte er schon in seinem sechszehnten Jahre die Universität zu Erfurt beziehen, wo er, so wie hernach zu Kiel im Holsteinischen, und zu Leipzig sich ganz den Wissenschaften widmete und besonders die Theologie zu seinem Hauptstudium machte. In seinem drey und zwanzigsten Jahre konnte er schon selbst zu Leipzig den dort Studierenden Vorlesungen halten. Hier verband er sich auch mit einigen seiner gelehrten Freunde zu sonntägigen Zusammenkünften, worin sie gemeinschaftlich miteinander die Bibel in der Rücksicht lasen, dieselbe besser verstehen und daraus christlich denken und handeln zu lernen. Sie hatten das bey noch den besondern Zweck, sich durch diese Uebung zu würdigen Religionslehrern vorzubereiten. Diese biblischen Vorlesungen wurden von dem frommen S p e n e r *) der um diese

fe

*) Siehe Bote aus Thüringen. Vierzehntes Stück.

se Zeit Oberhofprediger in Dresden geworden war, sehr gebilliget und Franke mit seinen Freunden von ihm ermuntert, in diesem nützlichen Unternehmen fortzufahren. Mehrere der angesehensten Einwohner Leipzig's und selbst Auswärtige besuchten diese Zusammenkünfte und fanden darin viel Erbauung und Ermunterung zu einem frommen Wandel. Unterdessen gab es doch auch in Leipzig einige Professoren, welche daran Anstoß fanden. Franke, als Einer der Hauptunternehmer, mußte deshalb so viele Unannehmlichkeiten erdulden, daß er sich 1690 entschloß, den Ruf als Prediger bey der Augustiner-Gemeinde zu Erfurt anzunehmen. Hier fanden seine lehrreichen und erbaulichen Predigten ungemeinen Beifall. Auch suchte er noch auf andere Weise, das Gute unter seiner Gemeinde zu befördern. Er hielt nebst einem andern Erfurtischen Prediger, dem Senior Breithaupt, nach Speners Vorschlägen, besondere Erbauungstunden, wiederholte darin seine Predigten, und suchte soviel er konnte, Besserung und wahre Frömmigkeit unter seinen Zuhörern zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen

Zwey und dreißigstes Stück

1802.

Bote. Wirth.

Franken's Predigten und Erbauungsstunden wurden in Erfurt selbst von vielen katholischen Einwohnern besucht, und mehrere von diesen sogar dadurch bewogen, zur Evangelischen Kirche überzutreten. Dieß Letztere erregte die Aufmerksamkeit der Regierung, und da es dem guten Franken nicht an Feinden und Verläumdern fehlte, so brachten ihn diese in den Verdacht eines Volksverführers und Unruhestifters. Die Folge davon war, daß der Erfurter Stadtrath von der Kur- Mainzischen Regierung den Befehl erhielt, Franken seines Amtes zu entsetzen, und aus Erfurt zu verweisen. Begebens bewies Franken mit bescheidener Freymüthigkeit seine Unschuld, vergebens fleheten Bürger und Schulkinder fußfällig den damaligen Statthalter, ihnen ihren geliebten Lehrer nicht zu entreißen.

August 1802.

J i

Uns

Unter dessen hatte aber auch die Vorsehung durch Spenern, welcher nicht lange zuvor Probst und Ober-Consistorialrath in Berlin geworden war, dem würdigen Franke einen neuen Wirkungskreis bereitet. Er und sein Freund Breithaupt erhielten vom Berliner Hofe einen Ruf nach Halle, wo eine neue Universität errichtet werden sollte. In dieser erhielt Franke eine Professorstelle und zugleich das Pastorat zu Glaucha, einem besondern Theile von Halle. Dieß war nun der Platz, von welchem aus er fast 36 Jahre hindurch seine Kräfte nicht nur durch das ganze protestantische Deutschland, sondern auch in andern Ländern Europa's, ja auch außer diesem Erdtheile zur Beförderung des Guten, nach dem Rathe der Vorsehung, verwenden sollte. Fast mit jedem Jahre erweiterte sich hier seine durch keinen Widerstand, durch keine noch so großen Schwierigkeiten und Hindernisse zu ermüdende Wirksamkeit.

Mit ächter christlicher Menschenfreundlichkeit richtete Franke zuerst sein Augenmerk auf die, welche ihm die nächsten waren, und dieß war seine Glauchische Gemeinde. Mit inniger Betrübniß bemerkte er unter dieser einen hohen
Grad

Grad von Unwissenheit, von Sittenlosigkeit und Faulheit, und, was die natürliche Folge davon war, unter einem sehr großen Theile derselben, die bitterste Armuth. Er that, was in seinen Kräften stand, theils von seiner eignen sehr mäßigen Einnahme, theils durch Unterstützung wohlhabender gutthätiger Menschen, der Noth der Erwachsenen abzuhelfen, und legte so auch den Grund zu der noch bestehenden Hallischen Armenanstalt. Dabey ließ er es an Ermahnungen zur Arbeitsamkeit und einem bessern Lebenswandel bey keiner schicklichen Gelegenheit fehlen. Besonders aber richtete er seine Aufmerksamkeit auf die armen Kinder, und sah bald ein, daß wenn für deren Erziehung und Unterricht nicht mehr, als bisher gethan werden könnte, doch der Erfolg aller seiner Bemühungen nur gering seyn würde. Auf die bessere Belehrung und Erziehung der ärmern Jugend seiner Gemeinde war er daher mit Eifer bedacht.

Als nun einst in die Armenbüchse, welche er zum besten der Glauchischen Armen in seiner Wohnstube aufgestellt hatte, von einer wohlthätigen Frau, der Commissionsrätthin Knorr, 4 Thlr. 16 gl. eingelegt wurden, rief

er voll Freude aus: „Das ist ein ehrlich Kas
 „pital, Davon muß man etwas Rechtes stif
 „ten. Ich will eine Armenschule damit ans
 „fangen“. Und was er sprach, fieng er so
 gleich an auszuführen. Die Anlegung dieser
 Armenschule in seinem Hause im Jahr
 1695 ist der fruchtbare Keim, aus dem sich das
 eigentliche Hallische Waisenhaus und alle übris
 gen damit verbundenen Stiftungen und Ans
 talten Frankens unter dem göttlichen Segen
 nach und nach entwickelt haben, bis denn end
 lich das ungeheure Gebäude da stand, was man
 gewöhnlich unter dem allgemeinen Rahmen:
 Hallisches Waisenhaus, versteht. Dieß alles
 nun dem Herrn Gevatter einzeln auseinander zu
 setzen, ist bey den mancherley Dingen, welche ich
 Ihm noch zu erzählen habe, unmöglich. Will
 er sich davon näher unterrichten, so empfehle
 ich Ihm das Buch welches unter dem Titel:
 Beschreibung des Hallischen Waisenhauses und
 der übrigen damit verbundenen Stiftungen
 im Verlage der Waisenhaus - Buchhandlung
 1799 herausgekommen ist. Durch diese Bes
 chreibung und die dabey befindlichen Kupfers
 stiche wird der Herr Gevatter einen ziemlich
 deutlichen Begriff von dem großen Umfange der
 Uns

Unternehmungen Frankens erhalten, und durch den Ankauf des Buches, das einen Thaler kostet, zur Unterstützung derselben beitragen können. Ich selbst kann dem Herrn Gebatter von den Frankischen Anstalten im Allgemeinen nur noch Folgendes sagen.

Durch die Unterstützung, welche seine Armenhule bey vielen wohlthätigen Seelen fand, wurde Franke auf den Gedanken gebracht, ein eigenes Gebäude zur Erziehung der Waisen zu erbauen, und nach und nach auch noch andere Anstalten zu stiften, unter andern mehrere Schulen, sowohl Bürger als Gelehrten Schulen, Schulen für Kinder armer und reicher, bürgerlicher und adeliger Aeltern. Ferner stiftete er für arme Studierende, die er zum Theil als Lehrer bey seinen Schulanstalten brauchte, Frenisthe; auch legte er eine Apotheke und eine Bachhandlung bey dem Waisenshause an. So klein der Anfang der letzten bey den Anstalten war, so erhielten sie doch nach und nach einen so wichtigen Umfang, daß sie außer den milden Beiträgen, welche Franken aus der Nähe und Ferne in großen und kleinen Summen, zur Beförderung seiner Stiftungen zugeschickt wurden, durch ihre beträchts

liche Einnahme vorzüglich mit der eigentlichen Hauptstiftung Frankens, dem Waisenhanse, Dauer und Festigkeit verschafften. Von der eigentlichen Waisenhaus, Apotheke ist noch verschieden die Frankische Stiftung der Verfertigung der sogenannten Hallischen Medicin. Auch diese Anstalt hatte einen kleinen Anfang und erhielt erst nach und nach die ungemeyne Ausbreitung, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, dem Waisenhanse selbst zur Unterstützung zu dienen.

Ueberhaupt hatte der wohlthätige Franke bey allen seinen Unternehmungen immer den wichtigen Grundsatz vor Augen: Alles was wirklich dauerhaft groß werden soll, muß vom Kleinen anfangen. Wie richtig hierin Franke urtheilte, zeigt der glückliche Erfolg und die noch immer bestehende Fortdauer seiner Unternehmungen, die Troß manchen erlittenen Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten noch bis jetzt unerschütterlich fest stehen. Um dem Herrn Gevatter nur noch in einigen Beyspielen zu zeigen wie vieler Menschen Wohlthäter der ehrwürdige Mann durch seine Stiftungen schon geworden ist, will ich nur folgendes noch anführen: In dem eigentlichen Waisenhanse
oder

oder der Erziehungsanstalt für Waisenkinder
 wurden in hundert Jahren (von 1695 — 1795)
 4345 vaterlose Waisen männlichen und weib-
 lichen Geschlechts von ihrem 11 bis zum 15ten
 Jahre aufgenommen, ernährt, gekleidet, un-
 terrichtet, erzogen, in Krankheiten gepflegt und
 die männlichen Waisen zu ihrem künftigen
 Berufe als Handwerker oder Gelehrte vorbes-
 reitet. Die von Franken für die Erziehung
 adeliger und anderer reichen Kinder unter dem
 Namen: Pädagogium im Jahr 1696
 errichtete Anstalt erzog bis zum Jahre 1796
 2338 Kinder aus den verschiedensten Ländern
 Europa's, ja selbst aus andern Erdtheilen;
 und unterrichtete überdieß noch viele hundert
 Kinder wohlhabender Hallischer Einwohner.
 Wie viele 1000 Kinder mögen nun noch in den
 andern von Franken gestifteten Lateinischen
 und Deutschen Schulen, die sich bey dem Wais-
 senhause befinden, und wovon die Lateinische
 in manchen Jahren mehr als 500 Schüler zähl-
 te, unterrichtet und erzogen; wie viel Tausen-
 de an dem Frentische, den Franke für arme Stuo-
 dierende stiftete, und woran zu manchen Zei-
 ten täglich an 800 Personen speiseten, gesät-
 tigt worden seyn. Rechnet man dazu noch,
 daß

Daß Franke für seine Zeit zum Theil sehr aus-
 gezeichnet richtige Einsichten in die Erziehung
 und den Unterricht der Jugend hatte, daß
 nach dem Muster seiner Schulen und Armen-
 anstalten auch in andern Städten Deutschlands
 wie z. B. zu Züllichau in der Neumark, zu
 Königsberg in Preussen, zu Berlin und Pössi-
 dam, zu Bunzlau in Nieder-Schlesien Schu-
 len und Waisenhäuser errichtet wurden: so
 muß die Summe des Guten, das durch Fran-
 ken schon gestiftet worden ist, außerordentlich
 groß seyn. Und wie manches würde, durch
 seinen unermüdeten Eifer und Thätigkeit für
 alles Gute, vielleicht noch gestiftet worden seyn,
 wenn er nicht schon im Jahre 1727 der Erde
 durch den Tod entrissen worden wäre. Uns-
 zählige Thränen des Dankes wurden ihm nach-
 geweint, und die dankbaren Bürger und Ein-
 wohner der Stadt Halle feyerten ihm ein Lei-
 chenbegängniß, wovon noch lange nachher mit
 Rührung gesprochen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n.

Drei und Dreissigstes Stück.

1 8 0 2.

~~-----~~
Bote. Wirth.

Unter den mit dem Hallischen Waisenhanse verbundenen Anstalten, woran Franke ebenfalls großen Antheil hatte, kann ich wenigstens die Eine nicht ganz unberührt lassen, nämlich die sogenannte Cansteinische Bibelanstalt. Sie hat ihren Nahmen von dem Freyherrn Karl Hildebrand von Canstein. *) Dieser, in dem Dorfe Lindenbergh in der Mittelmark 1667 geboren, war ein sehr warmer Freund und Anhänger Speners und Franke's und als solcher ein eifriger Beförderer alles Guten. Ihm lag nichts mehr am Herzen, als zur Versbreitung des thätigen Christenthums recht viel beitragen zu können. Kein Mittel schien ihm dazu dienlicher, als wenn er den Gebrauch der Bibel, als der Quelle der christlichen Religion, mehr verbreitete. Um das zu können dachte er

August 1802.

R f

nach

*) Siehe Denkwürdigkeiten Seite 697.

nach, wie er den Leuten die Bibel so wohlfeil als möglich zum Ankauf liefern könnte. Er fand dazu ein Mittel, indem er ansehnliche Capitale zusammenzubringen suchte, wofür so viel Lettern (Druckbuchstaben) und Druckerpressen angekauft werden konnten, daß die abgesetzten Bogen immer stehen bleiben und zu jeder Zeit abgedruckt werden konnten. Dadurch wurde es ihm möglich, die Bibel in mancherley Formaten den Leuten um äusserst geringe Preise in die Hände zu liefern. Dieses Unternehmen ist es nun, was man mit dem Namen: *Canssteinische Bibelanstalt* belegt hat. Diese Bibelanstalt befindet sich im Hallischen Waisenhanse. Sie ist von Zeit zu Zeit immer mehr vervollkommnet worden. Der würdige *Cansstein* verordnete bey seinem Tode (1719) daß der jedesmahlige Direktor des Waisenhanse auch die Oberaufsicht über die von ihm errichtete Bibelanstalt führen sollte. Es sind in derselben schon weitüber 1½ Millionen vollständige Bibeln, und außerdem noch fast gegen eine Million Neue Testamente besonders abgedruckt worden.

Wir kommen nun auf den letzten der oben genannten vorzüglich merkwürdigen Männer,
auf

auf Nicolaus Ludwig, Grafen von Zinzendorf. *) Er ist der berühmte Stifter der Religionsgesellschaft, welche unter dem Nahmen: Herrnhuter oder Evangelische Brüdergemeine bekannt ist, und sich nach und nach nicht nur in mehrere Gegenden von Deutschland, sondern auch in mehrere andere Länder von Europa, ja selbst in alle übrige Erdtheile verbreitet hat, und überall wegen des thätigen Christenthums, das unter vielen ihrer Mitglieder, so wie wegen der musterhaften Ordnung, der Betriebsamkeit, des Fleißes und wegen mancher andern lobenswürdigen, wahrhaft christlichen Eigenschaften die unter ihnen allgemeine Sitte sind, sich sehr vortheilhaft auszeichnet. Der Geburtsort dieses merkwürdigen Mannes war Dresden, wo sein Vater Minister war. Vermöge seiner Abkunft und übrigen Umstände hätte man erwarten sollen, daß Zinzendorf sich einst in gleichen hohen Ehrenstellen, wie sein Vater, hervorthun würde. Aber zu solch einem Wirkungskreise fühlte er ganz und gar keine Neigung in sich, so sehr dieß auch gegen den Wunsch seiner Verwandten war. Vielmehr ging sein ganzes Bes

R f 2

stres

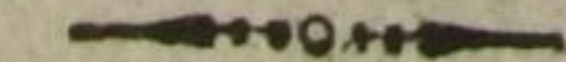
*) Siehe Denkwürdigkeiten S. 445.

streben dahin, nach dem Beispiele Speners, des
 Freundes seines älterlichen Hauses, und seines
 Lehrers, Franke, auf dessen zu Halle errichtes-
 tem Pädagogium er seine Schuljahre verlebte,
 für Verbreitung des thätigen Christenthums
 unter seinen Zeitgenossen wirksam zu seyn.
 Diese Neigung vermehrte sich in ihm auch auf
 der Universität zu Wittenberg, wo er nach dem
 Willen seiner Verwandten die Rechte, neben-
 bey aber auch sein Lieblingsfach, die Theolo-
 gie, studierte. Auf den Reisen, die er nach
 Beendigung seiner Universitätsjahre durch Hols-
 land und Frankreich machte, erhielt sein Liebs-
 lingswunsch immer noch mehr Nahrung. Als
 er hierauf dennoch auf dringendes Zureden die
 Stelle eines Hof- und Justizrathes zu Dres-
 den übernahm, beschäftigte er sich mehr damit
 sogenannte Erbauungsstunden mit seinen Freun-
 den zu halten, als seinen eigentlichen Amtsge-
 schäften, die er zum Theil sogar gegen sein Ge-
 wissen hielt, obzuliegen. Um diese Zeit (im
 Jahre 1722) suchten einige so genannte Böh-
 mische oder Mährische Brüder, Abkömmlinge
 der Hussiten, oder der Anhänger Johann Hus-
 sens gegen die Religionsbedrückungen, die sie
 in Mähren erdulden mußten, einen Zufluchts-
 ort

ort auf Einem der Güter des Grafen. Dieser nahm sie auf, und wies ihnen nahe bey seinem Gute Berthelsdorf die Gegend des Huthberges zu einem Plaze an, wo sie sich anbauen sollten, und unterstützte sie bey ihrem Auban. Nach und nach vermehrte sich hier die Zahl ausgewanderter Mährischer Brüder und anderer, welche wegen Religionsdruck ihr Vaterland verlassen hatten. So entstand der heutige Ort Herrnhuth *) als die Pflanzschule aller übrigen in allen Erdtheilen verbreiteten Brüdergemeinen. Um ganz für die kirchliche und anderweitige Einrichtung der aufgenommenen Flüchtlinge leben zu können, gab der Graf Zingendorf seine Stelle in Dresden ganz auf, ließ sich zum Bischofe der Mährischen Brüder ordiniren, und widmete seine ganze rastlose Thätigkeit, dem Besten der von ihm gestifteten Religionsgesellschaft, zu deren immer weiterm Verbreitung und den nöthigen Einrichtungen derselben er mehrere Jahre auf Reisen in Deutschland, England und selbst in Amerika zubrachte.

*) Herrnhut liegt zwischen den beyden Ober-Lansitzischen Städten Zittau und Ebbau.

(Fortsetzung folgt.)



Die Buchhandlung des Herrn Siegf. Lebr. Crusius in Leipzig, die sich immer durch den Verlag der gemeinnützigsten Schriften auszeichnet, hat zur Ostermesse auch folgende zu empfehlende Bücher geliefert.

- von Charpentier, Toussaint, kurze Beschreibung
sämmlicher bey dem Churfürstl. Sächs. Amals-
gamtwerte auf der Halsbrücke bey Freyberg
vorkommenden Arbeiten, 8. 8 Gr.
- Handbuch, exegetisches, des neuen Testaments,
108 St. 2te verb. Auflage. gr. 8. 8. Gr.
- — 18tes und 19tes Stück, gr. 8. 1 Rthlr
12 Gr.
- Jagemann's, C. J., Itallänische Chrestomathie
aus den Werken der besten Prosaisien und Dicht-
er gesammelt und mit kurzen Anmerkungen bes-
gleitet, 1r Bd. 2te verbesserte Auflage gr. 8.
1 Rthlr. 12 Gr.
- Jameson's, Rob., mineralogische Reisen durch
Schottland und die Schottischen Inseln. Aus
dem Engl. übersetzt und mit einem Auszuge
aus Hrn. Vergrath Werner's Geognosie, die
Lehre von den Gebirgsarten betreffend, als Ein-
leitung begleitet von Helmr. Wllh. Meuder,
mit 2 Karten und Kupfern, gr. 4. 3 Rthlr.
12 Gr.
- Recueil, nouveau, de Comédies et de Dra-
mes à l'usage de la Jeunesse, imités de
l'allemand de Mr. C. F. Weisse par J.
La Chaise. Tom. I. et II. 8. 2 Rthlr.
- Schillers, Fr., kleinere prosaische Schriften.
Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst
gesammelt, 4r Bd. 1 Rthlr. 4 Gr.
- Schmies

- Schmieder's. Carl, die Geognosie, nach chemischen Grundsätzen dargestellt, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
- Schollmeyer's. J. G., Catechismus der sittlichen Vernunft, 2te verbesserte und vermehrte Auflage, 8. 12 Gr.
- — moralische Aufgaben für die Jugend zur Uebung und Schärfung der sittlichen Urtheilskraft etc. (Als Anhang zu dessen Catechismus der sittl. Vernunft.) 8. 6 Gr.
- Thieme, M. K. T., Gutmann oder der Sächsische Kinderfreund, ein Lesebuch für Bürger und Landschulen, 2 Theile, 3te verbesserte Auflage, mit 1 Kupf. 8. 16 Gr.
- Water's, J. S., Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik. Für den Anfang der Erlernung dieser Sprachen bearbeitet, gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
- Water's J. S. und F. Th. Kink's Arabisches, Syrisches und Chaldäisches Lesebuch, das Arabische größtentheils in bisher ungedruckten Stücken, mit Hinweisung auf die Grammatik und erklärenden Wortregistern, gr. 8. 2 Rthlr.
- Villaume's Geschichte des Menschen, 3te verbesserte und vermehrte Auflage, 8. 1 Rthlr.
- Voigt's, Fr. W., Versuch kritischer Nachträge und Zusätze zu Luz Beschreibung älterer und neuerer Barometer und anderer meteorologischen Werkzeuge, mit 8 Kupfern gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.
- Young's, Arth., Annalen des Ackerbaues und anderer nützlichen Künste. Aus dem Engl. übersetzt von D. S. Hahnemann, 3r Bd. mit 1 Kupf. gr. 8. 1 Rthlr.

Zeitalter, das, der Harmonie der Vernunft und der bibl. Religion, eine Apologie des Christenthums gegen Thomas Paine und seines Gleichen in Deutschland. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von D. Georg Friedr. Seisler, gr. 8. 18 Gr.

Bilderbuch, historisches, für die Jugend, enthaltend Vaterlandsgeichte, 68 Bändchen mit Kupfern, gebunden in Kupferumschlag, 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Dasselbe auch unter dem Titel:

Geschichte der Deutschen für die Jugend, 6r Bd. 6. 1 Rthlr.

Bröders, Chr. G., kleine praktische Grammatik mit letzten Lektionen für Anfänger, 3te Auflage gr. 8. (und Wörterbuch 6 gr.) 8 Gr.

Erdmann, eine Bildungsgeschichte, herausgegeben vom Vf. des sächsischen Kinderfreundes, 3r Band, mit Titel; Kupfer zum 1sten Bande. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Der Bote
aus
Z h ü r i n g e n

Bier und dreißigstes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Eines der Hauptverdienste, welche die von dem Grafen Zinzendorf gestiftete Religionsgesellschaft, sich nach dessen Plane erwerben sollte, war die Verbreitung, des Christenthums unter den Heiden in den entfernten Erdtheilen. Es haben auch wirklich keine andern Versuche, welche in neuern Zeiten von den Christen gemacht worden sind, die christliche Religion unter heidnischen Völkern zu verbreiten, so überraschend glücklichen Erfolg gehabt, als das, was die Brüdergemeinen in dieser Hinsicht gethan haben. Sie vorzüglich wußten die rechten Mittel zu treffen, sich Eingang unter den Heiden zu verschaffen; sie wußten so glücklich die leibliche Wohlfahrt derselben mit der geistlichen zu verbinden. Zinzendorf arbeitete bis an seinen Tod an der immer größern Vervollkommnung der Einrichtungen unter der Brüderge-

August 1802.

L I

meis

meine und hatte noch kurze Zeit vor seinem Tode die für ihn außerordentliche Freude, von dem immer glücklichern Fortgange der Bemühungen der Brüder für die Heidenbefehrung die angenehmsten Nachrichten zu erhalten. Eben als er sein Leben zu Herrnhuth im Jahre 1760 beschloß, waren auch mehrere Mitglieder der entferntesten Gemeinen, selbst aus Nordamerika und Grönland in Herrnhuth zugegen.

So viel von jenen merkwürdigen Männern. Jetzt etwas von einigen andern Begebenheiten welche um diese Zeit in unserm Vaterlande vorkamen. Eine der traurigsten waren die noch immer in manchen Gegenden Deutschlands fortwährenden Bedrückungen, welche die Protestanten von ihren katholischen Mitchristen zwischen den Jahren 1730 u. 1732 erfahren mußten. So gewöhnlich diese hier und da waren: so machten doch keine mehr Eindruck auf das protestantische Deutschland, als die, welche die Protestanten in dem Erzstuhme Salzburg im Bayerschen Kreise erfuhren. Ohne mich in die Art und Weise weiter einzulassen, wie man dieselben hier behandelte, führe ich nur das an, daß mehrere protestantische Fürsten, wie z. B. die Könige von Preussen und Dän-

nes

nemack sich gedrungen fühlten, ihren katholis-
 chen Unterthanen zu erklären, sie würden am
 Ende Gleiches mit Gleichem vergelten müssen
 wenn man den Erzbischof von Salzburg
 nicht dahin zu bewegen suchen werde, die ge-
 drückten Protestanten, wenigstens dem West-
 phälischen Frieden gemäß, auswandern zu las-
 sen. Dies wirkte endlich, besonders da auch
 der Kaiser Karl VI. in den Erzbischof drang,
 daß dieser Herr andere Maßregeln gegen die
 protestantischen Salzburger ergriff. Nun er-
 hielten diese Erlaubniß, ihr Vaterland zu ver-
 lassen. Gegen 30000 machten sich diese Erlau-
 bniß zu Nutze, und verließen das Salzbur-
 gische. Dieses hatte davon den größten Scha-
 den. Denn die Auswandernden waren größt-
 theilß fleißige, arbeitssame Leute, welche in
 andern Ländern, wie zum Beyspiel im Bran-
 denburgischen, vorzüglich in Preussen, im Hans-
 növerschen, in Holland, England und anders-
 wärts mit offnen Armen aufgenommen wur-
 den. Ein sehr großer Theil von ihnen ging
 sogar unter dem Schutze des Königs von Eng-
 land in die Englischen Colonien nach Norda-
 merika, wo sie unter andern die Stadt Ebena-
 ezer erbaueten.

Mehr Ehre als solcher Religionsdruck brachten unserm deutschen Vaterlande zwey andere Vorfälle, die zu jener Zeit geschahen, nämlich die Einführung des Kartoffelbaues in Deutschland, und die Erfindung des Porzellans. Von beyden Begebenheiten will ich jetzt dem Herrn Gevatter etwas erzählen. Die Kartoffeln sind eigentlich ursprünglich eine amerikanische Frucht. Die Europäer lernten sie zuerst in der Süd-amerikanischen Provinz Brasilien kennen. Von daher brachte der berühmte Englische Admiral Franz Drake sie im Jahre 1586 nach Europa. Die ersten Spuren vom Anbau derselben in unserm Vaterlande findet man um das Jahr 1650. Im Voigtlande in Obersachsen sollen sie zuerst angebauet worden seyn. Nach und nach aber verbreiteten sich dieselben auch in andere Gegenden Deutschlands und mit der Zeit wurde ihr Anbau in unserm Vaterlande allgemein. Welchen wichtigen Vortheil durch diese vortreffliche nahrhafte Frucht unser Vaterland erhalten, brauche ich dem Herrn Gevatter nicht erst zu sagen. Man darf, um die Wichtigkeit des Anbaues dieser Frucht recht einzusehen, nur das Einzige bedenken, daß sie in manchen theu-
ren

ren Jahren viele Tausende schon vom Hungers-
tode gerettet haben; wie sehr wäre es daher
zu wünschen, daß man den Wohlthäter kenne
der sie zuerst unter den Deutschen bekannt ges-
macht und angebauet hat. Mir aber ist wei-
nigstens dieser brave Mann noch nicht bekannt
geworden. Das muß ich indessen doch davon
noch anführen, daß man hier und da in Deutsch-
land anfänglich wenig Lust bezeigte, sie anzubau-
en, so sehr auch manche Regierung die Bau-
ern dazu zu ermuntern suchte. Und warum?
Weil sie etwas Neues waren. Ohne Zweifel
war dieß eine sehr alberne Ursache.

Was die erste Erfindung des Porzellans
betrifft, so gebührt sie zwar den Deutschen
nicht. Denn Porcellan kannten zwey Asiatische
Völker, die Japaner und Chineser längst schon
ehe noch die Europäer etwas davon wußten und
erfahren. Aber es den Europäern zuerst
verfertigen gelehrt zu haben diese Ehre darf
sich der Deutsche mit Recht zuschreiben.
Denn der, welcher zuerst Porcellan in Europa
verfertigte, war ein Deutscher, und zwar
ein Sachse. Doch ist man nicht recht darüber
einig, ob Ehrenfried Walther von
Tschirnhausen, der berühmte Erfinder der

großen Brenngläser und Brennspiegel, oder ein gewisser Johann Friedrich Böttcher Der Erfinder des ersten und ältesten Europäischen, und zwar des berühmten Meißner Porcellans sey. Beyde Männer lebten am Ende des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Die welche die erste Erfindung dem Herrn von Eschirnhäusen beylegen, glauben, daß die Kunst es zu verfertigen, wieder mit seinem Tode 1708 verloren gegangen sey, und behaupten, Böttcher habe die Erfindung des eigentlichen Meißner Porcellans gemacht. Auf diese Erfindung soll Böttcher auf folgende Weise gekommen seyn: Er hatte zu Berlin die Apothekerkunst gelernt und gab vor, er habe ein Pülverchen, wodurch er im Stande sey, Gold zu machen. Im Jahre 1701 kam er nach Kursachsen. Der damalige König von Polen August II hörte von seiner vorgeblichen Goldmacherskunst, und wollte wissen, was denn hinter seiner Kunst stecke. Er ließ ihn daher auf den Königsstein, eine berühmte Bergfestung, drey Meilen von Dresden, in Verwahrung bringen. Als Böttcher nun hier allerley Versuche machte, sich zur Hervorbringung des Goldes gute Schmelztiegel zu

vers

verfertigen, soll er hierbey zufälliger Weise
 auf die Erfindung des Porcellans gekommen
 seyn, zwischen den Jahren 1702 und 1704.
 Hierauf wurden nun immer mehrere Versuche
 mit Verfertigung von Porcellan in Kursach-
 sen gemacht, und endlich im Jahr 1710 die
 berühmte Porcellanfabrik zu Meissen auf
 der Albertsburg angelegt, die noch jetzt das
 Dauerhafteste und beste Porcellan in Deutsch-
 land liefert. Ungeachtet man in Sachsen
 aus der Verfertigung des Porcellans, das
 für die Einkünfte Kursachsens bald von größ-
 ter Wichtigkeit wurde, ein sehr großes Ge-
 heimniß machte, so kam man doch in der Fols-
 ge auch in andern Deutschen Gegenden, zu
 Wien, Berlin, Gotha und anderwärts, so
 wie auch in andern Europäischen Ländern hin-
 ter das Geheimniß und legte Porcellanfabriken
 an. Der Erfinder des Meißner Porcellans,
 Böttcher wurde in den Reichsfreyherrnstand
 erhoben und starb im Jahre 1719. Uebris-
 gens ist nach seinem Tode die Kunst Porcellan
 zu verfertigen in Deutschland noch gar sehr ver-
 vollkommnet worden.

Dieß mag denn von andern Merkwürdigkei-
 ten, welche in Deutschland seit dem Anfange des
 achtz

achtzehnten Jahrhunderts bis ums Jahr 1740 vor gefallen sind, genug seyn. Wir kommen nun zu dem wichtigen Oestreichischen Erbfolgekriege.

W. Den Erbfolgekrieg habe ich in meinem Leben schon oft nennen hören, mein seliger Vater sprach davon, aber immer habe ich nicht recht erfahren können, was das nur für ein Krieg gewesen ist.

B. Nun so will ichs Ihm sagen; ein Krieg der über eine fette Erbschaft entstand. Als nemlich, wie ich ihm schon erzählt habe, Kaiser Karl der sechste keine Hoffnung hatte einen männlichen Erben zu hinterlassen, so setzte er seine älteste Tochter Maria Theresia zur einzigen Erbin seiner vielen und großen Länder ein.

W. War denn das die Theresia die Kaiser Josephs Mutter war?

B. Ganz richtig Kaiser Josephs Mutter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

a u s

S h ü r i n g e n

Fünf und dreißigstes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Bote. Nun starb Karl der sechste, und es schien als ob, bis auf den Churfürsten von Bayern, niemand gegen seine Verordnung wegen der Erbschaft etwas einzuwenden hätte; ehe sich aber noch der Churfürst von Bayern als Erbe meldete, kam ein anderer und machte auf vier Fürstenthümer in Schlesien, auf Jägersdorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau Ansprüche; und dieser andere war, Friedrich der zweite König von Preussen.

W. Ist das nicht der nehmliche Friedrich, der sich durch den siebenjährigen Krieg so merkwürdig gemacht hat?

B. Der Nehmliche. Hätte die Erbschaft nicht Königreiche, Herzogthümer, Fürstenthümer und dergleichen betroffen, so hätten die Herrn Advocaten etwas zu verdienen bekommen, unter diesen Umständen aber wurden die Ansprüche

Septemb. 1802.

M m

durch

Durch Soldaten und Kanonen geltend gemacht. Im October 1740. war Karl der sechste gestorben, und im December dieses Jahres brach Friedrich mit 28,000 seiner besten Leute nach Schlessen auf. Als er schon auf dem Marsche war, ließ er der Königin Theresia erklären, daß wenn sie ihm die vier Fürstenthümer in Güste abtreten wollte, so sollten seine Truppen nicht nur zurückmarschiren, sondern er wollte auch die Königin gegen die andern Erben die sich melden möchten mit Truppen und Gelde unterstützen; und dazu beförderlich seyn, daß ihr Gemahl Franz Kaiser werden sollte. Da aber Theresia von allem diesem nichts hören wollte, so fieng sich der leidige Krieg an, und in wenig Monaten war Friedrich im Besitz von Schlessen. Da Friedrich so glücklich gewesen war, so dachte der Churfürst von Bayern er würde auch eben so glücklich seyn, und suchte auch seine Ansprüche geltend zu machen.

Weil er aber ohne den Beystand einer andern Macht nichts ausrichten zu können glaubte; so verband er sich mit Frankreich. Kaum hatte sich nun der Churfürst von Bayern als Erbe gemeldet: so fiengen auch noch andere vornehme Herrn an darüber nachzudenken, ob
 sie

sie nicht ein Portionchen von dieser fetten Erbschaft erhalten könnten. Es wurde aufgesucht und nachgeschlagen, ob man nicht auch mit zu den Erben gehöre; und so fand Spanien, daß es allerdings auch Ansprüche auf die reiche Erbschaft zu machen habe. Hieraufvereinigte sich Frankreich, Spanien und Bayern, und Frankreich, Bayern, Preußen, Churpfalz und Cöln mit einander. 150,000. Mann schrien die Franzosen, sollen zu Felde ziehen; es war aber vor dießmal nicht so schlimm, sondern statt der 150,000. Mann erschienen nur zwey mäßige Heere, davon eines sich mit den Truppen des Churfürsten von Bayern verband, das andere aber nach dem Unterhein marschirte, um England und Holland, im Fall sie Lust bekommen der Theresia zu Hülfe zu kommen, abzuhalten. Als sich die Bayern und Franzosen mit einander vereiniget hatten, hieß es Marsch nach Oesterreich und Böhmen, um diese Länder in Besitz zu nehmen. Wohl war unter solchen Umständen, wie er sich leicht denken kann, der Theresia freylich nicht zu Muth, zumahl da es ihr an mancherley fehlte um sich so vielen Feinden gehörig widersetzen zu können.

W. Doch wohl nicht an Gelde?

M m 2

B.

B. Leider! so wohl hieran als auch an Truppen, und noch an etwas worauf jetzt sehr viel ankam.

B. Etwa gar an Muthe?

B. Daran bey weiten nicht, sondern an klugen Rathgebern. Um sich zu helfen nahm Theresia zum Pabst, zu England, Holland, und Sardinien ihre Zuflucht. Alle versprachen ihr auch beyzustehen; aber jetzt da der Feind in vollem Anmarsche war, war schnelle Hülfe nöthig und mit solchen Verbindungen geht es gewöhnlich immer etwas langsam. Auch zeigte sich noch ein Feind, der schneller als die Hülfe ihrer Freunde war, und der war der Churfürst von Sachsen.

B. Auch als Erbe?

B. Auch als Erbe. Er wollte weiter nichts als Mähren, und rückte deshalb mit 24,000 Mann an, um es in Besitz zu nehmen. Auch bemühten sich die Herrn Franzosen, das was an den 150,000 Mann die sie ins Feld stellen wollten, abgieng, auf eine andere Weise zu ersetzen. Sie suchten nemlich nicht nur die Türken, sondern auch die Protestanten in Ungarn gegen die Theresia aufzuwiegeln, und zwar die letztern in der frommen Absicht, weil
ihre

ihre Königin katholisch wäre. Dieß thaten die Franzosen, die den katholischen Glauben für den alleinseligmachenden erkannten und andern Religionsverwandten kein eifriges Bekenntniß ihres Glaubens in ihrem Lande erlauben wollten. Zum Glück für die Theresia war es, daß die edlen Bemühungen der Herrn Franzosen fruchtlos und vergeblich waren. Denn wäre jenes böse Unternehmen gelungen, so hätte die Theresia unterliegen müssen. Da aber die Anzahl ihrer Feinde ohne dieß groß genug war, und die Hülfe ihrer Freunde noch immer nicht erschien, so sah sie sich genöthiget, mit einem von jenen, der ihr der gefährlichste zu seyn schien, Frieden zu machen, und dieser eine war, der König von Preußen. Während dieser Zeit aber daß sie sich von diesem befreyete, war ihr ein anderer näher gekommen. Der Churfürst von Bayern nemlich, war in Oesterreich eingedrungen, schon bis nach Linz gekommen, und rückte mit starken Schritten gegen Wien an. Plötzlich aber änderte er seinen Marsch, gieng nach Böhmen und ließ sich hier zum König ausrufen. Als König von Böhmen gieng er hierauf nach Mannheim, und blieb hier so lange bis er unter dem Namen Karl der

liebende zum deutschen Kaiser gewählt worden
 war. Da Theresia nichts gewisser glaubte, als
 daß er Wien erobern würde, was auch gesche-
 hen wäre wenn er nicht gegen den König von
 Pohlen, der auf Böhmen Anspruch machte,
 mißtrauisch gewesen wäre, so flüchtete sie
 mit ihrem Sohne, mit ihrem Archiv, Kost-
 barkeiten und mit allem was nur fortges-
 bracht werden konnte, nach Presburg in Uns-
 garn. Mit offenen Armen nahmen sie die Uns-
 garn auf. Sie verdiente auch eine solche Auf-
 nahme. Sie war eine kluge, muthvolle leuts-
 selige und herablassende Dame, und nahm in
 Verbindung dieser rühmlichen Eigenschaften
 mit ihrer Schönheit aller Herzen ein. Hier-
 auf veranstaltete sie einen Reichstag. Als dies-
 ser seinen Anfang nahm, trat sie in die Reichs-
 versammlung mit ihrem Sohne den Prinz Jos-
 seph auf dem Arme, den sie wie einen Ungar
 hatte kleiden lassen und sagte; verlassen von mei-
 nen Freunden, verfolgt von meinen Feinden,
 nehme ich zu euch ihr edlen Ungarn meine Zus-
 flucht. Hier hätte ein Mensch den Lärm hö-
 ren sollen, was Säbel hatte, zog die Säbel und
 rief laßt uns sterben für unsere Königin Ther-
 esia.

W. Wenn sie Wort hielten, war es gut.

B. Das hielten sie. Alles, alles sollte fort in Krieg, und Theresia hatte Mühe nicht mehr als 26,000 Mann Hülfstruppen anzunehmen 15,000 Edelleute zogen zu Felde, und mit ihnen eine große Menge Croaten, Slavonier, Morlacken, und Wallachen.

W. Morlacken? was sind denn das für Leute?

B. So heißt ein Theil der Einwohner in Dalmatien, das in dem ungarischen Illyrien liegt. So günstig das Glück der Theresia in Ungarn war, so günstig war es ihr auf mehreren Seiten. Linz wurde nicht nur wieder erobert, sondern auch Bayern an dem Tage als Karl der siebende in Frankfurt gekrönt wurde, erobert. Sardinien machte mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache; und England erklärte sich öffentlich für die Theresia, und stellte 30,000 Engländer, Hannoveraner und Hessen ins Feld.

W. Das war in kurzer Zeit viel Glück.

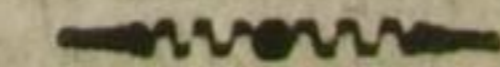
B. Ja wohl! Aber eben dieß Glück machte nun auch den König von Preussen zweifelhaft ob nicht Theresia Lust bekommen werde Schlesien wieder zu erobern. Um sich sicher zu stellen
 ven^d

verband er sich nun mit Sachsen, um mit diesem vereinigt Mähren zu erobern. Weil hier aber mehreres nicht so gieng als er wünschte, nahm er sich vor etwas entscheidendes zu unternehmen, um auf eine ehrenvolle weise Frieden machen zu können. Die Schlacht die alles entschied, war die welche unweit Czaslan in Böhmen 1742 vorkam. Friedrich siegte, und Theresia machte Frieden mit ihm. Was er erb, eigenthümlich, erhielt war Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz.

B. Dächte ich doch Oestreich hätte auch einen Theil von Schlesien?

B. Er hat recht Herr Gevatter. Es hat noch das Fürstenthum Teschen, die Stadt Troppau, und einige Gebirgsdistrikte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Der Bote
aus
Z h ü r i n g e n.

Sechs und Dreissigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

So hatte also Theresia aufs neue an Friedrich keinen Feind, und konnte ihre Macht gegen die Franzosen wenden, die in Böhmen eingedrungen und jetzt in Prag eingeschlossen waren, wo es sehr schmale Bissen für sie zu essen gab, weil die Stadt nicht mit Vorrath für 30,000 Gäste versehen war. Gern hätten sie Prag verlassen, wenn ihnen ein ehrenvoller Abzug zugestanden worden wäre; da man aber davon nichts hören wollte, so ertrugen sie den größten Mangel standhaft. Womit sie sich bei allem Ungemach das sie auszustehen hatten trösteten, war die Hoffnung, daß ihnen andere Französische Truppen zu Hülfe kommen würden. Als sie aber auf diese Hülfe lange vergeblich gehofft, so entschloß sich endlich der Französische General die Stadt zu verlassen. Gewagt mußte auch etwas werden, wenn nicht alles

Septemb. 1802.

N n

Hun

Hungersterben sollte; denn schon würgte der Hunger tausende; und er würde noch mehrere aufgerieben haben, wenn man sich nicht entschlossen hätte Pferdefleisch zu essen. Binnen Dritthalb Monaten wurden daher 8000 dieser nützlichen Thiere geschlachtet und verzehrt.

B. Hör Er auf zu erzählen Herr Gevatter; denn wenn es den Franzosen so übel gieng, wie elend muß es da nicht erst den unglücklichen Einwohnern Prags ergangen seyn.

B. Da möchte man freylich lieber nichts davon erzählen; denn in der Stadt kriegten sie nichts zu essen, und wollten sie die Stadt verlassen, so wurden sie von denen die die Stadt belagerten wieder zu rückgetrieben. Dieß schreckliche Mittel wurde nehmlich gewählt, um die Franzosen zu nöthigen, sich desto eher zu ergeben. Was nun aber der französische General wagte war dieses; er stellte sich als ob er eine große Fouragierung im Sinne hätte; suchte 14,000 Mann seiner gesündesten Leute aus, und verließ unter jenem Vorwande des Nachts die Stadt, fouragirte aber nicht, sondern umgieng in der größten Stille die Oesterreicher. Die Zeit wo er dieß Wagemstück ausführte war der December, und da der Marsch bey

bey strenger Kälte über steile Berge wegging, so kann er sich leicht denken, was die armen Soldaten abzuhalten hatten. Wie Mücken fielen viele vor Müdigkeit um, und mehrere erreichten Eger, wohin der Marsch genommen wurde, um hier begraben zu werden. Nicht wenig ärgerlich war indessen der Streich den Oesterreichern als sie ihn erfuhren, und voll Unwillens bewilligte der General den zurückgebliebenen Franzosen einen ehrenvollen Abzug. Hierauf wurde Prag, das beyden Theilen 20,000 gekostet hatte, und sieben Millionen ärmer geworden war, von Oesterreichern wieder in Besitz genommen. Auch Eger wurde bald wieder erobert, und so war Theresia wieder im völligen Besitz von Böhmen. Nicht weniger war das Glück der Theresia in Bayern günstig. Zwar hatte Karl der siebente 1742 sein Land wieder erobert, aber schon im Frühjahr 1743 nahmen es die Oesterreicher wieder ein. Jetzt wollte er mit Oesterreich Frieden machen, aber man rieth ihm bloß zu einem Waffenstillstande. Hart war freylich die Bedingung die Bayern dabey eingehen mußte, das Land ganz den Oesterreichern einzuräumen und seine Truppen, in Gegenden die es mit

keiner von den feindseligen Parthenen hielt, marschiren zu lassen; und noch härter war das Schicksal Bayerns selbst, es wurde zum zweyten Mal ein erobertes Land, und gieng ihm nicht viel besser als den Ländern, die die Freyheit und Gleichheit liebenden Franzosen im Revolutionskrieg eroberten.

B. Das weiß ich was das heißt; gebt! gebt! und was nicht gebothen ist zu geben, uns aber ansteht, das nehmen wir.

B. So ergiengs Bayern; und um diese Zeit, als dieses das traurige Schicksal Bayerns war, fiengen auch blutige Auftritte in Franken an. Ein Heer Engländer, Hessen, Hannoveraner und Desterreicher war an den Main gerückt. Das Lager dieser Truppen war bey Höchst; und wer dies Heer kommandirte war Georg der zweyte König von England in eigener Person. Weil es hier aber an Lebensmitteln fehlte, brach es bald wieder auf, und setzte sich bey Hanau fest. Bald wäre es aber diesem Heere übel ergangen, wenn den Franzosen ihr listiger Anschlag gelungen wäre. Die Franzosen hatten nämlich der englischen Armee eine Falle gestellt, in die sie gerathen seyn würden, wenn nicht einer der Französische
schen

schen Generale voll Ungeduld sich mit dem Feins
 de zu messen, früher angegriffen hätte, als er
 sollte. Den Fehler den er hierdurch begieng,
 mußte Georg der zwoente so klüglich zu benutzen
 daß er den Sieg davon trug. Der Ort wo
 die Schlacht vorfiel, hieß Deltingen; und wo
 sich die Franzosen so eilig als sie nur konnten
 hinmachten, das war über den Rhein, nach
 dem sie mehrere tausend Todte und Verwund
 dete auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hats
 ten. Nach dieser Schlacht ruhte Georg der
 zwoente 2 Monate mit seiner Armee aus, und
 dann gieng er ebenfalls bey Mainz über den
 Rhein, um sich mit 20000 Holländern die er
 bey Worms erwartete, zu vereinigen. Da
 die erste Schlacht mit den Engländern für
 Frankreich und Karl den siebenden so unglück
 lich ausgefallen war, so wünschten beyde Fries
 den zu machen. Sie ließen auch wirklich dar
 auf antragen, aber Theresia wollte jetzt nichts
 davon hören, da ihr das Kriegsglück so
 günstig gewesen war, und weil sie ihren Ver
 lust in Schlesien, durch die Eroberung von
 Lothringen, was ehemals zu Oesterreich gehört
 hatte, ersetzen wollte. Auch sollte ihr Kaiser
 Karl der siebende noch etwas abtreten, wenn

sie mit ihm Frieden machen sollte, und das war
 etwas was in Ansehung seines Umfanges eben
 nichts großes, aber in Ansehung seiner Be-
 deutung desto größer ist, es war die Kaisers-
 krone. Was ihr Wille war, das war auch
 der Wille Georg des zweenen; und um dles
 Vorhaben auszuführen, verband man sich noch
 enger mit dem Könige von Sardinien. Das
 mit Oesterreich in Ansehung seiner Länder in
 Italien gesichert wäre, wurde Sardinien un-
 ter sehr vortheilhaften Versprechungen vers-
 mocht, mit 45,000 Mann diese Länder zu de-
 fen. Daß die Franzosen merkten, worauf dies-
 se Vorkehrungen abzielten, das läßt sich leicht
 denken, und sie suchten daher nachdrückliche
 Gegenvorkehrungen zu machen. Um den
 Feind zugleich auf mehrern Seiten zu beschäf-
 tigen, beschloffen sie mit einer Armee in Ita-
 lien, und mit einer andern in die Niederlande
 einzudringen, und eine dritte mußte Elfaß
 decken. Sollte es aber mit diesem Plane glük-
 fen, so war noch etwas durchaus nothwendig
 es mußte den Franzosen die bey Dettingen
 allen Muth verlohren hatten, zubörderst wieder
 Muth eingefloßt worden. Aber wie das? da
 sich Muth nicht so leicht wie eine Purganz bey-
 brino

bringen läßt. Man dachte daher ernstlich
 darüber nach wie dieser wieder erweckt werden
 möchte, und fand daß alles gut gehen würs
 de, wenn sich der König entschloß, selbst
 mit zu Felde zu gehen. Gelegen war ihm dies
 ser Vorschlag gar nicht; doch suchte man ihn
 zu bereden ihn anzunehmen, er that es und
 dieß Mittel schlug wirklich an, die Armee bes
 kam bald wieder Muth. Der Feldzug wurde
 eröffnet mit Eroberung der Festung Menin in
 den Niederlanden und in kurzer Zeit, wurden
 noch mehrere Festungen in den Niederlanden
 wurden erobert. Indessen waren die Kaiser
 lichen über den Rhein gegangen, und es wur
 de von ihnen, bey allem Widerstande der Frans
 zosen mit dem kleinen Bayrischen Herre Wels
 senburg besetzt. Traurig war um diese Zeit
 das Schicksal Karls des siebenten. Seine
 Länder waren in Feindes Händen, und er lebte
 in Frankfurt am Main von der Gnade des Kö
 nigs von Frankreich. Wie gern hätte er jetzt
 Frieden gemacht, wenn ihn nicht seine Freunds
 de und mehrere deutsche Fürsten davon zurück
 gehalten hätten. Am meisten rechnete er auf
 den Bestand des Königes von Preussen, der
 das Bündniß mit Frankreich wieder erneuerte,
 weil

weil er gehört, daß man in Oesterreich damit umgehe Schlesien wieder zu erobern. Damit Oestreich seinen Plan auszuführen gehindert würde, machte er Frankreich bekannt, daß er in Böhmen eindringen wolle, und that zugleich den Vorschlag ein französisch Bayerisches Heer längs der Donau, und ein anderes von Rhein her zum Angriff auf die Hannöverischen Lande vorrücken zu lassen.

W. Warum sollten denn die bekriegt werden.

B. Darum weil Hannover dem König von England gehört, und dieser wie er weiß, Feind von Frankreich war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bote

a u s

S h ü r i n g e n

Sieben und dreißigstes Stück

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Frankreich versprach Preussen auf das kräftigste zu unterstützen, und Preussen ließ seine Truppen nach Böhmen marschiren. Einen Theil dieser Truppen führte der König selbst an, und da, wo er selbst gegenwärtig war, immer alles rasch gieng, so drang er mit der größten Schnelligkeit durch Sachsen in Böhmen ein. So rasch Friedrich nach Böhmen marschirte, so rasch gieng es auch mit Eroberung der Hauptstadt dieses Königreichs, mit Prag. Den 2ten September 1744 fieng sich diese Eroberung an, und den 16. dieses Monats ergab sich schon Prag. Da alles für ihn so glücklich gieng, so hoffte er Oesterreich von dem Gedanken Schlesien wiederzuerobern abzubringen, oder wenigstens Sachsen von Oesterreich zu trennen; aber vor dießmal schlug ihm seine Hoffnung fehl. August der dritte König

Septemb. 1802. D o nig

nig von Pohlen und Churfürst von Sachsen hielt sich nehmlich von Friedrich beleidigt, und unterstützte daher Oesterreich mit 22,000 Mann. Dieß war ein übler Umstand und Friedrich sieng an allerley Pläne zu machen, wie wohl dem Uebel am besten abzuhelfen wäre. Da aber Oesterreich in Verbindung mit Sachsen ein Heer von 100,000 in Böhmen zusammenbrachte, so wollte keiner von den Planen, so gut sie auch ausgedacht waren, anschlagen, und Friedrichs Lage sieng an bedenklich zu werden, und wurde auch noch bedenklicher dadurch, daß er von Sachsen keine Zufuhr erhielt, die Böhmen sich feindseelig gegen ihn bewiesen, und nicht nur der Tod sondern auch das Fortlaufen der Soldaten seine Armee dünne machte. So unangenehm, wie sich leicht denken läßt, die Lage war in der sich Friedrich vor dießmal befand; so erwünscht war sie seinen Feinden, und diese suchten sie so gut sie konnten zu benutzen. Was man auf Oesterreichischer Seite auszuführen gedachte, war dieses; man wollte, ohne etwas entscheidendes zu wagen, Friedrich nach Schlessien zurückdrängen. Dieser Anschlag wurde auch so gut ausgeführt, daß es um Friedrich schlimm
aus

auszusehen anfieng. Friedrich gieng über die Elbe, und die Desterreicher auch; und als er dieses erfuhr und einen Kriegs-rath hielt, ratheten die meisten dazu sich nach Schlessien zurück-zuziehen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und so hieß es Marsch nach Schlessien; aber die Desterreicher kamen auch nach, und schlugen ihr Lager ebenfalls auf Schlessischem Boden auf. Nun ließ er auch die Truppen die in Prag gelegen, nach Schlessien kommen. Als sie nach vielem Verlust und Mühseltigkeiten daselbst angelangt waren, zog er eine Truppenkette von der Lausitz bis an die Grafschaft Glas und gieng hierauf nach Berlin, um hier den Winter über zu überlegen, was wohl im künftigen Jahre zu unternehmen seyn möchte. Als aber die Desterreicher die Preussen zurückdrängten, eilte Friedrich wieder nach Schlessien, zog seine Truppen zusammen, und nöthigte die Desterreicher sich in der größten Eile über die Schlessischen Grenzen zurück-zuziehen. Nun beschloß Theresia ihre ganze Macht gegen Friedrich auszubiethen, besonders da sie wußte, daß er auf Französische Hülfe nicht viel rechnen könnte. Leider hatte dieß auch Friedrich selbst erfahren. Als er in Böhmen eindrang ver-

sprachen ihm die Franzosen nicht etwa bloß Unterstützung, sondern mächtige, mächtige Unterstützung; wovon aber nichts zu sehen war, einestheils mit Deswegen, weil der König von Frankreich tödtlich krank worden war, und andertheils weil sich die beyden Hauptgenerale mit einander entzweit hatten. Theresia ließ es daher geschehen, daß die Oesterreichische Armee nach und nach fast ganz wieder aus Bayern verdrängt wurde, und daß Karl der siebende zum zweyten Mahle in seiner Residenz in München wieder wohnen konnte. So wie es aber ihren Truppen glückte, die Preussen aus Böhmen zu verdrängen, rückten auch die Oesterreicher wieder in Bayern ein, und hätten vielleicht den unglücklichen Kaiser noch einmal aus seiner Residenz verdrängt, wenn ihn nicht der Tod in seinen mächtigen Schutze genommen hätte.

W. Wie? Der Kaiser starb?

B. Ja Karl der siebende starb.

W. Und nun wurde es Friede?

B. Ja mit Karl dem siebenden; aber nicht mit Preussen. Denn da jetzt Oesterreich gegen Friedrich seine ganze Macht aufbieten konnte; so sollte nichts dafür helfen, Friedrich
rich

rich sollte Schlesien wieder hergeben. Oesterreichs Macht war jetzt wirklich auch sehr bedeutend. Mit ihm hatte sich England, Sachsen und Holland enger als jemahls verbunden; und was kam hier also für eine Macht zusammen? Wohl war daher Friedrich auch gar nicht zu Rathe. Indessen thaten die Franzosen neue Versprechungen, und auch der junge Churfürst von Bayern trat diesem Bündnisse in Hoffnung eines bessern Glücks bey. Wer ihn am meisten auf diesen unglücklichen Einsfall brachte, das waren die Franzosen mit ihren Versprechungen mächtiger Unterstützungen. Wie unglücklich sie ihm aber gerathen, erfuhr er zu seinem großen Schaden bald. Ehe er es vermuthete rückten die Oesterreicher aus Böhmen an, eroberten Bayern, nöthigten den jungen Churfürsten sein Land zu verlassen, und diese unglücklichen Vorfälle erzeugten in ihm den Wunsch Frieden zu machen. Dieser gute Vorsatz wurde auch durch Vermittelung des Grafen von Seckendorf, eines Mannes der sich um Bayern sehr verdient gemacht, ausgeführt. Füssen hieß der Ort wo der Friede den 22. April 1745 zu Stande gebracht wurde. Der Churfürst von Bayern erhielt alle seine Erbs-

länder wieder, mußte aber allen Ansprüchen
 auf Oesterreich entsagen, und zugleich verspre-
 chen der Theresia seine Stimme zu geben, daß
 sie zur Kaiserin gewählt würde. Oesterreich,
 Sachsen, England und Holland, führten also
 vor jetzt nur mit Frankreich und Preussen allein
 Krieg. Am meisten hatte hierbey immer Preus-
 sen zu befürchten, denn wie klein hätte es nicht
 leicht wieder werden können, wenn es nicht
 nur Schlessien, sondern mit diesem auch noch
 andere Länder verloren hätte? und wie klein
 würde es nicht wirklich geworden seyn, wenn
 den Oesterreichern ihr listiger Anschlag gelun-
 gen wäre, Friedrichen auf mehreren Seiten zus-
 gleich anzugreifen, und ihn dadurch zu schwä-
 chen, indem er seine Truppen vertheilen muß-
 te. Friedrich aber war viel zu flug, als daß
 er diesen listigen Anschlag nicht hätte entdecken
 sollen; und er hielt an seinem Theil für das
 Rathsamste der List, List entgegen zu setzen.
 In mehreren Gegenden Schlesiens mußten sich
 seine Truppen zurückziehen; es wurde ausges-
 sprengt Preussen fühle es nur zu gut daß es
 zu schwach gegen Oesterreich wäre, den preussis-
 schen Soldaten wäre fast aller Muth entfallen
 und man wolle sich von Breslau aus verthei-

Di

dsigen. Hör er nur wie listig Herr Gevatter!
 Um die Desterreicher recht hinter das Licht zu
 führen, beschenkte Friedrich einen Spion reichlich,
 der eigentlich im Solde eines Desterreichischen
 Generals des Prinzen von Lothringen stand.
 Was man diesem Herrn Spion als ehrlichem
 Manne hierauf anvertraute war folgendes; er
 möchte doch ja Nachricht geben, wenn die
 Desterreicher aus den Gebirgen hervorrückten;
 indem man ihm gleichsam in geheim zu versteh
 en gab, als ob man sich auf Preussischer Sei
 te, so wie man etwas davon erführe zurückzie
 hen wolle. Mein ehrlicher Spion der in sein
 Täustchen lachte daß er die klugen Herrn
 Preussen so ausgelockt und noch dafür so gut
 belohnt worden wäre; gieng mit seinen Ges
 heimnissen zum Prinzen von Lothringen und
 offenbarte ihm solche. Was diese hinterbrach
 te geheime Nachrichten noch glaubwürdiger
 machte, war, daß man in Erfahrung gebracht,
 daß sich die Preussen in kleinern Abtheilungen
 schon wirklich zurückgezogen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

 L i e d e r

für Volksschulen.

zweyte, gänzlich umgearbeitete Ausgabe.
34 Bogen in 8.

Längst sind diese trefflichen Volks- und Kinderlieder in allen Schulen und Unterrichtsanstalten der Königl. Braunsch. Lüneburg. Churlande eingeführt. Wir freuen uns daher um so mehr, ihre allgemeyn nützige Verbreitung auch ins Ausland befördern zu können. Denn der würdige Herausgeber (Herr Superintendent Hoppenstedt in Stolzenau) hat uns in den Stand gesetzt, den Text der Lieder, an Statt des vorigen Preises von 1 Rthl., für 10 Gr., die Melodien aber, welche sonst zwey Rthl. kosteten, für 1 Rthl. dem Publikum anzubieten. — Einer weitem Anpreisung bedarf diese Sammlung nicht; sie hat sich schon durch mehrjährigen Gebrauch bewährt, und überhaupt das günstige Urtheil berühmter Pädagogen erhalten. Auch ist nunmehr der Anhang zu den Liedern: auserlesene Fabeln und Erzählungen enthaltend, abgedruckt und wird nächstens zu 4 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Gebrüder Hahn
in Hannover.

Der Bote
aus
Z h ü r i n g e n.

Acht und Dreissigstes Stück.

1 8 0 2.

~~—————~~
Bote. Wirth.

Nun hör er aber einmahl Herr Gevatter, was die Sache für einen Ausgang nahm. Der Prinz von Lothringen ließ sein Heer vordringen; und Friedrich zog sich in die Ebenen von Striegau zurück, wo er sich mit zwey andern preussischen Heeren vereinigte, und mit aller Sorgfalt zu einer entscheidenden Schlacht vorbereitete. Die Desterreicher in Verbindung mit den Sachsen kamen näher, konnten die ganze Ebene übersehen, bemerkten aber nichts als hier einen kleinen und dort einen kleinen Trupp Soldaten. Nicht sahen sie freylich, was sie aber nicht sahen und nicht sehen konnten stand hinter einem Gehölze, oder wurde von Erdwällen bedeckt. Wenn es so aussieht dachten die Desterreicher, so kann man angreifen. Ihrem Angriff aber kam Friedrich zuvor. Alles was zu beobachten war, beobachtete er
Septemb. 1802. P p selbst,

selbst, und nachdem er alles beobachtet hatte
 so gut als es nur immer möglich war, gab er
 Abends acht Uhr Befehl zum Ausbruche, und
 zwar in aller Stille. Um Mitternacht kam
 seine Armee bey Striegau zusammen, und wie
 der Morgen graute, gieng die Armee bey
 Striegau über den Fluß und stellte sich in
 Schlachtordnung. Jetzt kamen die Sachsen
 Striegau zu erobern; aber hilf Himmel! wie
 übel wurden sie bewillkommt? Es regnete
 Kugeln von den Felsen auf sie herab, die
 Schlacht fieng an, und so brav sich auch die
 Sachsen vertheidigten, so war doch der Sieg
 auf der Preussischen Seite. Wie die Dester-
 reicher hörten, wie es den Sachsen gieng, such-
 ten sie ihnen zu Hülfe zu kommen. Sie eilten
 herbey, griffen die Preussen aufs neue an;
 es ergieng ihnen aber nicht besser als den Sacho-
 sen. Kurz die Preussen trugen den Sieg das-
 von. Wie viel Blut in dieser Schlacht vergos-
 sen wurde; läßt sich leicht denken. Nach Aus-
 gabe der Preussen, sollen die Desterreicher und
 Sachsen 4000 Mann verlohren haben, und
 7000 geriethen in die Gefangenschaft. So un-
 glücklich auch diese Schlacht für die Desterrei-
 cher ausfiel, so gab doch der Prinz von Lothrins-
 gen

gen die Hoffnung nicht auf Schlesien wiederzuerobern. Vielleicht wäre auch sein Wunsch erfüllet worden, wenn er die nöthige Verstärkung erhalten, und wenn nicht noch ein fataler Umstand dazu gekommen wäre, der nemlich, daß sein Heer durch Abzug des größten Theils der Sachsen geschwächt worden wäre; Denn mit den Sachsen hatte er große Dinge im Sinne, sie sollten in Friedrichs Lande einfallen. Als Friedrich dieß Vorhaben des Prinzen von Lothringen erfuhr, wurde er äußerst gegen die Sachsen aufgebracht, und schwur diesen Rache. Der Fürst von Anhalt als Preussischer General erhielt Befehl eine Armee bey Halle zusammenzuziehen, und sich so wie ein neuer Befehl dazu käme, Leipzig zu bemächtigen. Doch dieß unterblieb, weil England die Hand zum Frieden both und sich zugleich verbindlich machte, es dahin zu bringen, daß Friedrich als Herr von Schlesien anerkannt werden sollte. Friedrichen kam dieß alles wie gerufen, weil ihn die Umstände in welchen er sich befand nöthigten; Frieden zu wünschen. Diese Umstände waren: von Frankreich war nichts zu hoffen, seine Feinde waren mächtig, und die Beutel hatte

Der

Der Krieg leer gemacht. Friedrich erklärte daher, daß wenn ihm Schlesiens zugesichert würde, er dem Gemahl der Theresia dem Großherzoge Franz bey der Kaiserwahl seine Stimme geben wolle. Da aber die Rede von Abtretung Schlesiens war, so wollte Theresia nichts von diesem Versprechen hören. Der Prinz von Lothringen erhielt daher aufs neue Befehl Friedrichen anzugreifen, und eine Schlacht mit ihm zu liefern, von welcher man sich im voraus viel versprach. Friedrich wurde auch wirklich angegriffen, und er beschloß sich aus Böhmen nach Schlesiens zurückzuziehen weil es ihm an Unterhalte fehlte. Als er schon im Begriff war aufzubrechen, kam mit einemahl ein Officier und brachte die Nachricht; der Feind hätte sich dem Lager gegenüber in Schlachtordnung gestellt. Was war hier zu thun? sich zurückzuziehen schien gefährlicher zu seyn, als eine Schlacht zu wasgen. Er entschloß sich daher zum letztern, so ungünstig auch nur immer die Stellung seiner Armee war; wußte ihr aber durch seine Klugheit bald eine günstigere Lage zu verschaffen. Unter dem Donner der Kanonen mußte er seine Armee in Schlachtordnung

stels

stellen; und doch siegte er. Fünf Stunden dauerte diese Schlacht, und 6000 Mann Oesterreicher fanden Ruhe im Grabe. Hierauf wurden von beyden Theilen die Winterquartiere bezogen, von Oesterreichischer Seite aber, nicht wie gewöhnlich um auszuruhen, sondern um einen Winterfeldzug auszuführen. Der Plan dazu war folgender; ein Heer sollte sich Berlins bemächtigen; ein anderes die Preussen bey Halle angreifen; und ein drittes in Schlesien eindringen. Da man so große Dinge auszuführen gedachte, so hielt man sie auch geheim. Weiß aber der liebe Himmel durch wen; kurz Friedrich erfuhr was man gegen ihn auszuführen gedachte. Was er daher that war das; daß er dem Feinde zuvor kam. Sachsen wurde angegriffen, 5000 Mann mußten Berlin decken, und mit 30000 seiner besten Leute zog er nach der Lausitz. Der Prinz von Lothringen der erst vor drey Tagen in der Lausitz angekommen war, und nichts gewisser glaubte als daß die Preussen noch in ihren Winterquartieren wären und sich darinne wohl seyn ließen, war daher vor Betrübung auffer sich als er erfuhr, daß die Preussen nicht nur schon in der Lausitz wären, sondern

auch schon einige tausend Mann Sachsen gefangen genommen hätten. Unter diesen Umständen blieb ihm weiter nichts zu thun übrig, als seine Truppen zusammen zu ziehen, und nach Böhmen zu gehen. Als die Desterreicher die Lausitz geräumt hatten, nahmen sie die Preussen in Besitz. Daß sie den Herrn Lausitzern nichts mitbrachten, nichts schenkten, sondern nahmen und brandschatzten, das weiß der Herr Gevatter ohne daß ich es ihm zu erzählen brauche. Auch fielen ihm zwey große Magazine in Görlitz und Guben, die die Desterreicher nicht hatten mitnehmen können, in die Hände. Eben so unerwartet hatten auch die Preussen Leipzig weggenommen. So glücklich auch alles für Friedrichen gieng, so wünschte er doch Frieden, und ließ ihn durch den englischen Gesandten antragen. Er wurde aber nicht angenommen, weil Preussen nicht einwilligen wollte, was man verlangte. Hierauf bestand Friedrich noch einmahl darauf, Sachsen solle sich von Desterreich trennen. Da sich aber Sachsen hierzu in der Güte nicht verstehen wollte, so suchte Friedrich mit Gewalt zu erhalten, was auf dem Wege friedlicher Vorstellungen nicht erlangt werden konnte. Was bald

Bald der Sache eine andere Wendung gab, war die Schlacht, die mörderische Schlacht bey Kesselsdorf. Die Stellung der Sachsen war hier so vortrefflich, daß sie den Feind ruhig erwarteten. Nachmittags fieng die Schlacht an die Preussischen Grenadiere griffen das Dorf Kesselsdorf an; wurden aber mit blutigen Köpfen, die ihnen die Kartetschen machten, zurückgewiesen. Dieß machte die Sachsen kühn und sie rückten aus ihrem verschanzten Lager. Diese Kühnheit aber, kam ihnen theuer zu stehen. Die Preussische Reuterey griff sie von der Seite an, warf sie zurück; die Preussen drangen ins Dorf und hier entstand ein entsetzliches Gemetzel. Dieß war das unglückliche Schicksal des rechten Flügels der Sächsischen Armee; den linken Flügel, der bey dem Orte Bennerich stand, ergieng es nicht besser. Die Preussen trugen den Sieg davon, ob sie gleich fast ebenso viel Leute als die Sachsen verloren hatten. Diese zählten 10000 und die Preussen 8000 Mann weniger. Wahrscheinlich wäre die Schlacht für die Sachsen glücklicher oder wenigstens weniger unglücklich ausgefallen, wenn die Herrn Oesterreicher Antheil daran genommen hätten;

ger

aber dieß thaten sie nicht und zwar unter dem Vorwande um den Weg nach Prag gehörig zu besetzen, und andere Unternehmungen mit Glück wagen zu können. Noch eins darf ich nicht vergessen Herr Gebatter! nemlich bey der Schlacht vor Kesselsdorf war Friedrich nicht zugegen, sondern der Sieger dieser Schlacht war der Fürst von Anhalt. Als Friedrich diesen Sieg erfuhr, brach er sogleich auf und vereinigte sich mit dem Fürsten von Anhalt um mit den Desterreichern eine Schlacht zu liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

a u s

S h ü r i n g e n

Neun und dreißigstes Stück

1 8 0 2.

—
Bote. Wirth.

Prinz Karl von Lothringen zog sich aber nach Böhmen zurück, und diß hätte er thun mögen, wenn nur seine Truppen den Bundesgenossen, und zwar den friedlichen Einwohnern in Plauen und in den Vorstädten von Dresden das Ihrige gelassen hätten; aber bey ihrem Rückzuge nahmen sie in diesen beyden Orten mit, was sie nur fortbringen konnten. Die ehrlichen Sachsen folgten ihren treuen Bundesgenossen, und Dresden wurde Friedrichen überlassen. Bald genug bekam er es auch in seinen Besitz. Wer zugleich in seine Hände fiel waren die jüngsten Kinder des Königs von Pohlen und Churfürsten von Sachsen, die er als er mit seiner übrigen Familie nach Prag gieng, um nicht in der Nähe des Feindes zu seyn, in Dresden zurückgelassen hatte.

Septemb. 1802.

N. 9

B.

B. Die armen Kinder!

W. Wären sie nicht einem Friedrich in die Hände gefallen dann hätte man vielleicht mehr Ursache gehabt sie zu bemitleiden; aber Friedrich suchte ihnen ihr widriges Schicksal, so erträglich zu machen, als er vermochte. Er selbst gieng zu den königlichen Kindern, begegnete ihnen sehr liebreich, und suchte sie zu beruhigen. Nun erfolgte aber auch der längst erwünschte Friede, und zwar nicht nur mit Sachsen sondern auch mit Oesterreich. Dresden war der glückliche Ort wo er den 25. October 1745 geschlossen wurde. Preussen behielt, Schlesien, Sachsen bezahlte an Preussen eine Million Kriegssteuer; und Friedrich erkannte Franz den ersten, der noch ehe der Friede geschlossen worden, den 4. October 1745 zum Kaiser gekrönt worden war, als solchen an. Drey Jahre später erfreute sich auch England, Holland, Italien, Oesterreich und Frankreich des Friedens. Aachen heißt die Stadt, wo er den 18. October 1748. bestätigt wurde.

W. So hat also der bisher böse Krieg wieder ein Ende, und so weiß ich doch nun was ein Erbfolg; Krieg für ein Krieg ist.

B.

B. Leider wie er gehört hat ein böses Ding; denn das haben die unglücklichen Bewohner der Länder, wo er geführt worden ist, am besten erfahren. Doch nun war es Friede, man vergaß gern die Drangsale die man zu erdulden und was man verloren hatte, hätte man sich nur mit der Hoffnung eines dauerhaften Friedens trösten können, aber leider! leider! war die zu schwach.

B. Herr Gebatter! Herr Gebatter! er murmelt ja, als ob er schon wieder ein Kriegsgeschichte im Kopfe hätte.

B. Was kann ich dazu wenn nach acht Jahren wieder ein neuer Krieg ausbricht? Wäre nur immer Friede, ich wollte von weiter nichts als von Frieden erzählen.

B. Ist es denn wieder ein Erbfolgs Krieg?

B. Das nicht; aber eine Folge von der Eroberung Schlesiens; der siebenjährige Krieg.

B. Das ist ja der böse Krieg von dem mir immer mein Vater erzählte, daß er in diesem das Wort Fourage und zwar bey Feuer und Schwerdt hätte kennen lernen. So oft er über etwas erschrak, so fielen ihm die Worte Fouras

ge bey Feuer und Schwerdt ein, die ein Kommando Husaren das um Mitternacht in unsern Ort gesprengt gekommen war, geschrien hatte; so ein Schrecken hatten ihm diese Worte gemacht.

B. Da hat er doch ein Andenken von dem Kriege gehabt.

W. Ach! der gute selige Mann hat ihrer mehrere davon gehabt. Pferde die er bey dem Vorspannen verlohren, Geld das er hatte geben müssen, und Prügel die er bekommen hat wie er einstmals als Bote hat mitgehen sollen und nicht gewollt hat.

B. So gehts im Kriege zu; und es ist daher kein Wunder wenn einem bey dem erzählen der Kopf wehe thut.

W. So erzähl er doch lieber nichts davon.

B. Ja ich soll ihm ja die Geschichte von Deutschland erzählen, und wie kann ich dieses, ohne vom Kriege zu erzählen; denn was sind denn immer die Hauptbegebenheiten; sind sie nicht Krieg?

W. Da hat er freylich recht.

B. Würde er auch wohl mit mir zufrieden seyn, wenn ich nichts von dem erzählen wollte, was er und ich zum Theil selbst mit erfahren
has

Haben? Nichts von den Franzosen von denen wir nichts verstanden; als, gieb sich mir hier Wirth ein Dink wie Deß, womit geschoss.

B. Und von den schwarzen Husaren mit den Todtenköpfen.

B. Und von den Bosniaken mit den langen Spiesen?

B. Und von unserer kindischen Einfalt, wie wir das Soldatens spielten, weil wir uns nichts schöner denken konnten, als das Glück Soldat zu seyn, und zwar ein Officier. Nun gut Herr Gebatter so erzähl er nur von seinem siebenjährigen Krieg, was er weiß, vielleicht fällt mir auch hier und da wieder etwas ein, was ich ihm erzählen kann.

B. Also zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, der wie er weiß so heißt weil er sieben Jahre gedauert, und der eine Folge der Eroberung Schlesiens war. Die Kaiserin Theresia hatte nämlich weil sie Zeit und Umstände dazu nöthigten Friedrich dem Einzigen Schlesiens abgetreten. Weil sie aber Noth zwang zu sagen Friedrich soll Schlesien haben; so glaubte sie auch was man so nothgedrungen eingewilligt, das könne man auch so wie einem das Glück

Glück günstiger zu seyn schien, wiedernehmen. Schlesien wieder unter ihre Herrschaft zu bekommen das lag ihr also immer im Sinne, und was ihr im Sinne lag das suchte sie auch in das Werk zu setzen. Um ihren Wunsch erfüllt zu sehen suchte sie sich also Verbindungen zu verschaffen, durch die sie in den Stand gesetzt wurde, ihrem Feinde die Spitze blethen zu können. Die vornehmen Herrn und Damen die sich mit ihr verbanden waren Elisabeth Kaiserin von Rußland, der Churfürst von Sachsen, der König von Frankreich.

W. Er verspricht sich Herr Gebatter! Frankreich war ja mächtiger Beystand Friedrichs?

B. Sey er nur ruhig Herr Gebatter; er soll gleich hören, wie das Ding zusammenhängt. Also Frankreich und der letzte Herr den ich ihm nennen muß der mit der Kaiserin Theresia gemeinschaftliche Sache machte, war der König von Schweden.

W. Was hatte denn die Kaiserin von Rußland Friedrich gethan.

B. Sie war böß auf ihn, weil er was sehr arges von ihr gesagt haben soll.

W. Läßt sich denn nicht sagen, was das für Arges war?

B.

B. Nein, weil es die Leute nur immer einander in das Ohr sagen; und weil mir es noch niemand ins Ohr gesagt hat.

W. So ist das wohl auch ein Geheimniß; warum sich der Churfürst von Sachsen aufs neue mit der Theresia verband.

B. Bey weitem nicht, sondern hler soll er die Ursache dieser Verbindung erfahren. Der Churfürst von Sachsen, war auf seinen Herrn Nachbar den König von Preussen nicht wohl zu sprechen, weil die Preussische Einquartierung den Herrn Chursachsen etwas theuer zu stehen gekommen war; und weil der Churfürst der Meinung war, daß wenn Friedrich ein bißchen gedemüthigt würde, so könne er in der Folge in Ansehung dieses Herrn Nachbars desto sicherer seyn.

W. Das heißt doch einmal von der Leber gesprochen. Aber wie wurden nur die treuen und beständigen Franzosen aus Freunden Feinde Friedrichs?

B. Herr Gevatter! im Grunde war es mit den Franzosen nicht sowohl auf Preussen, als auf Eugland gemünzt. Eugland war mit Preussen in Verbindung. Eugland hatte vor kurzem

zen in Amerika große Eroberungen gemacht und die ärgerten die Franzosen. Da sie aber von jenen nichts kriegen konnten, so wollten sie sich durch Besetzung des Churfürstenthums Hannover entschädigen; und um dem Kinde einen Namen zu geben, um mit guter Manier nach Hannover kommen zu können, machten sie also gemeinschaftliche Sache mit der Theresia gegen Preußen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwey neue vollständige Jahrgänge Kirchen-
Musiken, wie auch ein Oratorium und 24 Oden
als Chöre und Bartrende Chorale mit Instrumen-
ten, habe fertig in Partitur liegen und biete solche
denen Herren Cantores und Schullehrern zum
Verkauf an. Probestücke können Sie sogleich bei
mir erhalten.

Schneypenthal den 20 Sept. 1802.

J. N. Triebel.

Der Bote

a u s

Thüringen.

Bierzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

W. Nun wären also noch die Herren Schweden übrig; und da möchte ich wohl wissen was Friedrich diesen zu leid gethan hätte, daß sie mit ihm anbanden.

B. Bey diesen gieng es Herr Gebatter! nach dem Sprüchworre; willst du nicht, so mußt du doch.

W. Da machte wahrscheinlich die Frau Nachbarin von Rußland das Muß?

B. Die nicht; sondern Frankreich hatte Schweden Geld gegeben, daß es ihm in Fall eines Krieges beystehen sollte; das liebe Geld war hier also abermal das böse Muß. Nun kennt er also die Herren und Damen die mit der Kaiserin Theresia gemeinschaffliche Sache machten. Das Ding wäre vielleicht auf ihrer Seite gut gegangen und für Friedrichem schlimm abgelaufen, hätte man den ganzen Plan so

October 1802.

R r

lans

lange geheim halten können bis alles in der
 gehörigen Ordnung gewesen, man Mänschen-
 stille bis an die Lande Friedrichs hätte mars-
 schiren können, und so wie man aus allen vier
 Weltgegenden dahin angekommen, durch
 Trommeln, Trompeten und Pauken und Kas-
 nonendonner hätte bekannt machen können,
 Hier sind wir; aber so in geheim ließ sich die
 Sache nicht behandeln, und Friedrich war
 ein viel zu wachsender Herr als daß ihm das
 Courirreuten, Truppenanwerben und Zusam-
 menziehen derselben nicht auf das was im Wer-
 te war, hätte aufmerksam machen sollen. Auch
 fanden sich ehrliche Leute die ihm für Geld gerne
 die verborgenen Geheimnisse mittheilten. Kurz
 es wurde ihm mehr als zu gut bekannt, was
 man gegen ihn im Sinne habe; und er kann
 sich leicht vorstellen Herr Gevatter! daß ein
 so kluger Mann als König Friedrich war, von
 dieser Kenntniß den besten Gebrauch für sich
 zu machen wußte. Er bereitete sich daher ge-
 hörig gegen das Vorhaben seiner Feinde ges-
 gen ihn vor und ließ zu Wien anfragen, was
 die Zurüstungen die man mache zu bedeuten,
 hätten? ja er ließ so gar als ein gerader Mann
 geradezu sagen, daß er sehr wohl wisse was
 man

man gegen ihn im Sinne habe, Als man sich mit der Antwort drehte und wendete; dachte er es ist besser zuvorzukommen, als sich zuvorzukommen lassen, und brach wie ein Sturm mit 60,000 ohne Widerstand im August 1756. in Sachsen ein. Der Plan den er hatte war von hier ungehindert nach Böhmen zu gehen, und den Krieg so lange als möglich in Feindes Landen zu führen. Zum Ruhme Friedrichs muß man sagen, daß der Einzug in Sachsen in der größten Ordnung geschah und man sich sehr menschlich gegen die Einwohner betrug. Bey alle dem aber erregte dieser unerwartete Besuch in Sachsen die größte Bestürzung; und was man in der Geschwindigkeit that war folgendes: es wurde eine geheime Rathsversammlung gehalten, ohngefähr 17 000 Sachsen an die Böhmishe Gränze geschickt, die ohnweit Pirna ein Lager aufschlugen, wo sie die Ankunft der Desterreicher erwarten sollten. Das war nicht übel ausgedacht, der Platz zum Lager war auch trefflich gewählt; und hätte man sich bis zur Ankunft der Desterreicher mit Lebensmitteln hinlänglich versehen gehabt, oder welche nachkommen lassen können; dann hätte die Sache für sie gut gehen können.

R r 2

nen.

nen. Aber für das Erste hatte man nicht gesorgt, und das Letztere ließ Friedrich nicht geschehen; und so waren die Aussichten für die guten Sachsen nicht erfreulich. Besser stand es um die Preussen; denn was sie brauchten, Getreide, Vieh, Fourage, das mußte ihnen alles Chursachsen liefern. Auch giengen sie in ihren Kriegsunternehmungen immer weiter. Die Stadt Torgau befestigten sie, und besetzten sie mit Sächsischen Kanonen. Dresden nahm Friedrich ein; und wie er es in Besitz hatte, schnitt er dem Sächsischen Lager alle Verbindung mit dieser Stadt ab. Ja noch mehr; 32,000 Man Preussen mußten das Lager einschließen, und damit die Desterreicher, der im Lager sich befindenden Sächsischen Armee, nicht zu Hülfe kommen könnten, mußten 32,000 Mann gegen die Böhmische Grenze rücken, und noch eine andere Armee rückte in Böhmen ein. Es läßt sich leicht denken, was man für große Augen machte, als man erfuhr, was Friedrich bereits schon gethan habe; und Desterreich that alles, um den Sachsen zu Hülfe zu eilen. Theresia gab ihre eigenen Pferde her die Kanonen fortzubringen, und ihrem Beyspiele folgte

folgten die Edelleute in Oesterreich und Böhmen; so daß sich der Kaiserliche General Brown mit seiner Armee schnell der Sächsischen Gränze nähern konnte. Jetzt verlangte Friedrich vom Könige von Pohlen nicht bloß, von dem Bündnisse mit Oesterreich abzustehen, wozu diesem schon einige Zeit vorher England und Holland gerathen hatten, sondern sogar ein Bündniß mit ihm. Da aber der König von Pohlen diesen Antrag ausschlug, so kam er in eine so fatale Lage, daß er nicht einmal Pässe nach Pohlen erhalten konnte. Brown hatte Befehl alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen, die bey allem Mangel ihrem Könige doch treu blieben. Damit dieß aber nicht geschehen könne schloß Friedrich das Sächsische Lager noch enger ein, und ließ immer mehr von seinen Truppen in Böhmen einrücken. Indessen rückte Brown doch gegen die preußische Armee an. Friedrich verließ hierauf sogleich seine Armee die die Sachsen im Lager eingeschlossen hielt und ging zu der, die er bey Auszig stehen hatte, um mit Brown eine Schlacht zu liefern. Am 31. September trafen beyde Armeen bey Loroositz in Böhmen auf einander. Bey einem Nebel wo man kaum nur wenige

Schritte vor sich sehen konnte, fieng sich der Kampf an, und als sich gegen Mittag der Rebel verlor und man die Stellung der Desterreicher genau sehen konnte, setzte die Preussische Cavallerie über einen Graben, gewann die Oberhand über die Desterreichische, und verfolgte sie bis unter die Kanonen von Lowositz. Ihre allzugroße Hitze bekam ihnen aber nicht wohl; die bösen Kanonen trieben sie mit vielem Verluste wieder zurück. Hierauf ließ Brown die Anhöhen welche die Preußen besetzt angreifen; hier wurde aber der beste Theil seiner Armee mit erschrecklichen blutigen Köpfen zurückgewiesen. Nicht anders wie die Löwen fochten die Preußen. Einige Regimente die nicht mehr schiessen konnten, weil sie kein Pulver mehr hatten, giengen mit ihren Bajonetten auf der Flinte auf den Feind los, schlugen mit den Flintenkolben wie mit Keulen um sich, und trieben sie so den Berg herunter nach Lowositz. Hierauf wurde das arme Lowositz in Brand gesteckt, um alle feindliche Truppen herauszujagen, und hiermit hatte die erste Schlacht des siebenjährigen Kriegs ein Ende. Der Sieg derselben war auf Preussischer Seite, obgleich
die

Die Preussen ihren großen Verlust erlitten hatten. Sie zählten 3,300 Todte, Verwundete, und Gefangene, und der Feind einige Hundert weniger.

W. Und wie ergieng es nun den braven Sachsen in ihrem Lager?

B. Nicht gut Herr Gevatter! gar nicht gut. Brown konnte in seiner Lage, den Sachsen nicht zu Hülfe kommen. Jedoch wurde zwischen ihm und dem Grafen Autowski die Abrede genommen, daß die Sachsen in der Nacht über die Elbe gehen sollten, um sich der Oesterreichischen Armee zu nähern. Gieng dieß nach Wunsch, so wollte man die Preussen von zwey Seiten angreifen; allein es gieng nicht, weil wegen vielen Regen und von den ausgehungerten Pferden, die Schiffsbrücken zwey Tage später, als verabredet worden war, an die Elbe gebracht werden konnten. Friedrich hatte unterdessen diese Zeit weislich benutzt. Er hatte die Posten an der Elbe verstärkt und die Hohlwege nach Böhmen gehörig besetzt. Hierauf giengen die Sachsen ohne Kanonen über die Elbe; da sie aber sahen, daß sie der durch den Regen verdorbenen Wege, und ihrer großen Entkräftung

tung wegen nicht weit würden kommen können, wurden sie muthlos, lagerten sich ohne Ordnung, und erwarteten so was ihr Schicksal seyn würde.

(Fortsetzung folgt.)

Folgende zwey Bücher, die man in allen Buchhandlungen erhalten kann, sind für die jüngere Jugend bestimmt:

- 1) Jacob Stille's Erzählungsbuch, oder kleine Bibliothek für kleine Kinder, die das Lesen angefangen haben und sich gerne etwas erzählen lassen. Von J. Glaz, Lehrer in Schnepfenthal. Zwey Bändchen. Mit Kupfern. Altona, bey Hammerich.

Diese Schrift ist für Kinder geschrieben, die mit ihrem A B C Buche fertig sind und ein anderes, größeres Buch wünschen. Jedes Bändchen enthält beynahе hundert leichte neue Erzählungen.

- 2) Merkwürdige Reisen in fremde Welttheile, zunächst für die jüngere Jugend. Von J. Glaz. Zwey Theile. Mit Kupfern. Fürth, Bureau für Litteratur.

Der Herausgeber hat sich bey der Bearbeitung dieser Schrift junge Leser von 10, 12 Jahren gedacht; doch ist zu hoffen, daß auch ältere sie nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen werden.

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und vierzigstes Stück.

1802.

—
Bote. Wirth.

So bald das Friedrich erfuhr, daß die Sachsen ihr Lager verlassen hätten, ließ er es von seinen Truppen besetzen. Diese trafen noch einen Theil der Sächsischen Armee nebst dem größten Theil der Artillerie und Bagage an; Es kam zwischen beiden zum Gefechte und nach vier Stunden wurden die Sachsen gefangen genommen und der größte Theil ihrer Bagage und Artillerie wurde erbeutet.

W. Warum nahmen sie aber auch die Sachen nicht mit?

B. Leider! konnten sie es nicht, weil die Brücke zerbrochen war.

W. Die braven Sachsen thun mir wirklich leid.

B. Sie waren auch in der That zu bedauern. Ihre Bagage war verloren, Proviant

October 1802.

S s

hats

Hatten sie auch nicht, und zugleich hatten sie noch heftige Kälte abzuhalten. Drey Tage und drey Nächte brachten sie ohne Speise, unterm Gewehr und unter freyem Himmel zu; und es blieb ihnen weiter nichts zu thun übrig, als sich zu ergeben. Es wurde dieses daher auch wirklich beschlossen, und da man sich so brav gehalten, so glaubte man auch Friedrich werde sich großmüthig gegen sie betragen. Vor dießmal aber betrog man sich. Friedrich war unerhört hart gegen die armen Sachsen. Die ganze Armee mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; die Officiers konnten hingehen wohin sie wollten, und die Gemeinen mußten dem Könige den Eid der Treue schwören. Auch die schöne Leibgarde war nicht einmal hiervon ausgenommen, so sehr auch ihr König um sie bat.

W. Was machte denn Friedrich mit den vielen Gefangenen?

B. Zehn Regimentern die er beyammen ließ, gab er Preussische Montirung, Fahnen und Befehlshaber; und die übrigen, wie sie waren, steckte er unter Preussische Regiments. Hier sah man aber was Liebe fürs Vaterland und zu seinen Fürsten zu thun vermag.

Gans

Ganze Regimenter machten sich auf und marschirten nach Pohlen, oder stießen zur Französischen Armee. Friedrich hatte Sächsische Unterofficiers zu Officiere gemacht, um sie zu gewinnen; aber auch das half nichts; diese Officiers selbst ermunterten ihre Untergebenen mit davon zu gehen, und fanden sich Officiere die nicht mitwollten, so mußten sie sich entfernen, und die andern ziehen lassen, wohin sie wollten. Kurz so wie sich nur eine Gelegenheit zeigte, giengen die Sachsen davon. Dieß ist die Geschichte des ersten Jahres des siebenjährigen Krieges. Im zwenten Jahre 1757. machte man gewaltige Anstalten; nur fehlte es den Meisten an dem dazu nöthigen Gelde; woran hingegen Friedrich keinen Mangel hatte. Er war nicht nur im Stande seiner Armee alles was sie brauchte zu verschaffen, sondern sie auch sehr ansehnlich zu verstärken. Bey alle dem war aber doch die Gefahr in der er schwebte sehr groß. An allen Höfen in Europa hatte man, was er gegen den König von Pohlen und die Sachsen sich zu thun erlaubt, sehr übel genommen; und was man daher gegen ihn im Sinne hatte, gieng darauf hinaus, ihm nicht etwa bloß Schlesien wieder zu ents

reißen, sondern alle Länder die er besaß, bis
 auf die Mark Brandenburg, wollte man ihm
 nehmen, und auch die Mark Brandenburg
 sollte er nur unter der Bedingung behalten,
 wenn er sich zur rechten Zeit noch unterwer-
 fen würde. Dieß war die Gefahr die Fried-
 richen drohte, und der Plan zu dessen Aus-
 führung man die nöthigen Vorkehrungen mach-
 te, und den die Reichsarmee, ein neuer Feind
 Friedrichs, ausführen helfen sollte. Eben
 dieß Vorhaben zog aber auch Chursachsen ein
 hartes Schicksal zu. Um nur einiges davon
 zu erzählen; so verringerte er die Besoldungen
 der Churfürstlichen Diener, oder zog sie gar
 ein; und die Königin erhielt nicht mehr als
 18000 Unterhalt. Auch wurden mit Strenge
 in Chursachsen Rekruten für die Preussische Ar-
 mee ausgehoben; und was dergleichen Bes-
 drückungen mehr waren. Friedrich wartete
 hierauf nicht ab bis seine Feinde ankamen,
 sondern kam ihnen zuvor. Zuerst griff er die
 Oesterreicher in Böhmen an, die Befehl hats-
 ten nicht eher etwas entscheidendes zu wagen,
 bis Friedrichen seine sämtlichen Feinde von
 allen Seiten angreifen würden. Vier Preus-
 sische Heere die an einem Tage in Böhmen
 ein-

eintrafen, nahmen bald einige beträchtliche
 Kaiserliche Magazine weg; und eins dieser
 Heere 16.000 Mann stark, das auf ein Dester-
 reichisches 20.000 Mann stark stieß, vertrieb
 das letztere mit einem Verluste von 1800 aus
 seiner Stellung. Hierauf vereinigte es sich
 mit einem andern Preussischen, das auch schon
 1,500 Mann Desterreicher geschlagen und
 größtentheils niedergehauen hatte; und Fried-
 rich gieng über die Muldan. Am 6. May
 1757. waren die sämtlichen Preussischen Ar-
 meen, über 100.000 Mann stark, des Morgens
 bey Prag beisammen. Hier standen die
 Desterreicher 76.000 Mann stark auf verschanz-
 ten Bergen mit sumpfigen Wiesen umgeben,
 und waren eben, die Infanterie mit Kochen
 und die Cavallerie Futter zu holen, beschäftis-
 get, als Friedrich anrückte. Ehe sich daher
 die Desterreicher, die Friedrichen noch gar
 nicht erwartet hatten, in Ordnung stellten,
 gewannen die Preußen Zeit durch die Sümpfe
 mit vieler Anstrengung zu kommen und sich
 in Schlachtordnung zu stellen. Ohne auszu-
 ruhen griffen sie hierauf den Feind an, vor-
 dem sie aber mit Kanonen sehr übel empfan-
 gen wurden; und nicht besser ergieng es ih-
 nen

nen bey jedem erneuerten Angriffe. Jetzt kam aber die Preussische Cavallerie mit der Oesterreichischen in das Handgemenge; und dieses gab bald der Sache eine andere Wendung. Nach einigen Gefechten derselben mit einander kamen die Preussischen Husaren zum Einhauen, und alles gerieth auf Oesterreichischer Seite in die größte Unordnung. Indessen war die Preussische Infanterie zum Weichen gebracht worden, der General Schwerin sammelte sie wieder, ergriff eine Fahne, führte zu Fuße seine Soldaten wieder vorwärts; hatte aber das traurige Schicksal durch vier Kartätschen Kugeln getödtet zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mehreremal wurde ich in öffentlichen Blättern aufgefordert, ein Lehrbuch der Religion oder einen Katechismus zu schreiben. So schätzbar mir auch dieß Zutrauen war, so konnte ich mich dazu doch nicht entschließen, theils, weil meine Zeit durch die Verwaltung meiner Erziehungsanstalt zu beschränkt war, theils weil ich die Schwierigkeiten, die in unsern Tagen mit der Ausarbeitung eines solchen Buchs verknüpft sind, zu sehr fühlte.

Nun aber, da ich, durch den Beystand meiner Familie, in dem Erziehungsgeschäfte mehr Erleichterung, und zu andern Geschäften Muße erhalten

halten

halten habe, auch durch den Religionsunterricht, den ich seit zwanzig Jahren einer gebildeten Jugend gab, dahin glaube gekommen zu seyn, daß ich in diesem Fache etwas, die Vernunft und das Herz befriedigendes, schreiben zu können hoffen darf, will ich mich dieser Arbeit unterziehen.

Da nun, noch meiner Ueberzeugung, der Religionsunterricht für die ersten Jugendjahre, wo die Vernunft noch schlummert, nicht gehöret, und ich für diese doch auch sorgen, und die Kinder für die höhern Religionswahrheiten, die sie künftig hören sollen, empfänglich machen möchte: so werde ich erst ein Buch vorausschicken, welches für Kinder von 8 — 10 Jahren bestimmt ist, und in einer Erzählung, die immer das schicklichste Mittel ist Kindern Sinn für die Wahrheit beizubringen, sie üben soll, über die Pflichten, die ihnen in diesem Alter obliegen, nachzudenken. *) Diesem soll ein andres folgen, für Kinder von 10 — 12 Jahren bestimmt, in welchem diese Übung fortgesetzt, und zugleich das Daseyn eines höchsten Wesens und Gesetzgebers bewiesen wird.

Dann

*) Anmerk. Dieses Buch kann sich anschließen an Conrad Kiefers A B C und Lesebüchlein, welches für Kinder von 6 — 8 Jahren bestimmt ist, und Conrad Kiefers Bilderbüchlein. Dieß letztere wird in der nächsten Ostermesse erscheinen. Beide führen den Namen Conrad Kiefers in Beziehung auf das Buch, welches ich unter dem Titel: Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder, vor einigen Jahren herausgegeben habe.

Dann werde ich das Lehrbuch der christlichen Religion liefern, welches für alle christliche Religionspartheyen brauchbar seyn, und den Geist des Christenthums oder die Grundsätze desselben erhalten wird, die einen entschiedenen Einfluß auf die Beredlung und Beruhigung des Menschen haben.

Das erste Buch wird unter dem Titel erscheinen: Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von acht bis zehn Jahren. Es wird ein Alphabet stark, und kostet achtzehn Groschen Sächsisch. Um aber den schnellern Absatz desselben zu befördern, und es gegen Nachdruck zu sichern, lasse ich es denen, die vor Ablaufe des Merzmonathes vorausbezahlen, für zwölf Groschen Sächsisch. Auch bekommen diejenigen, die auf 6 Exemplare vorausbezahlen, das siebente frey. Da diese Bedingungen sehr billig sind: so kann, ohne wirkliche Bezahlung, kein Exemplar abgeliefert werden. Zu gleicher Zeit wird, unter meinen Augen, durch einen gebornen Franzosen, eine französische Uebersetzung von diesem Buche verfertigt, die unter eben diesen Bedingungen ausgegeben wird. Schnepfenthal den 1. Oct. 1802.

C. G. Salzmänn,
Director der hiesigen Erziehungs-Anstalt.

Die Nahmen der Pränumeranten werden in diesem Blatte genannt werden.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und vierzigstes Stück.

1802.

Bote. Wirth.

B. Schwerin war wie ich ihm Herr Gebats
ter erzählt habe geblieben, doch drangen seine
braven Soldaten weiter vor, und trieben die
Oesterreicher bis zu ihren Zelten, die sie hats
ten stehen lassen. Dieß war das Schicksal
des rechten Flügels der Kaiserlichen Armee;
dem linken ergieng es bald nicht besser. Prinz
Ferdinand griff diesen an, trieb ihn von
Berg zu Berg und eroberte sieben Schanzen
die mit den besten Oesterreichischen Grenadies
ren besetzt waren, wodurch beyde Flügel ges
trennt wurden. Diesen Vortheil benutzte
Friedrich; er rückte in die Lücke ein und bes
wirkte eine völlige Trennung. Das Heer
der Oesterreicher, bildete jetzt zwey Armeen,
wovon die eine auf die Flucht ins weite Feld sich
begab, die andere sich in die Stadt Prag warf.

October 1802.

L t

W.

W. Das muß eine fürchterliche Schlacht gewesen seyn.

B. Die war es auch. Denn denk er sich eine Schlacht die von Morgen neun Uhr an bis Abends acht Uhr dauerte, in der 35,500 Menschen, 16,500 Preußen und 19,000 Oesterreicher, ihr Leben verloren und mehrere der vorzüglichsten Generale blieben oder stark verwundet wurden; was das für eine Schlacht gewesen seyn muß. Und doch wäre sie vielleicht noch viel merkwürdiger geworden, wenn der Theil der Preussischen Armee den Friedrich dießseits der Muldan gelassen hätte, dem Feinde in den Rücken hätte fallen können. Denn wäre dieß möglich gewesen, so wäre die ganze Oesterreichische Armee gänzlich vernichtet worden.

W. Herr Gevatter! und so was kann er sagen, es sagen als ob er selbst wünsche, daß es geschehen seyn möchte? Was haben ihm denn in aller Welt die Oesterreicher gethan, daß er ihnen ein solch Unglück wünscht?

B. Sie haben mir gar nichts gethan; und ich wünsche es daher auch gar nicht etwa aus einem gewissen heimlichen Haß gegen sie; sondern ich denke so: wäre diese
 Urs

Armee vernichtet worden, so wäre so viel anderes Blut nicht vergossen worden. Ich wünsche also aus einem allgemeineren Wohls meinen unter zwey Uebeln das kleinste.

W. Warum thaten es denn da die Preussen nicht?

B. Am guten Willen dazu fehlte es auf ihrer Seite gar nicht; die Oesterreicher aber hatten einen neuen Alkürten an der Muldau erhalten. Dieser Fluß nehmlich war so stark angeschwollen, daß man mit dem was man zu Schiffbrücken nöthig hatte, nicht hinreichend versehen war. Diesem Theile der Preussischen Armee blieb also weiter nichts zu thun übrig, als zuzusehen, wie die Oesterreicher flohen. Indessen war Friedrich über seinen Sieg sehr erfreut, und schrieb noch auf dem Schlachtfelde folgenden Brief an seine Mutter:

„Ich bin mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist für die Oesterreicher verloren, und ich habe mit 150,000 Mann freye Hände. Wir sind Meister von einem Königreiche, welches uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Compliment

Et 2

ment

ment zu machen, mit den übrigen will ich die Oesterreicher verfolgen."

B. Da er vom Schlachtfelde spricht so fällt mir der General Schwerin wieder ein, der in der Schlacht blieb. Blieb denn der brave Mann liegen wo er fiel, oder wurde ihm noch eine Ehre erwiesen.

B. Sein Leichnam wurde unter der Menge von Todten und Verwundeten hervorgezogen, auf ein Paar Gewehre, statt einer Tragbahre gelegt, so aus dem Getümmel fortgeschafft, und in ein nah gelegenes Kloster gebracht, wo er einbalsamirt, und hierauf nach Pommern, wo er her war, in sein Familienbegräbniß gebracht wurde. Ehe er aber dahin gebracht wurde, wiederfahr ihm noch eine ganz besondere Ehre. Friedrichs Bruder der Prinz Heinrich, eine Menge anderer Generale und sehr viel Officiere, wollten noch einmal den tapfern General sehen, der mit der Fahne in der Hand geblieben war. Was geschah? alle, als ob sie es verabredet hätten, nahmen so wie sie seinen Leichnam erblickten voll Ehrfurcht gegen den großen Mann ihren Hut ab. Die Stille die dabey herrschte und die Thränen die vergossen

sen

sen wurden, machten diesen Vorgang so feyerlich als man sich nur denken kann. Auch der König beweinte nicht bloß den Verlust dieses Mannes, sondern ließ ihm auch nach dem Frieden in Berlin auf einem Platze, welcher der Wilhelmsplatz heißt, eine marmorne Bildsäule errichten. Sie stellt den General Schwerin vor, wie er mit der Fahne in der Hand, sein Regiment anführte; und erinnerte also einen jeden der zu seinem Regimente gehörte, wenn er sie sah an die Worte ihres 72 Jahr alten Generals; „Heran an, meine Kinder, heran! Seht ihr nicht, daß der Feind euch schon den Rücken kehrt.“ Denn das waren die Worte die er sagte, als er dem Fahnjunker die Fahne aus der Hand genommen, und mit derselben in der Hand seine Soldaten gegen die Oesterreichischen Batterien anführte.

B. Das war recht daß ein so tapferer Mann noch im Tode so geehrt wurde.

B. Ja er verdiente es; er mag sanft ruhen; und wir wollen sehen wie es in Prag aussieht. Gut, muß ich ihm aber Herr Gesvatter, im voraus sagen, gar nicht. Wie er weiß hatte sich die eine Oesterreichische Armee
in

in diese Stadt geworfen. Zu den 80,000 Menschen die die Anzahl der Einwohner dieser Stadt, welche zwey Meilen in Umfange hat, ausmachten, kamen jetzt noch, die Prager Besatzung mit dazu gerechnet, 50,000 M. Soldaten. Da man sich einen solchen Vorfalle gar nicht gedacht hatte; so war man auch gar nicht mit den nöthigen Nahrungsmitteln für so viele Menschen versehen. Die Armee mußte daher schon in der ersten Woche Pferdesfleisch essen, und die armen Einwohner waren in Gefahr vor Hunger zu sterben. Es war eine Noth so groß als man sich sie nur denken kann.

B. Vom Kuckuk! warum machten sich aber auch die Soldaten nicht wieder heraus.

B. Dafür hatte Friedrich gesorgt, daß sie dieß nicht konnten. Er hatte erstlich die Stadt eng einschließen lassen; und zuletzt belagerte er sie. So oft sie es auch daher versuchten herauszukommen, so wurden sie doch immer wieder zurückgetrieben. Heraus konnten sie also nicht und in der Stadt wurde die Noth und das Elend immer größer. Es wurde so groß daß ich weiter gar nicht davon erzählen möchte. Glühende Kugeln steckten
die

Die Häuser in Brand, unterhielten eine beständige Feuersbrunst und legten die ganze Neustadt und die Judenstadt in Asche. Hier tödteten Kugeln Greise, Weiber und Kinder auf der Straße, dort verloren sie in ihren Wohnungen, die die Bomben zerschmetterten, ihr Leben. Es war eine solche Noth, ein solches Elend in dieser unglücklichen Stadt, daß die Preußen des Nachts das Klagen und Jamern dieser unglücklichen Einwohner deutlich hörten. Um der Hungersnoth nur einigermaßen abzuhelfen, wurden 12,000 Prager aus ihrem Wohnort herausgejagt; aber die Kanonenkugeln trieben sie wieder zurück. Wie die Pest raffte der Todt Menschen und Vieh weg; die Straßen waren mit Wagen und Pferden bedeckt, und die Kirchen mit Verwundeten und Kranken angefüllt. So sah es in Prag aus; und Gott verhüte es, daß wir und alle Menschen nie ein ähnliches Unglück erleben! Die Geistlichen, der Stadtrath, die Bürgerschaft, alles bat, flehte und weinte, der oberste Kaiserliche General, Prinz Karl von Lothringen möchte doch dem Elende ein Ende zu machen suchen; er that auch was er konnte

konnte, aber Friedrich machte Bedingungen, die er nicht glaubte annehmen zu können.

W. Findet er denn nicht bald das Ende Herr Gevatter! denn was soll nur aus dem armen Prag werden.

B. Das soll er nun gleich hören. Was dem Elende ein Ende machte, war die Gefahr die Friedrichen drohte. Russen, Schweden, Franzosen, und die Reichsarmee, kamen seinen Ländern immer näher. Um das Schicksal von Prag in kurzem zu entscheiden, gieng er daher dem Kaiserlichen Feldmarschall Daun der bey Kollin stand, entgegen; und ließ den größten Theil seiner Armeen bey Prag, um die Belagerung fortzusetzen. Gelang es ihm, wie er dachte, Daun zu besiegen, so mußte sich Prag ergeben.

(Die Fortsetzung folgt)

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n.

Drey und vierzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

B. Dann der am Tage der Schlacht nur vier Meilen von Prag stand, hatte die Oesterreichischen Flüchtlinge 16,000 Mann stark, mit seiner Armee vereiniget. Auch stießen noch mehrere kleine Trupps zu ihm, so daß er endlich 60,000 Mann zusammen brachte, mit denen er sich auf den Bergen bey Colin sorgfältig verschanzte. Er hatte zwar Befehl etwas Entscheidendes zur Befreyung Prags zu unternehmen: wahrscheinlich aber würde er bey seiner Behutsamkeit nichts gewagt haben, wäre er nicht durch Friedrich dazu genöthiget worden. Da er nehmlich nicht angreifen wollte, so griff ihn Friedrich, so wie sich noch eine von seinen Armeen mit ihm vereiniget hatte, an. Gefährlich war der Angriff freylich; denn denke er sich nur Herr Gebatter! die Stellung die Daun genommen hatte. Ein Theil seiner

October 1802. U n Trups

Truppen stand in einer Linie oben auf dem
 Gipfel der Berge; eine andere auch in einer
 Linie am Abhange der Berge. Vor diesen
 Bergen waren Dörfer, Hohlwege, Anhöhen
 die so steil waren, als ob man Mauern hinan
 klettern sollte; und dazu kamen noch Kanonen
 die auf den Bergen wie die Orgelpfeifen nach
 einander weg standen; so daß man nicht hätte
 denken sollen, daß es hier jemand wagen wür-
 de, die Desterreicher anzugreifen. Gleichwohl
 aber griff sie der Preussische General Zieten
 an, der aber freylich sehr übel empfangen wurde
 und wieder links um machen mußte. Nun sollte
 man denken, man hätte das Angreifen gut
 seyn lassen; aber bey weiten nicht. Sieben-
 mal wurde der Angriff erneuert, ob man gleich
 über Leichenhaufen hinmarschiren mußte. Der
 rechte Flügel der Desterreicher wurde auch wirk-
 lich bis Collin getrieben; und Daun war im
 Begriffe sich zurückzuziehen, und die Kanonen
 wegführen zu lassen, als auf einmal ein Um-
 stand der ganzen Sache eine andere Wendung
 gab. Einen der vornehmsten Preussischen Ge-
 nerale verleitete die Hitze, wie sie so viele
 Menschen ohne Generals zu seyn, zu unüber-
 legter Handlung verleitet, zu Begehung eines
 gros

großen Fehlers. Er griff zu einer Zeit an, wo er nicht angreifen sollte, wodurch eine allgemeine Unordnung und Verwirrung entstand. Diese Unordnung benutzten einige Sächsische Cavallerie-Regimenter, die ohne Befehl dazu zu haben in die Preussische Infanterie eindrangten, und die so weit als ihre Säbel reichten niedermetzten; und dabey ausriefen: „Das ist für Strigau!“

W. Was soll denn das heißen?

B. Erinnert er sich denn nicht mehr an die Schlacht bey Strigau in dem Oesterreichischen Erbfolgekrieg wo die Herrn Sachsen so übel weggekommen waren? Was sie hier erlitten, das fiel ihnen jetzt wieder ein; und darum hieben viel mit den Worten nieder: „Das ist für Strigau!“ Doch hätte ihnen ihr Muth übel bekommen können, wenn ihnen Daun nicht noch mehr Cavallerie zu Hülfe geschickt hätte, so daß die Preußen nun von vorn und im Rücken zugleich angegriffen worden waren. Die Preußen verloren daher die Bataille, und dieß durch die braven Sachsen.

W. Ist es doch mit dem Krieg beynah eben so, wie mit dem Spiel. Hier geht ein Spiel verloren, daß man für gewonnen hielt:

U u 2

und

und hler eine Bataille, in der man den Sieg zu erhalten glaubte.

B. Sein Gleichniß paßt recht gut, vorzüglich auf diese Bataille; denn schon wollte der linke Flügel Victoria schließen, als er die Hiobsnachricht von dem traurigen Schicksal des rechten erfuhr.

W. Das muß auch eine rechte traurige Nachricht gewesen seyn. So viel gewagt zu haben, den Sieg vor Augen zu haben, und doch mit einem Mahle die Schlacht zu verlieren. Wer verlor denn in dieser Schlacht am meisten?

B. Die Desterreicher. Diese verloren 9000 und die Preußen 8000 Mann. Am übelsten war es dabey auf Preussischer Seite den großen Potsdammern ergangen, wie man die Leibgarde des Königs die aus 1000 Mann lauter sehr schöner Leute bestand, zu nennen pflegte, von denen nur sehr wenige am Leben blieben. Was man bey diesem Unglück der Preußen, die an diesem Tage eine Tapferkeit bewiesen, von der man nicht leicht weiter ein Beyspiel hat, nicht genug bewundern konnte, war die Ordnung mit der sie das Schlachtfeld verließen. Sie liefen nicht etwa
bunt

bunt unter einander, um sich an einen bestimmten Ort wieder zu sammeln, sondern sie marschirten ab, als ob sie Parade machten. Selbst die Oesterreicher hatten so was in ihrem Leben noch nicht gesehen, und konnten die tapfern Preußen nicht genug bewundern. Schrecklich war durch diese verlorne Schlacht Friedrichs Lage geworden, bey allem Unglück aber konnte er doch noch einen Brief gleich nach dieser Schlacht schreiben, der deutlich davon zeugt was er für ein großer Mann war. Ich habe ihn abgeschrieben und will er ihn hören, so will ich ihm den Brief vorlesen.

W. Laß er doch hören.

B. Der Herr an den Friedrich den Brief schrieb, hieß Lord Marschall; und der Brief lautet wie folget;

„Das Glück mein lieber Lord, stößt uns oft ein schädliches Vertrauen ein. Drey und zwanzig Bataillons waren nicht hinlänglich, 60,000 Mann aus einem vortheilhaften Posten zu vertreiben. Ein andermal wollen wir unsre Sachen besser machen. Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es vermuthen sollen; es ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant. Es erklärte sich für
die

die Damen die mit mir Krieg führen. Was sagen sie von diesem Bündniß wider den Markgrafen von Brandenburg? Wie würde der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Deutschland und 100,000 Franzosen im Handgemenge sehn sollte! Ich weiß nicht ob es mir eine Schande seyn wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, daß es keine Ehre seyn wird, mich zu überwinden." Was sagt er Herr Gebatter zu diesem Briefe, den der König bald nach der Schlacht schrieb; wo er alle seine Gedanken hatte zusammen nehmen müssen, wo eine für seine Soldaten so rühmliche Schlacht, durch einen Fehler war verloren gegangen, wo der König seine schöne Leibgarde verloren, und in eine so schreckliche Lage gesetzt worden war; was sagt er dazu?

B. Was ich verstehe setzt mich in Verwunderung wie ein Mensch unter solchen Umständen so etwas schreiben kann. Was soll das aber heißen das Glück wäre ein Frauenzimmer?

B. Weiß er denn nicht, daß die Mahler das Glück als ein Frauenzimmer vorstellen.

B. Und der König wäre nicht galant?

B. Ist Spaß; weil Friedrich mit zwey
Kais

Kaiserinnen zugleich Krieg führte; mit der Kaiserinn Theresia und der Kaiserinn von Rußland.

W. So! So! nun verstehe ich den Brief.

B. Dergleichen Spaß wäre, freylich nun gar manchem vergangen, wenn er in Friedruchs Lage gewesen wäre; denn die erste Folge jener verlorenen Schlacht war, daß die Belagerung von Prag aufhörte, und eine zweyte, daß nun seine eigene Länder einen Angriff von Franzosen, Russen, Schweden und den Reichstruppen ausgesetzt waren. Um seinen Ländern zu Hülfe zu kommen, vertheilte er daher seine Armeen in viele abgesonderte Heere, die er dahin schickte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ich schreibe dieß Blatt, nicht um Geld damit zu gewinnen, sondern um meinen Nebenmenschen allerley Gutes und Nützliches zu sagen. Zusehen möchte ich aber dabey auch nicht gerne. Dieß ist aber bisher geschehen. Wer rechnen kann, und weiß, was das Papier kostet, und was man geben muß, wenn es soll bedruckt werden, der wird dieß leicht begreifen. Ich nehme dafür eben nicht mehr bezahlt als Anno 1788, da ich es zu schreiben

ben

ben anfieng. In dieser Zeit ist das Papier eben so wie Roggen und Weizen, Schuhe und Stiefeln, im Preise gestiegen. Gleichwohl habe ich darauf immer mehr verwendet. Man halte nur das Papier von 1802 gegen das von 1788, die Charte von Asien, die ich im vorigen Jahre ausgab, gegen die Charte von Europa, die bey dem Jahrgange von 1788 ist, und man wird gewiß einen großen Unterschied sehen. Die Charte von Europa kostete mich etwa 10 Rthlr., so eine wie ich sie bisher lieferte, mußte ich beynah mit 100 Thalern bezahlen. Der geneigte Leser wird es also nicht unbillig finden, wenn ich mir künftiges Jahr einen Thaler für einen Jahrgang zahlen lasse. *) Dafür verspreche ich auch, daß ich künftighin dieß Blatt wieder selbst schreiben will, welches seit ein Paar Jahren nicht mehr geschah. Wer nun an meiner Schreibart seinen Gefallen hat, der beliebe jährlich diese 6 Groschen noch anzuwenden. Es trägt ohngefähr alle 5 Tage einen Pfennig. Wenn aber dieser Pfennig dauert, von dem will ich auch nichts wissen; er lasse meinen Boten ungelesen, und lese, statt eines Boten der gesund und gerade einherwandert, einen andern, der vorn und hinten einen Buckel, und oben drein noch einen Stelzfuß hat

Der Bote aus Thüringen.

*) Wer dieß Blatt sich von der Wohlthät. Zeitungs-
expedition versiegelt übersenden läßt bezahlt da-
für, wie bisher, besonders.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und vierzigstes Stück.

1802.

Bote. Wirth.

Es war auch hohe Zeit; daß der König seine eignen Länder zu beschützen suchte. 100,000 Russen drangen ins Preussische; die Franzosen nahmen fast ganz Westphalen in Besitz; die Schweden fanden sich in Pommern ein; und die Reichsarmee in Verbindung mit einem Theile der Französischen giengen auf Sachsen los. Wie die preussischen Unterthanen sahen, wie ihr geliebter König von allen Seiten von Feinden umgeben wurde; warben sie freywillig ganze Regimenter Soldaten; und zu Officieren dazu meldeten sich zum Theil Edelleute die schon eine Zeitlang ausgedient hatten. Ja hör er einmal Herr Gevatter! der Adel, die Comherrs, Bürger und Bauern im Magdeburgischen und Halberstädtischen lieferten freywillig, als es nach der Schlacht bey Collin an Pferden fehlte, die nöthigen Pferde. Jetzt drangen auch

Novemb. 1802.

X x

Die

Die Oesterreicher in die Lausitz ein, denen die Preußen weichen mußten, weil sie gegen jene viel zu schwach waren. Hätten sie doch immer in die Lausitz eindringen und darinne bleiben mögen, wenn sie nur eine so bedeutende Handelsstadt in Deutschland als Zittau war, nicht in einen Aschenhaufen verwandelt hätten.

W. Sie steckten es an?

B. Ja; aber mit Bomben und glühenden Kugeln.

W. Was hatte ihnen denn die Stadt gethan?

B. Sie hatte ihnen gar nichts gethan; sondern sie wollten gern ein Preußisches Magazin und einige Bataillons die darinne waren, haben; und da sie beyde nicht sogleich in ihre Gewalt bekommen konnten, so legten sie das arme Zittau in Asche. Das Magazin bekamen sie also blos in der Asche zu sehen, und die Preußen schlugen sich durch.

W. Da möchte ich allezeit aus der Haut fahren, wenn ich so was höre

B. Das ist doch nicht das rechte Mittel; denn wenn die Haut nicht fest ist, da geschehen eben leicht dergleichen Dinge in der Welt. Werden auch nicht Städte in Aschenhaufen verwandelt, so giebis doch leicht andre Schars
mängel,

mügel, woben es nicht ohne blutige Köpfe und Unglück abgeht.

W. Er hat mich nicht recht verstanden Herr Gevatter! ich wollte sagen, ich möchte weinen.

B. Das laß ich mir eher gefallen; denn Thränen vergießen, beim Unglücke seiner Nebenmenschen, zeugt davon daß man wenigstens menschlich fühlt, wo man weiter nicht helfen kann. So machten es die Desterreicher in Freunds Land, in der Lausitz, wovon der Theil worin Zittau liegt, so wie fast das ganze Land dem Churfürsten von Sachsen gehört. Nun wollten wir sehen, wie sich die Franzosen die 100,000 Mann stark in Westphalen eingerückt waren, wovon wie bekant ein Theil, dem Könige von Preussen gehört, aufführen. Zwar stellte ihnen Friedrich eine Armee die aus mehreren Hülfstruppen bestand entgegen, aber diese Armee war einestheils zu schwach gegen die Französische und was noch weit schlimmer war, hatte anderntheils den Herzog von Cumberland zum Anführer, der weder sein Handwerk gehörig verstand, noch das Herz auf dem rechten Flecke hatte.

W. Das heißt gewiß der Lief, wo er stehen sollte?

B. So ohngefähr. Kurz er wurde geschlagen, zog sich stets zurück, bis ihn die Franzosen so in die Enge getrieben, daß er capituliren mußte; woben zugleich zur Hauptbedingung gemacht wurde, daß die alliirten Truppen auseinander gehen sollten. Friedrich rief, so wie er erfuhr, wie wenig ihm hier geholfen, seine Truppen zurück; und überließ den Feinden seine Provinzen. Sie nahmen auch nicht nur bald Besitz von diesen, sondern fielen auch von Niedersachsen aus in die Preussischen Länder ein. Ein bitterböser Feind, der sich ganz so bewies wie wir ihn im letzten französischen Kriege haben kennen lernen; der plünderte, verheerte, nie genug bekam, Reiche prügelte, um sie zu nöthigen für Aermere zu bezahlen, Weiber und Mädchen schändete, und viele ganz Unschuldige als Spione aufhängen ließ. Ein Feind der damals schon das Lob hatte daß er es den Cossacken, die eben in keinem guten Rufe stehen, an Gräueln gleich thäte. Der Anführer dieses menschenfreundlichen Heeres, war der Herzog von Richelieu, dem, wo er hinkam, das Wort: Erpressung immer auf den Lippen schwebte, und der den Ruhm sich erworben hat, daß er sich so sehr bereichert, als noch
nie

nie ein feindlicher General gethan. Um den Feind von weitem Eindringen in die Preussischen Provinzen abzuhalten, und ihn in Sachsen nicht einrücken zu lassen, theilte Friedrich sein Heer in viele Corps, und gieng ihm entgegen. Während dieser Zeit rückte der General Haddik mit 4,000 Oesterreichern in Berlin ein, hielt sich aber hier nicht lange auf, weil er hörte daß der Fürst Moritz von Anhalts Dessau sich näherte, der für diese Gäste ein Schrecken war; sondern verließ es und nahm 200,000 Thaler Contribution nebst zwey Dutzend Handschuh für die Kaiserin mit auf den Weg. Weit üblere Gäste hatten sich indessen im Königreiche Preußen eingefunden; die Russen und zwar 100,000 Mann stark. Ich dachte Friedrichen hätte das Herz bluten und aller Muth fallen müssen, wenn er von den Verheerungen die sie in seinem Königreiche anrichteten, Nachricht erhalten hätte. Es übersteigt wirklich alle menschliche Vorstellungen wie Menschen so handeln können, wenn man hört, was die Russen für Verwüstung angerichtet und für Grausamkeiten verübt haben. Gehörte es nicht zur Geschichte, so wollte ich ihm Herr Gebatter! lieber gar nichts davon erzählen. Hör

er

er nur was sie alles thaten! Hier hiengen sie Unschuldige an Bäume auf, dort schnitten sie andern Nasen und Ohren ab. Manchen hieben sie die Beine ab, andern schnitten sie den Bauch auf und rissen ihnen das Herz heraus. Ganze Dörfer legten sie in Asche und mit den Häusern mußten zugleich die Menschen mit verbrennen, indem sie niemanden aus dem angesteckten Orte herausließen. Eltern nahmen sie ihre Kinder, oder ermordeten sie vor ihren Augen. Daß Barbaren dieser Art Mädchen und Weiber schändeten läßt sich leicht von selbst denken. Viele Weibspersonen brachten sich daher selbst ums Leben, um diesen Barbaren zu entgehen. So machten die Russen im Königreiche Preußen.

B. Das ist gut Herr Gevatter, daß ich das nicht eher von den Russen gehört habe; ich wäre sonst vergangen, als ich vor ein Paar Jahren welche zur Einquartierung bekam.

B. Und es ist gut daß wir sie nur als Freunde und nicht als Feinde gesehen haben; der liebe Gott verhüte auch daß wir sie je als Feinde sehen mögen.

B. Ich möchte aber doch auch wissen, wer mit einem solchen Feinde hätte anbinden mögen;

gen; denn verfahren sie so mit Unschuldigen, wie mußte es nicht dann erst den armen Soldaten ergehen, die sie in Gefangenschaft befasmen.

B. Und doch waren die Preußen muthig genug sich mit ihnen zu messen, ob sie gleich 100,000 Mann, und die Preußen nur 30,000 Mann stark waren. Sie griffen sie sogar in ihren Verschanzungen bey Großjägerndorf an, und hätten sogar gesiegt, wenn sie nicht ein unglücklicher Zufall zum Rückzug genöthiget hätte. Wie tapfer sich die Preußen gehalten kann er daraus ersehen, daß auf ihrer Seite 5,700 und auf Russischer Seite 7,000 Mann blieben. Ob aber gleich die Russen den Sieg erhalten hatten, so half er ihnen doch nichts; denn wie wollten so viele Menschen in einem Lande das sie verwüestet Unterhalt finden? Der General Urxayn ließ daher nur 10,000 Mann bey Memel zurück, und marschirte mit den übrigen Truppen davon. Wehe! aber den Unglücklichen, wo diese die Flüchtlingen ähnlich sahen hinkamen; denn alle Städte und Dörfer legten sie in Brand; und fürchterlich war der Anblick der Landstraßen, die mit Leichnam

namen von Menschen und Pferden bedeckt waren.

W. Wie konnte aber auch nur eine ganze Armee so grausam seyn?

B. Ganz war sie es bey weitem nicht, sondern nur ein Theil derselben; vorzüglich die Calmucken; Menschen wo man gleich in Furcht kommt wenn man sie nur sieht.

W. Sehen sie denn nicht wie andre Menschen aus?

B. Vielleicht hat er selbst welche zur Einquartirung gehabt. Erinnert er sich den etwa an welche darunter mit einem platten, bey nahe viereckigten Gesichte, mit kleinen tiefliegenden Augen, wie die Schweinsaugen, mit breits gedruckten Nasen, großen Maul und Ohren die zugleich vom Kopfe abstehen.

W. Von den Kerls habe ich keinen gehabt und auch keinen in unserm Dorfe gesehen; da glaube ich aber auch, daß wenn sie so aussehen einem wohl die Furcht ankommen muß.

B. Nun so sehn sie aus; dabey sind sie völlig wilde Menschen die nicht zu bändigen sind, und zu verwüsten, zu rauben und zu plündern für die einzige Kunst halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünf und vierzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

W. Wo kommen denn nur die Kalmucken her?

B. Aus Asien, und zwar aus der Gegend wo das Caspische Meer ist, wenn er weiß wo das liegt; da schwärmen sie mit ihren großen Viehherden herum; und liegen sie still so krieschen sie in ihre Filzzelte die sie aufschlagen; denn von Häusern, Dörfern und Städten wo sie wohnen könnten wissen sie nichts. Da kann er sich nun leicht vorstellen, was das für ein Völkchen ist, wie roh und wild es aufwächst, und wie es haßt, wo es zu Menschen kommt die seine Feinde sind, und die ganz andere Sitten und Gebräuche haben.

W. Nahm denn der General die Kalmucken mit als er davon gieng?

B. Er nahm sie nicht mit, sondern sie giengen mit, weil ein Feind unter sie gekom-

November 1802.

V y

men

men war, der mächtiger als alle andere für sie war; und dieser Feind waren die Blattern?

W. Die Kinder Blattern?

B. Die Kinder Blattern; sie wurden davon angesteckt, und viele starben daran. Dieß brachte eine solche Furcht unter sie, daß sie nicht länger in Europa blieben, sondern nach ihrer Heimath zurück eilten, wo man diese Blattern nicht kannte.

W. Wenn die Kalmucken solche Unmenschen waren, dann möchte man beynahe sagen, daß die Blattern zum erstenmal etwas gutes in der Welt gestiftet, weil sie sie nach Hause trieben.

B. Da die Russen größtentheils aus Preussen weg waren, so mußten nun die Preußen die sich gegen sie so tapfer gehalten, gegen die Schweden marschiren. Diese waren in dieser Zeit 22,000 Mann stark in Pommern eingetroffen, und erregten ihrer alten bekannten Tapferkeit wegen viele Furcht. Aber dießmal war diese Furcht vergeblich. Denn wie konnten die braven Schweden etwas ausrichten, da es ihnen an alle dem fehlte was der Soldat braucht, wenn er etwas ausrichten soll? Sie
hats

hatten weder Magazine noch Bäckerey, noch Anführer die unter einander einig waren; und was Wunder daher wenn sie von einer unbedeutenden Anzahl Preußen genöthiget wurden, nach fünf Feldzügen wieder dahin zu gehen woher sie gekommen waren. So Mäuschen stille er bisher Herr Gebatter! bey der Erzählung der Schweden gewesen ist; so laut, denk ich, soll er nun werden, wenn ich ihm von dem Gefechte der Preußen mit den Franzosen bey Gotha, und von der Schlacht bey Rossbach erzählen werde.

B. Das glaube ich; denn davon kann ich selbst noch etwas erzählen, so klein ich auch damals noch gewesen bin. Denn es ist mir noch immer als ob ich die Maulthiere der Franzosen mit den schönen bunten Decken, mit den Büschen auf den Köpfen, den Klingeln die daran waren, und das Geflingel sähe und hörte. Doch erzählt nur weiter Herr Gebatter! ich will gern wieder Mäuschen stille seyn.

B. Also erst vom Gefechte bey Gotha. Friedrich stand nehmlich mit seiner Armee bey Erfurt, um die Franzosen und Reichstruppen vom Eindringen in Sachsen abzuhalten. 8,000 Mann Franzosen alle Französische Generals

Y y 2 und

und selbst ihr Heerführer Prinz Soubise waren in Gotha. Auch hatten sie noch viele der Leute bey sich, die keine Soldaten waren, und von denen man sich zum Theil wundern möchte, was diese bey einem Kriegsheere machten. Außer Kammerdienern, Laquaien, Köchen, Feld Paters, auch Friseurs, Weibspersonen die man weder Jungfern noch Frauen, sondern Maitressen nennt und Komödianten. Das sah so bunt und lustig unter einander aus, daß man bey nah den Krieg darüber vergessen möchte. Auch dachten die Franzosen in Gotha gar nicht an Blutvergießen, weil sie glaubten Friedrich wäre viel zu schwach, als daß er sich würde einfallen lassen, sie anzugreifen, sondern mehr an Vergnügungen. Dafür hatte auch der damalige vortreffliche Herzog und seine kluge Gemahlin aus der weisen Absicht, damit die Franzosen gute Mannszucht halten, und ihren Unterthanen das Kriegsungemach erträglich machen möchten, reichlich gesorgt. Den Officiers suchte man den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, auch wurden sie zu Tafel gebeten, wo für ausgesuchte Speisen und Getränke reichlich gesorgt war; Aber als ob ihnen der gute Bissen nicht gesönnet

gönnet wäre; eben als sie mit sehr gesunden Appetit bey der Tafel sich nieder gelassen hatten; hieß es Pruß, wie die Franzosen sagten, ist da. Er war auch wirklich da. 1,500 Mann Reiter, die der General Seidlitz kommandirte, hielten vor den Thoren. Messer, Gabeln und Löffel wurden von den Franzosen hingeworfen, die prächtige Mahlzeit im Stiche gelassen, vom Schlosse gelaufen, was gelaufen werden konnte, und zur Stadt hinaus. Was aber nicht so schnell fort konnte, war die Equipage der Herren Generals, und ein Theil der übrigen Leuten, die ich ihm genannt habe; und diese fielen daher den Preußen in die Hände. Unter der Equipage befanden sich unter andern, Dinge von denen man einen Jahrmarkt hätte halten können; z. E. ganze Kisten von wohlriechenden Wassern, um gerochen zu werden, wenn einen die Leute nicht sehen, und Haarschmieren, eine Menge Haarsbeutel, Sonnenschirme, Papageyen, Schlaf Röcke, Pudermäntel. Was den Preußen von dieser Beute anstand behielten sie nach Kriegsmanier; die erbeuteten Maitressen, Friseurs, Komödianten und dergleichen ließen sie hingegen hinlaufen, wohin sie wollten. Hoch erfreut,

freut, als ob sie den Sieg davon getragen hätten, waren die Franzosen, als sie die letztern wieder erhielten. Ja bey allem Verlust und Ausreisen, wuchs doch der Muth bey ihnen zu sechten, und warum sie bekümmert waren, war einzig und allein darum, Friedrich möchte ihnen entgehen. Das glaubten sie weil Friedrich nur 22.000 Mann, und sie 60,000 Mann stark waren, und Friedrich einige Märsche gemacht, die sie auf den Gedanken brachten, als ob er nur darauf bedacht wäre, der Falle zu entgehen. Uergerlich war ihnen nur bey der ganzen Sache der kleine Haufen mit den sie sich schlagen sollten, weil sie dieß nicht für ehrenvoll hielten, so wenige zu besiegen; und wirklich fragten sie daher auch im Lager: ob man wohl Ehre davon habe, mit einem solchen Häufchen anzubinden. Aber diese Verachtung des Feindes kam ihnen sehr theuer zu stehen. Rossbach, ein Dorf in Sachsen, hieß der Ort, wo sie dafür büßen mußten. Gewiß war die Verachtung ihres Feindes eine Hauptursache der schrecklichen Niederlage, die sie hier erlitten. Zog sich Friedrich zurück um sie in die Falle zu locken, so glaubten sie, er wolle ihnen entgehen. Ließ er

er sein Lager bey ihrer Annäherung stehen, und seine Soldaten, die Mittagsmahlzeit bereiten; so hielten sie dieses für Verzweifelung. Welch ein Donnerschlag mußte es daher für sie seyn, der sie mit einemmal aus ihrem süßen Traume weckte, als Seidlich wie ein Blitz um einen Hügel mit seiner Reiteren angesprengt kam, sie überfiel, und alles zurückwarf; und als nun auch mit einemmal die Infanterie in Schlachtordnung stand, als ob sie durch Zauber dahin gestellt wäre? Alles was nur die Franzosen zu ihrer Gegenwehr thaten, war vergeblich; und was ihnen allein übrig blieb, war die Flucht, und zwar eine Flucht als man sich nur eine denken kann. Gewehre, Kürasse und Stiefeln wurden weggeworfen und auf dem Wege bis Erfurt gefunden, um nur schnell fortzukommen zu können. Die ganze Schlacht hatte nicht über anderthalb Stunden gedauert, und doch wurden darinne 8 Franz. Generale, 250 Officiere u. 6000 Gemeine zu Gefangenen gemacht, und 3560 verloren ihr Leben oder waren verwundet. Von Preussischer Seite hatten das letztere Schicksal nur 300.

W. Ich denke die Schlacht bey Kofsbach werden die Franzosen nie vergessen.

B. Das dachte ich ehedem auch; aber? aber? —

W. Was will er denn mit seinem aber?

B. Nach meinen einfältigen Gedanken Herr Gevatter! denke ich: wie wenn die Verachtung mit der man seit der Schlacht bey Kofsbach die Franzosen als Soldaten ansah, gemacht hätte, daß man sie für einen verächtlichen Feind gehalten, als man sie hätte halten sollen, und eben dieses mit in letztem Krieg von so traurigen Folgen gewesen wäre? sollte er denn nicht selbst gehört haben, wie leicht sich viele kluge Männer den Sieg über die Franzosen dachten?

W. Da hat er völlig recht, das habe ich mehr als einmal von meinen Gästen und von Einquartierung gehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechszehntes Stück.

1802.

Bote. Wirth.

S. Er hat es also auch gehört, daß man die Franzosen für einen verächtlichen Feind hielt? So wie man aber seinen Feind für zu gering ansieht, ist man allezeit zu sicher gegen ihn; und das taugt nichts, macht immer dem andern den Sieg leicht. Kurz von der Sache zu reden; wir wollen die Franzosen gerne nicht wieder bey Rossbach oder sonst wo laufen sehen; wenn sie nur nicht wieder über den Rhein kommen; denn es sind immer bitterböse Gäste, da wo sie siegen, und da wo sie nach dem Laufen wieder halten.

W. Da man aber sich mit so manchen Geschichten von der Schlacht bey Rossbach trägt, so möchte ich doch wohl wissen, ob das, was ich ihm erzählen will, wohl wahr ist. Gehört habe ichs mehr als einmal. Ein Preussischer Husar hätte einen Französischen Officier ges

Novemb. 1802.

33

fanz

fangen genommen, und um ihn sicherer in Verwahrung zu bringen, läßt er den Officier in den Steigbügel seines Pferdes treten. Als sich der Husar mit seiner Beute so auf und davon macht, kommt ihm ein anderer Französischer Officier in Weg, der ihn um Pardon bittet; der Husar droht dem Bittenden, nicht etwa mit seinem Säbel den er ruhig an der Hand hängen hatte, sondern wie einem kleinen Kinde, mit geballter Faust. Das Geschichtchen ist mir immer lächerlich vorgekommen, wenn ich mir den Officier gedacht, der anstatt einen gefangen genommenen Kameraden zu befreien, selbst um Pardon bittet, und sich vor einer geballten Faust fürchtet.

B. Wahr mag es wohl seyn, ich will ihm aber doch noch ein anderes Geschichtchen und nach meinen Gedanken ein noch besseres erzählen. Er weiß Herr Gevatter! daß bey der Schlacht bey Rosbach nicht nur Franzosen, sondern auch Kaiserliche und Reichstruppen waren. Ob nun gleich diese auch nicht ohne blutige Köpfe dabey weggekommen waren, so war es doch als ob sie über diesen Sieg der Deutschen bey dem die Franzosen

• sen

sen vorzüglich gelitten, im Herzen sehr erfreuet wären. Als Beweis davon erzählt man folgende Geschichte. Ein Preussischer Reiter war eben im Begriff einen Französischen gefangen zu nehmen. Wie er ihn packen will, sieht er einen Oesterreichischen Kürassier hinter sich, der ihm (dem Preußen) mit seinem Schwerte das Lebenslicht ausblasen will. Bruder Deutscher, sagt der Preusse zum Oesterreicher, laß mir den Franzosen! Nimm ihn, antwortet der Oesterreicher und macht sich fort.

B. Das Geschichtchen muß ich mir doch merken, um es meinen Gästen erzählen zu können. Wo kamen denn nun aber die Franzosen nach der Schlacht bey Rossbach hin?

B. Viele von ihnen dahin, wo sie gewöhnlich hingehen, wenn sie in Deutschland etwas lösen, an den lieben Rhein. Das lustige bey dieser Flucht war noch dieses; daß sie, die vor der Schlacht nichts mehr besorgten, als Friedrich möchte ihnen Durchgehen; jetzt ihn immer vor Furcht hinter sich herkommen sehen, ob es Friedrichen gleich gar nicht einfiel, sie dahin zu verfol-

gen. Wir wollen sie nun sich wieder ruhig versammeln lassen, und sehen, was weiter vorgeht. Außer dem Sieg, hatte die Schlacht bey Rosbach für Friedrich den großen Vortheil, daß er dadurch aufs neue einen Bundsgenossen am Könige von England erhielt. Obgleich der König Friede mit den Franzosen gemacht hatte, so haßten sie doch so abscheulich in seinem Churfürstenthum Hannover, daß er sich genöthigt sah, sich aufs neue für ihren Feind zu erklären. Ich habe ihm schon erzählt Herr Gebatter! wie der Herzog von Richelieu da wo er hinsam, Geld erpreßte. Dieser war nun hier nicht der einzige Schröpfkopf, sondern es wurden auch noch Französische Generalpächter nach Hannover geschickt, um das Land rein auszuplündern. Um diesen Bedrückungen ein Ende zu machen, vorzüglich da die Schlacht bey Rosbach ein neuer Beweis davon war, was Friedrich für ein Held war, mußten die Hannoveraner in Verbindung mit den Hessen und Braunschweigern aufs neue gegen die Franzosen zu Felde ziehen. Nun standen einem aber auch die Haare zu Berge, wenn man die Französischen Dros

Drohungen hörte. Cassel der Hauptstadt des Landgrafen von Hessen wurde angesagt: das Residenzschloß sollte in die Luft gesprengt, die Stadt in Brand gesteckt, und das ganze Land mit Feuer und Schwert so verwüstet werden, daß es Jahrhunderte lang eine Wüste wäre. Hannover wurde gedroht: es in einen Schutthaufen zu verwandeln, und die königlichen Palläste zu verheeren.

W. Ist vor dem Kuckuk! wann das die Franzosen thaten, wie konnten sie denn ähnliche Drohungen bey ihren Revolutionskrieg für unerhört erklären?

B. Die Herren Franzosen machen es so wie es so viele andere Menschen machen, was Sie thun ist alles recht, was andere thun ist alles unrecht.

W. Erfüllten sie denn auch die Drohungen?

B. Wie er wohl Herr Gebatter! steht Cassel und das Schloß noch bis auf den heut'gen Tag, und auch ist das Land, Gott sey Dank! keine Wüste. So wie auch Hannover und die königlichen Palläste noch vorhanden sind. Vielleicht standen sie von der
Dre

Drohung, die sie Hessen thaten, ab; weil sie so klug wurden einzusehen, daß Erpressungen einträglicher als Aschenhaufen wären. Sie ließen es daher auch an Erpressungen nicht fehlen, sondern preßten so viel sie nur konnten. Die Drohung aber, Hannover zu verwüsten, blieb unerfüllt; weil sie der Anführer der Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger und Preußen, der Herzog Ferdinand von Braunschweig daran hinderte; der gleich wie er sie hörte dem Herzog von Richelieu sagen ließ; er wolle die Folgen erwarten, und ihm an der Spitze seiner Armee die nähere Erläuterung gab.

W. Das muß ein tapferer General als der Herzog von Cumberland gewesen seyn?

B. Der war er auch. Wie hoch ihn Friedrich schätzte kann er daraus ersehen, daß als man sich auf Englischer Seite darüber beschwerte, daß Friedrich die versprochene Anzahl Truppen nicht zu der Hannoverischen Armee gegeben; er zur Antwort gab; er habe der Armee dafür ein Gracial gegeben, der so viel werth wäre, als die tausende die er an einzelnen Mann weniger gestellt. Was Ferdinand für ein General war bewies er auch bald

bald. So wie er die Franzosen angriff, schlug er sie. Darüber wurde Richelieu so wüthend, daß er die Stadt Zelle plündern und die Vorstädte in Brand stecken ließ. Auch nicht einmal das arme Waisenhaus fand Erbarmung, ob man gleich den Unmenschen darum bath; nein; es wurde in Asche verwandelt.

W. Das arme Waisenhaus! die armen Kinder!

B. Und die große That ein armes Waisenhaus in Asche zu legen! Man sollte über das neue Waisenhaus die Inschrift setzen: Verflucht sey die Hand, die es je wieder wagt den Zufluchtsort unglücklicher Waisen zu zerstören. — Doch woran kehrt sich ein Unmensch! wir wollen vor jetzt vergessen was geschehen ist, und wenn sich Wuth und Rache in unsern Herzen regt, an das Waisenhaus wie es in lichten Flammen steht denken; vielleicht hilfts etwas. Bald aber vergessen wir gar den großen Helden des siebenjährigen Krieges, und wir müssen ihn wieder aufsuchen. Friedrich den wir bey der Schlacht bey Rossbach verlassen haben, mußte bald nach dieser Schlacht nach Schlessien eilen, weil es hier übel um ihn stand. Schweids
nit

nitz war von den Oesterreichern erobert, Breslau in ihre Hände, und der König hatte seinen Liebling den General Winterfeld verloren.

W. Das muß wohl noch ein sehr junger General gewesen seyn, denn er hat mir ja von ihm noch gar nichts erzählt?

B. Erzählt habe ich ihm wohl von diesem General, nur habe ich ihm nicht beim Namen genannt, weil das so meine Art ist, um nicht mit Namen zu überhäufen. Er begleitete den König im ersten und zweyten Schlesischen Kriege, und hielt sich jedesmahl sehr tapfer. Er half das Sächsische Heer bey Pirna mit einschließen, wurde in der blutigen Schlacht bey Prag, wo der brave Schwerin mit der Fahne in der Hand blieb, verwundet, und verlor durch eine Kugel bey Hennersdorf nicht weit von Görlitz sein Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und vierzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

Noch sterbend zeigte Winterfeld was er für ein tapftrer General war; indem er den Generalen sagte was sie nach seinem Tode bey diesem Gefechte zu beobachten hätten. Als Friedrich die Nachricht von seinem Tode just zu der Zeit erfuhr, als die Schweden in Pommern eingerückt waren, sagte er; wider die Menge meiner Feinde werde ich Mittel ausfinden können; aber ich werde wenige Winterfelde antreffen.

W. Das muß ein rechter General gewesen seyn.

B. Das war er auch, und dabey auch ein Mann von einem edlen Herzen. So standen die Sachen, als Friedrich nach Schlessien eilte. Da seine Armeen so sehr zusammengesmolzen waren, so trieben die Oesterreicher ihren Spott mit seinem kleinen Heere und nannten es die Berliner Wachparade.

November 1807.

U a a

Aber

Aber dieser Spott kam ihnen theuer zu stehen. Die Preussische Wachparade 30,000 Mann, und die Oesterreichische Armee 90,000 Mann stark, trafen in einer Ebene bey einem Dorfe Leuthen nicht weit von Breslau zusammen. Vor der Schlacht hatte der König eine sehr rührende Rede an seine Generals gehalten, daß mehrere derselben weinten, und sie sowohl, als die übrigen Soldaten waren zu dem Entschlusse gebracht worden, zu siegen oder zu sterben. Nun fieng die Schlacht an, und durch Friedrichs Klugheit und weise Anführung wurde sie gewonnen. Wer sollte es denken, von 30,000 Mann Preußen, wurden 21,500 Mann Oesterreicher zu Gefangenen gemacht, 6,500 derselben getödtet oder verwundet, und 6,500 Mann derselben giengen zu den Preußen über.

W. Und wieviel Mann verlohren denn die Preußen dabey?

B. nicht mehr als 5,000. Andere sagen nur 2,660 wer Recht hat weiß ich nicht; aber wohl kann ich ihm Herr Gevatter! erzählen, welches die Folge dieser Schlacht war; nemlich die Eroberung Breslaus wo 13 Generals 700 Officiers, und 18,000 Mann Oesterreicher

Mer

cher die die Besatzung ausgemacht das Gewehr
 strecken mußten; ob man gleich 14 Tage zuvor
 Galgen für diejenigen hatte errichten lassen,
 die von der Uebergabe reden würden. Auch
 machte noch der General Zietzen, der die
 Feinde verfolgte, 2,000 zu Gefangenen, und
 erbeutete 3,000 Wagen. So endigte sich das
 2te Jahr des siebenjährigen Kriegs zu Friede-
 richs Ruhme in ganz Europa, und wo man
 nur davon hörte, und zugleich hatte er nicht
 nur die Freude seine Länder von Feinden wie-
 der befreit zu sehen, sondern auch den Vor-
 theil einen Theil seiner Truppen in Schwedisch
 Pommern, im Mecklenburgischen und in Sach-
 sen ihr Winterquartier halten lassen zu können.
 Wir wollen nun schon sehen was 1758 als im
 dritten Jahre des siebenjährigen Kriegs vor-
 gieng. Schon im Winter rückten die Russen
 im Königreiche Preußen ein, nahmen es im
 Nahmen ihrer Kaiserin in Besitz, und behan-
 delten es menschlicher als das erstemahl. Hies-
 rauf marschirten 30,000 nach Pommern
 und der Mark, wo sie sich wieder wie die alten
 Russen betrugten. Ihre erste Heldenthats war,
 daß sie die Stadt Cüstrin in Asche verwandeln
 ten; die Festung selbst aber konnten sie doch

nicht erobern, weil Friedrich heranrückte. Als er kam, und sah die Greuelthaten die sie wo er hinkam verübt, befahl er keinem Russen Pardon zu geben. Hierauf fiel die schreckliche Schlacht bey Zorndorf vor. Die Russen waren 50,000 Mann und die Preußen 30,000 Mann stark, und doch siegten die letztern. Als die Russen sahen daß sie besiegt waren, wehrten sie sich nicht sonderlich, sonder ließen sich erwürgen. Waren welche niedergesäbelte, so rückten andere heran um sich niederhauen zu lassen. So wurde der ganze rechte Flügel theils niedergehauen, theils in Moräste getrieben. Ein Theil der Flüchtlinge plünderte mit einer Art von Verzweiflung die Marktender Wagen, und soff den Brantwein. Um diesen Saufen ein Ende zu machen, zerschlugen die Officiere die Fässer, aber die Soldaten legten sich auf die Erde, und leckten den Brantwein von der Erde auf. Viele starben besoffen, andere ermordeten ihre Officiers, oder liefen haufenweise wie rasend im Felde herum, ohne auf ihre Generals zu hören. Bald ergieng's auch dem linken Flügel nicht besser. Wie erbittert überhaupt beyde Theile gegen einander waren, davon will ich ihm Herr Gevatter ein Probchen erzählen.

len. Ich sage ihm aber im Voraus die Haut wird ihm schauern, wenn er's hört. Ein tödtlich verwundeter Russe lag auf einem Preußen der mit dem Tode rang, und zerfleischte noch mit seinen Zähnen den Sterbenden. Zum Glück für den letztern, kam ein Preuße, der den Unglücklichen durch einen Hieb von diesem Ungeheuer errettete. Nur die Nacht machte endlich dieser mörderischen Schlacht ein Ende. Es hatten in dieser Schlacht 9,000 ihren Tod gefunden oder waren verwundet worden, und 3,000 waren in die Gefangenschaft gerathen. Der Verlust der Preußen bestand in 10,000 Mann Todter oder Verwundeter, und 1,400 Mann Gefangener. Hierauf verließ Friedrich die Russen und eilte nach Dresden um seinem Bruder dem Prinz Heinrich zu Hülfe zu kommen. Er kam auch ganz zur rechten Zeit dahin, weil die Macht der Truppen des Feindes die Daun kommandirte zu groß war. Daun aber wollte gleichwohl keine Schlacht liefern, sondern verließ seine Stellung und erst bey Hochkirchen fanden sich beyde Partheyen einander wieder. Hier war aber der Platz wo Friedrich seine Stellung nahm nicht gut gewählt, er sah es auch selbst ein, wollte aber doch

doch nicht weichen, weil er dieses für schimpflich hielt. Diese Stellung machte den Feind sicher und so brachen in der Nacht, da die Preußen in ihrem Lager schliefen, die Oesterreicher in dem ihrigen auf. Man hinterbrachte dieses dem Könige; gleichwohl aber ließ er seine Soldaten nicht aufwecken. Gegen Morgen fielen die Oesterreicher wirklich ins Preussische Lager ein; und wie es da den tapfern Preußen ergieng läßt sich leicht denken. Was das Unglück noch größer machte, war der starke Nebel der an diesem Morgen lange dauerte. Der rechte Flügel mußte sich also zurückziehen; und da auch der linke Flügel geschlagen worden war, so erfolgte ein allgemeiner Rückzug. Diese Schlacht kam Friedrichen theuer zu stehen. Er selbst und mehrere Generals waren verwundet worden, und der nahen Gefahr, gefangen genommen zu werden, ausgesetzt gewesen; mehrere Tausende von seinen Leuten hatten ihr Leben verloren; und fast seine ganze Artillerie und Bagage waren in Feindes Hände gerathen. Wer jetzt aber auch mit Daun die Geschenke die er für diesen Sieg erhielt, hätte theilen können? Die Kaiserinn von Rußland gab ihm einen goldenen Degen; der

Mas

Magistrat zu Wien ließ ihm eine Ehrensäule errichten; die Oesterreichischen Landstände verehrten ihm 300,000 Gulden; und auch der heilige Vater Pabst that seine milde Hand auf, und schickte dem rechtglaubigen Sieger einen Hut und einen Degen, und zwar einen geweihten um den bösen Ketzer den Saraus zu machen. Friedrich eilte hierauf nach Schlesien und befreiete die Festungen Neiße und Cosel; und da die Kaiserlichen überhaupt aus Sachsen vertrieben worden waren, so nahm er mit seiner Armee in Schlesien Winterquartier. Weislich waren in diesem Jahre die Franzosen mit einem Geistlichen, der nie eine Armee gesehn und vielleicht kaum Pulver gerochen, als General anstatt des unmen schlichen Gelderpressers Richelieu versorgt worden, mit dem General Clermont. Leicht wurde hierdurch und wegen des übeln Zustandes der Armee überhaupt, dem Herzog Ferdinand der Sieg gemacht. Die Franzosen liefen, wo sich dieser mit seiner Armee zeigte; und so wurde Hannover, Hessen, Niedersachsen und Westphalen von ihnen befreuet. Die Jagd die auf sie gemacht wurde, kostete ihnen 11,000 Gefangene, und Ferdinand

nand war schon im May 1758 als noch die andern Armeen in Winterquartieren lagen, mit seinem Feinde fertig geworden. So traurig es aber auch um die Franzosen stand, so lustig sah es doch in ihrem Lager aus. Alles war lustig und fröhlich, hier wurde Ball gehalten, dort gesungen, gepiffen und Schnurs ren gemacht. Ja ihr Lager sah einer kleinen Messe ähnlich. Hier fand er eine große Menge Kramläden, wo er seidene Zeuge, Essenzen, Haarbeutel, Schmirksdosen und was der Säckelchen mehr waren, kaufen konnte. Wie reichlich man sich mit dergleichen Dinge versehen kann, er daraus abnehmen, daß sich einst bey Soubise seiner Armee 12,000 Wagen befanden, die Krämern und Marketendern angehörten. Diese Umstände, und die Flucht und die Schlacht bey Rossbach, merkt er sich was ich ihm sage Herr Gevatter! machten sie den Deutschen verächtlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

878

aus

S h ü r i n g e n.

Acht und vierzigstes Stück.

1802.

Bote. BIRTH.

Herzog Ferdinand ließ es nun nicht dabey bewenden die Franzosen fortgejagt zu haben, sondern so wie seine Soldaten wieder etwas ausgeruhet, machte er Anstalten die Franzosen über den Rhein zu jagen, und in ihrem Lande selbst mit ihnen Krieg zu führen. Bey Cleve setzte er seine Armee über diesen Fluß, und in 14 Tagen lieferte er bey Cresfeld mit den Franzosen eine Schlacht in welcher sie 7,000, und die Preußen 1,500 Todte und Verwundete hatten. Nach dieser Schlacht nahmen die Preußen Ruremonde ein und schickten Streifparthien bis Brüssel. Da es mit dem geistlichen General Clermont gar nicht gehen wollte; so wurde dem Marschall von Contade das Commando übertragen. Soubise sollte nun Hessen erobern, und wirklich wurden auch die Franzosen Herren von der Weser; und Contade

Dezember 1802.

B b b

wollt

wollte den Herzog Ferdinand vom Rhein abschneiden; aber die Franzosen wurden fortgejagt, und die Deutschen giengen ohne einen Mann verloren zu haben über den Rhein, und vereinigten sich bey Emten mit 10,000 Mann Engländern, die dort frisch angekommen waren. Ferdinand suchte nun vorzüglich die Weser und Hessen zu decken. Da aber 9,000 Mann Preußen von 30,000 Mann Franzosen bey Luttenberg geschlagen wurden, und jene 1,500 verloren; so drang Soubise bis vor Hameln. Ferdinand hinderte ihn weiter vorzudringen, und die Jahreszeit nöthigte beyde Theile die Winterquartire zu beziehen. Daß er sie noch daran hinderte, war ein großes Glück. Denn hör er einmal Herr Gevatter! wie der Befehl des Französischen Kriegsministers an den Obergeneral lautete. Sie müssen, heißt es, mein Herr, ganz Westphalen in eine Wüste verwandeln und in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als den fruchtbarsten, muß alles bis auf die Wurzel aus der Erde ausgerottet werden. Dies war die Geschichte des dritten Jahres des siebenjährigen Krieges. Das 4te fieng sich mit dem Erlanger Zeitungsschreiber an, der eine Anzahl Prügel aufgezählt

gählt bekam, über deren richtigen Empfang er
 eine Quittung ausstellen mußte, weil er kein
 Allirter von Friedrich war, sondern gegen
 diesen Helden mit Schmähworten in seiner
 Zeltung zu Felde zog. Groß war dieser Sieg
 eben nicht, aber dem Herrn Erlanger war doch
 nun die Feder etwas stumpf gemacht worden.
 Ernstlicher war folgendes; Prinz Heinrich
 streifte nach Böhmen, und rückte nach Franken
 wo er die Reichstruppen auseinander sprengte.
 Ein andres Corps Preussen nahm Mecklen-
 burg unabarmherzig mit, weil sich dessen Herzog
 auf dem Reichstage zuerst gegen den König er-
 klärt; und aus Preussisch Pommern wurden
 die Schweden vertrieben. Nicht so glücklich
 gieng es gegen die Russen; Sie suchten sich
 mit den Oesterreichern zu vereinigen. Um dies
 zu verhindern wurde ein Treffen bey Kai bey
 der Oder gewagt, wo aber die Preußen der
 geringen Anzahl und des sehr üblen Terrains
 wegen verloren. Die Vereinigung erfolgte also.
 Diese Armee 80,000 Mann stark verschanzte
 sich darauf bey der Oder. Friedrich zog
 mehrere seiner Truppen an sich, eilte dahin,
 und setzte mit einer Armee von 40,000 über
 den Oderfluß. Hier fiel die unglückliche

Bbb 2 Schlacht

Schlacht bey Cunnersdorf vor, in welcher er selbst der Gefahr ausgesetzt gewesen war, gefangen genommen zu werden, wenn ihm nicht ein Rittmeister von Brittwitz durch seine außerordentliche Tapferkeit von der Gefangenschaft befreyet hätte, die ihn ganz niedergeschlagen und verzweiflungsvoll machte. 8,000 Mann waren in dieser schrecklichen Schlacht geblieben, 15,000 Mann verwundet worden; und fast alle Generals und Officiere von Bedeutung waren verwundet. Am Abend der Schlacht konnte er nur noch 5,000 Mann zusammenbringen. Die Preussen hatten aber auch nicht die Hände in die Taschen gesteckt; denn die Russen hatten 24,000. Todte und Verwundete. Auf einen so unglücklichen Tag erfolgte für Friedrich ein sehr schlechtes Nachtlager. Friedrich, der Einzige, mußte mit seinen Adjutanten in einer zerstörten Bauernhütte auf Stroh schlafen; oder doch wenigstens ruhen, wenn er nicht schlafen konnte. Den Tag darauf gieng er über die Oder, sammelte die Flüchtlinge, ließ 5,000 Mann aus Pommern kommen, Geschütz herbeychaffen und stand in einigen Tagen wieder mit 28,000 Mann im Felde. Ehe ich aber weiter erzähle, muß ich doch

erst noch etwas von einem Major von Kleist erzählen, der an den Wunden die er in dieser schrecklichen Schlacht erhalten hatte, starb. Er hatte mit seinen Leuten drey Batterien erobert und wurde an der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen mit der linken Hand halten mußte. Da er den Anführer seines Bataillons nicht mehr erblickte, führte er dieses unter beständigen Kanoniren gegen die vierte Batterie an. Er wurde in den linken Arm geschossen und mußte den Degen wieder in die verwundete rechte Hand nehmen. Nahe an der Batterie zerschmetterte ihm eine Kartetschenkugel das rechte Bein. Er fiel vom Pferde und rief seinen Leuten zu; Kinder verlaßt euren König nicht! Der unglückliche Mann konnte weil der Feind herandrang nicht einmal verbunden und in Sicherheit gebracht werden. Vielleicht wäre es aber doch noch gut gewesen wenn er an dem Platz wo er einmahl lag wäre liegen geblieben; aber auch dieses Glück wurde ihm nicht einmal zu Theil. Die wilden Kosaken zogen ihn nackt aus und warfen ihn nackt und bloß in einen Sumpf. Ein Paar mitleidige Russen die ihn hier sahen, nahmen ihn heraus, legten ihn ans Wachfeuer

er auf Stroh, deckten ihn zu und gaben ihm Brod und Wasser. Wie ihn diese Menschensfreunde verlassen, fanden sich wieder Kosaken ein, die ihn wieder nahmen was er hatte. Hierauf ließen ihn Rußische Officiere nach Frankfurt bringen, wo er nach elf Tagen starb. Das war ein trauriges Schicksal für einen so tapfern Mann, und wäre gewiß noch trauriger für ihn gewesen, wenn er sich nicht mit dem, was er andern lehrte geübt hätte:

Den, der fürs Vaterland den Tod nicht scheut,
 Erwartet dort sein Himmel,
 Hier sein Ruhm.

W. Klingt das doch beynah wie Verse?

B. Kleist war auch ein Dichter; ich wüßte dieß aber auch nicht, wenn es mir nicht unser Herr Pfarrer gesagt hätte. Der erzählte mir einmahl von den Herrn Major Kleist, daß er Gedichte gemacht, woben, wenn man sich im Winter hinter den Ofen setzte und sie läse, es einem wäre, als ob man in einer grünen Hütte im Garten säße, die Blumen blühen sähe, die Lerche, die Nachtigal und andere Vögel singen höre; und als ob einem der Ribiß um dem Kopfe herum
 schwärmte

schwärmte und schrie; laß mir meine Eyer!
Das Buch worinn dieß alles so schön erz-
ählt wird, heißt der Frühling; und bey dies-
ser Gelegenheit, sagte mir auch der Herr
Pfarrer jenes Verschen.

Während nun Friedrich mit den Russen
beschäftiget war, waren die Desterreicher und
Reichstruppen in Sachsen eingerückt, und
hatten mehrere Sächsische Städte, Leipzig,
Torgau, Wittenberg, u. s. w. in Besitz ge-
nommen. Auch Dresden mußten ihnen die
Preußen räumen. Prinz Heinrich war un-
terdessen nach Sachsen gegangen; und auch
der König kam dahin, und suchte Daun nach
Böhmen zurückzudrängen; was aber nicht
gelang. Auch den Schweden kam nach der
Schlacht bey Cunnersdorf die Lust an, sich
wieder zu zeigen, sie wurden aber zurückgetries-
ben. Die Franzosen behaupteten sich in
Frankfurt am Main, daß sie im Winter
1759 in Besitz genommen, und Ferdinand
nahm die Winterquartiere in Cassel und
Westphalen. Dieß war die Geschichte des
vierten Jahres des siebenjährigen Krieges.
Im Jahr 1760 als dem fünften dieses Kries-
ges, wurde Dresden belagert. Sechs Kir-
chen

den und 416 größtentheils hohe Häuser, Palläste und öffentliche Gebäude wurden in Asche verwandelt und 115 waren beschädigt. Eine Menge Einwohner waren getödtet, verwundet oder Bettelarm; und mehrere Reiche die zuvor ihre Bedienten gehabt, mußten jetzt selbst Bedienten machen.

W. Da verlaß sich der Mensch auf seinen Reichthum!

B. Und doch bekam Friedrich Dresden nicht, das er in einen so kläglichen Zustand versetzt hatte; sondern mußte von der Belagerung abstehen, weil es ihm an Munition und Lebensmitteln fehlte. Auch kam noch die Nachricht von der Eroberung Glas hinzu, was seine Gegenwart in Schlesien nothwendig machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Zhüringen.

Neun und vierzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

B. Auf die Nachricht von der Eroberung
Glab durch die Oesterreicher, eilte Friedrich
nach Schlessien, und traf in fünf Tagen das
selbst ein. Was man auf feindlicher Seite
zu verhindern suchte, war die Verbindung
des Königs mit seinem Bruder dem Prinz
Heinrich. Man wollte zu dem Ende Friede-
richen wie bey Hochkirchen überrumpeln, aber
vor dießmahl kam er der List seiner Feinde
zuvor. So früh auch Laudon aufbrach, so
fand er doch den König auf den Anhöhen
bey Liegnitz schon in Schlachtordnung. Es
kam zur Schlacht, die Oesterreicher verloren,
und büßten 10,000 Mann ein. Auch mußten
die Russen die Hoffnung aufgeben Colberg zu
erobern und bey Pasewalk wurden 300
Schweden niedergehauen, und 6000 gefangen
genommen. Der Winter war vor der Thür

Dezemb. 1802.

Ecc

und

und weil sich Friedrichs Feinde schämten in diesem Jahre so wenig gethan zu haben, so wurde beschlossen noch etwas nachtheiliges für Friedrich zu unternehmen. 20,000 Russen und 15,000 Oesterreicher mußten ins Brandenburgische einrücken und ein Theil Berlin besetzen. Indessen wurde doch den Feinden die Hoffnung vereitelt hier Winterquartier zu halten, indem mit einemmal Friedrich erschien. Die Russen verließen eiligst Berlin, verheerten aber bey ihrem Rückzuge wie gewöhnlich. Das Wichtigste was übrigens noch in diesem Jahre vorfiel war die unvergeßliche Schlacht bey Torgau die hier Friedrich mit den Oesterreichern lieferte. So ungewiß es auch anfänglich war, wer gesiegt, weil diese Schlacht im November vorfiel und bis halb 10 Uhr Abends dauerte; so kam doch endlich der lang gewünschte Morgen, und es zeigte sich, daß Friedrich gesiegt hatte; und zwar durch den General Zieten. Von dieser so merkwürdigen Schlacht will ich ihm Herr Bevatter! nur noch einiges erzählen. Einem alten Preussischen General der Hülsen hieß, waren in dieser

Schlacht

Schlacht alle Pferde todt geschossen und er selbst verwundet worden, um aber doch noch kopfer zu fechten, setzte er sich auf eine Kanone, und ließ sich darauf ins feindliche Feuer ziehen. Bey dieser Schlacht hatten sich mehrere ungewöhnliche Dinge ereignet. Ein Kaiserlicher General glaubte in der Dunkelheit Desterreicher zu kommandiren, und kommandirte Preußen, die ihn an seiner Aussprache erkannten und gefangen nahmen. Eben so gieng es Preussischen Officieren. Nicht weniger sonderbar war auch das Schauspiel, Preußen und Desterreicher neben einander sitzen, sich bey einem Feuer erwärmen zu sehen, und zu hören, wie sie mit einander eins wurden, daß sich ein jeder der Parthie als Gefangener ergeben wolle, die gesiegt hätte. Auch Friedrich war in dieser Schlacht verwundet worden, und weil Elsnitz ganz mit Verwundeten angefüllt war, so mußte sich der König in der Elsnitzer Kirche verblinden lassen. Auch war es in dieser Kirche, wo der verwundete König, auf den Stufen des Altars saß, und bey einem schwachen Lichte Depeschen ausfertigte. In dieser Schlacht hatten die Desterreicher

Ecc 2

12,000

12,000 Todte und Vermundete, und 8000 waren gefangen genommen worden. Die Preußen zählten auf ihrer Seite 10,000 Todte und Vermundete und 4,000 Gefangene. So blutig endigte sich das fünfte Jahr des siebenjährigen Krieges. Das Unangenehmste was noch gegen das Ende desselben Friedrichen begegnete, war der Todt des Königs von England, weil sein Nachfolger Frieden wünschte und Friedrichen keine Subsidiengelder mehr gab. Im Jahre 1761 als dem sechsten Jahre des siebenjährigen Krieges, stand es mißlich um Friedrichen. Die Desterreicher hatten Schweidnitz erobert und in Schlesien, so wie die Russen durch die Eroberung Colberg's in Pommern, festen Fuß gefaßt. Aus Friedrichs eigenen Ländern giengen die Einkünfte immer schwächer ein; die Sächsischen Hülfquellen vertrockneten auch immer mehr; auch die Englischen Gelder blieben aus; ein Theil von Sachsen war in feindlichen Händen; und alle feindliche Heere befanden sich in dem besten Zustande. Wem hätte da nicht an Friedrichs Stelle der Muth entfallen sollen? Er entfiel ihm auch; man sah ihn gar nicht so heiter wie gewöhnlich. Aber hier

konns

konnte man mit Recht sagen, wann die Noth
 am größten, ist die Hülfe am nächsten; es
 ereignete sich nehmlich mit einemahl etwas,
 das nicht erwünschter hätte seyn können als
 es für Friedrichen war. Einer seiner erklär-
 ten Feindin der Kaiserin von Rußland drückte
 der Tod 1762 als im siebenten Jahre
 des siebenjährigen Krieges sanft die Augen
 zu, und ihr Nachfolger Peter der 3te war
 Friedrichs größter Verehrer. Er trat mit Fried-
 richen in Verbindung, und jetzt glaubten nun
 auch die Schweden daß es Zeit für sie seyn
 möchte mit Preußen Frieden zu machen. Bitter,
 gallenbitter war die Antwort die den
 Schweden Friedrich gab, als sie darauf
 antragen Frieden mit ihm zu machen. Lächelnd
 sagte er; ich weiß von keinem Kriege
 mit Schweden. Ich habe zwar von Hän-
 deln gehört, die Billinig (der Preussische Ge-
 neral der gewöhnlich mit den Schweden zu
 thun gehabt hatte) mit ihnen habe, aber
 dieser General wird sich wohl wieder ver-
 gleichen. Seit der Verbindung Rußlands
 mit Friedrichen, sah man Friedrichen wieder
 heiter, hörte ihn scherzen, und auch wieder
 ein Stückchen auf seinem Leibinstrumente der

Feld;

Flöte blasen, was man eine ziemliche Zeit nicht gehört hatte. So erfreulich aber auch Friedrich diese Verbindung war, so dauerte sie doch nicht lange. Im Jahr 1762 war Peter der 3te Kaiser geworden und im Monat Julii wurde er des Thrones verlustig erklärt, gefangen gesetzt und hörte auf zu leben. Doch machte die Eroberung von Schweidnitz dem Schlesiſchen Krieg ein Ende; und Prinz Heinrich gewann bey Friedberg die letzte Schlacht in Sachsen. Es wurde Friede, und alles freuete sich darüber. Der merkwürdige Ort wo dieser Friede den 15ten Februar 1763 geschlossen wurde hieß Hurbertsburg, ein Schloß in Sachsen. Die Eroberung Schlesiens hatte Friedrich 125 Millionen Thaler, Frankreich 677 Millionen Livres, Sachsen 70 Millionen Thaler, Oesterreich 100 Millionen, und mehreren Millionen Menschen das Leben gekostet, das Elend alle nicht mit gerechnet das so viele friedliche Bürger und Bauern während der Dauer dieses Krieges erfahren hatten.

W. Gott segne den 15 Februar 1763!
Hat er mich aber doch Herr Gebatter in ewiger Zeit nicht zu Worte kommen lassen.

B.

B. Er darf auch nicht zu Worte kommen, wenn ich mit der Geschichte der Deutschen fertig werden soll, mit der ich fertig werden muß, da er weiß daß ich vor allem Ruckuf abgesetzt bin. Ich konnte ihm aber auch nicht zu Worte kommen lassen; da ich ein Mensch bin der gar nicht für die jetzigen Menschen paßt. Andere verthun nach der jetzigen Sitte immer alles in einem Tage, so daß sie in der Folge nichts haben; und ich habe noch einen solchen Reichthum für die wenigen Wochen im Jahre übrig, daß ich gar nicht weiß was ich damit anfangen soll. Doch bin ich vor dießmahl etwas ungeizig gewesen, wenn ich auch nicht sagen will daß ich einen Bock gemacht, und nicht genug berechnet, was ich noch alles zu erzählen, und wie wenig noch Zeit dazu da ist. Sey er also so gut Herr Gebatter verstopfe er sich den Mund, und laß er mich noch recht satt plappern. Doch damit er das Gewäsche nicht bald satt kriegt, so will ich ihm, was ich ihm noch zu erzählen habe, so erzählen, daß es klingt, als ob er eine Zeitung vorlesen höre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der

Der Herausgeber vieler nützlichen Volkschriften, Herr Candidat Steinbeck in Langeberg bey Gera, kündigt wieder zum Besten des Deutschen Volks, eine Schrift an, die, mit dem Anfange des künftigen Jahres, unter dem Titel: Pastor Gutschmanns Unterhaltungen mit den vornehmsten seiner Gemeinde, und seinen Freunden aus der Stadt, in der Hallerschen Buchhandlung zu Gera, erscheinen wird. Zu Anfange des Janners erscheint ein Heft von 6 Bogen in farbigem Umichlage. Sechs solche Hefte machen einen Band aus, und kosten achts zehn gute Groschen. Wer diese Schrift mit lesen will, muß sich dazu vor Ende des Decembers melden, und sich verbindlich machen: daß er 2 Bände nehmen will. Wer fünf Exemplare nimmt, erhält das sechste frey. Diejenigen, die Schnepfenthal näher wohnen als Gera, können die Vorausbezahlung einschicken an die Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Im November haben sich zu Salzmanns erstem Unterrichte in der Sittenlehre gemeldet:

Der Durchlauchtigste Prinz Friedrich Josias in Coburg 1 Exempl.

Herr Hauptmann Kästner in Waltershausen 1 Ex.

— Candidat Rudolph in Erfurt 1 Exempl.

— Wempel in Arnstadt 1 Ex.

— Benedict Flor in Hamburg 6 Ex.

Kreyherr von Knyphausen in Norden 1 Ex.

Herr J. G. Bälke in Hamburg 6 Exempl.

Der Bote
aus
Thüringen.

Funfzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Wirth.

B. Ich fange also heute mit meinen versprochenen Zeitungs ähnlichen Nachrichten an.

Den 30. December 1777 starb der Churfürst von Bayern Maximilian ohne Nachfolger. Sein Todt verursachte einen Erbfolge Krieg. Den Rechten nach war der Churfürst von der Pfalz Erbe. Wer aber auch etwas von dieser fetten Erbschaft verlangte war die Schwester des verstorbenen Churfürsten, die Churfürstin von Sachsen. Außer ihr fanden sich zugleich noch mehrere die ein Portionchen davon haben wollten; z. E. Mecklenburg und der Kaiser. Der Churfürst von der Pfalz nahm hierauf bald Besitz vom Lande; der Kaiser aber auch von einem Theil desselben. Chursachsen wurde mit seiner Forderung abgewiesen und Preußen fieng an sich auch mit in die Sache zu mischen. Oesterreich und Preußen geriehen

Dezember 1802.

DDD

Hiers

Hierauf in einen Briefwechsel miteinander, wurden gegen einander erbittert, und griffen endlich zu den Waffen. Friedrich brach in Schlesien auf und rückte in Böhmen ein; und die Oesterreicher streiften nach Sachsen. Endlich trat auch die Kaiserin von Rußland als Allirte mit Preußen auf, und erklärte gegen Oesterreich daß sie Preußens Erklärung für gerecht erkenne, erbot sich zu einer Vermittelung, drohte aber auch zugleich, daß sie eine Armee marschiren lassen würde, wenn sie eine abschlägliche Antwort erhielt. Hierauf wurde der Friede zu Teschen den 13. April 1779. unterzeichnet. Der Churfürst von Pfalz behielt die ganze Bayrische Erbschaft, bis auf den zwischen der Donau, dem Inn und der Salze gelegenen Theil von Bayern, welcher an Oesterreich abgetreten wurde. Sachsen mußte seinen übrigen Ansprüchen entsagen, wofür es 6 Millionen Gulden in 12 Jahren zahlbar erhielt; und Preußen wurde Anspach und Bayreuth zugesichert, in dem Fall wenn der Markgraf mit Tode abgehen sollte.

Den 29. November stirbt die in vieler Hinsicht große und außerordentliche Frau, Die Kaiserin Maria Theresia. Unternehmend,
muths

muthvoll und unerschrocken in Gefahren,
 führte sie glücklich und unverzagt die Regie-
 rung selbst in den Stürmen zweyer blutiger
 Kriege, deren jeder sieben Jahre dauerte.
 Sie erweiterte die Grenzen ihres Reiches
 nach mehreren Seiten hin, hatte einen schar-
 fen, allumfassenden Blick, der bis in die ents-
 ferntesten Theile ihrer weitläuftigen Länder
 Drang und der nichts unbemerkt und unbes-
 trachtet ließ. Wieviel sie für das innere
 Wohl, die Sicherheit und Cultur ihrer Län-
 der gewirkt hat, davon mag folgendes zum
 Beweise dienen. Sie verminderte die Frohn-
 Dienste in Böhmen und Oesterreich; hob Tor-
 tur, Hexen, Prozesse, und Inquisition auf;
 unterstützte den Ackerbau, die Schafzucht,
 die Seidenpflege, die Bienenzucht, den
 Bergbau; setzte viele Tausende Colonisten in
 Bannat und in Gallizien an; und begünstig-
 te, zur Vermehrung der Bevölkerung, die
 Ehen der Soldaten. Sie ließ Kanäle gras-
 ben, Straßen anlegen, Flüsse schiffbar ma-
 chen, errichtete Fabriken, Jahrmärkte, eine
 Börse und Stutereyen; verbesserte das
 Münzwesen; schränkte den Aufwand, besons-
 ders bey der Trauer, und das Spiel ein,

setzte die Todesstrafe auf den Zweykampf, beförderte die Pocken-, Impfung, baute mehrere Städte und Festungen und legte Dörfer zu hunderten an. Unter ihr wurden Lehr- und Erziehungsanstalten für Soldatenkinder, für Waisen, für bürgerliche und adliche Mädchen, Ritter-, Militair- und Künstlerakademien errichtet und die gelehrte Schulen und Universitäten verbessert. Sie arbeitete mit Ernst daran, sowohl gebildete als sittlichere Menschen zu schaffen, und wachte vorzüglich über Keuschheit und Reinheit der Sitten. Patrioten, Helden, Staatsmänner und Gelehrte wurden von ihr belohnt und durch Denkmähler verehrt. So eine große unvergessliche Frau, die ihrem Glauben ganz ergeben war, war Maria Theresia die die Erde verlor. Ihr großer Nachfolger war ihr Sohn Joseph der Zweyte.

Im Jahr 1782. kömmt der heilige Vater Pabst Pius der Sechste nach Wien. Er hatte von einer Menge Veranstaltungen gehört die Joseph der Zweyte in Ansehung des Religionswesens gemacht hatte; diesen wollte er durch seine Gegenwart Einhalt thun. Alle Herrn mit und ohne Perücken, Damen und
Weis

Weiber, alt und jung, sieht man sich bücken wenn er den Segen ertheilt, nur den nicht, der sich vorzüglich bücken sollte, nur Kaiser Josephen nicht. Das von ihm angefangene gute Werk, geht unaufhaltsam seinen Weg fort.

1785. den 23. Julit bringt Friedrich in Berlin einen Fürstenbund zwischen Brandenburg, Sachsen, Hannover, Braunschweig, und Hessen: Cassel, dem auch bald Schweden, Mainz, Trier und mehrere Deutsche Fürsten beitreten, zu Stande. Es wurde dadurch verhindert daß die Umtauschung Bayerns für die österreichischen Niederlande nicht ins Werk gesetzt wurde, und um es zu verhindern wurde der Fürstenbund errichtet, weil man von Oesterreich zu viel zu befürchten, wenn alle seine Länder sich an einander angeschlossen. Daß man sich nicht weiter mit den Umtausch dieser Länder beschäftige; dafür haben die Bürger Franzosen gesorgt, die die Niederlande zu sich genommen haben.

Im 75. Jahre seines Lebens, und im 46 seiner Regierung, geht Friedrich der Zweyte, der Held, der Weise, den die dankbare Welt den Einzigen nennt, weil nicht leicht je ein größerer Mann ein Reich regierte als er, den

17. August 1786 aus dieser Welt. Was er für ein Held war, das haben die Kriege unwiderleglich gelehrt die er geführt hat. So wie aber der Friede 1763. hergestellt war, zeigte er sich auch als Vater seines Volkes. Seit dieser Zeit wurden von ihm 200 Millionen, schreibe zweihundert Millionen auf Verbesserungen, Belohnungen und Gnadengeschenke verwendet. 600 Dörfer errichtet, wüste Plätze und Moore urbar gemacht, eine Menge Manufacturen angelegt und die Ausfuhr beträchtlich vermehrt. Die Bevölkerung stieg seit seiner Regierung um ein Drittel. Seine Länder erhielten einen Zuwachs von Schlesien, Glatz, Westpreußen, und Ostfriesland. Er beförderte den Ackerbau durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Erleichterung der Frohnen, und durch Beförderung der Vertheilung der Gemeingüter; beförderte den Futterkräuter- und Maulbeerbau und die Zucht der Seidenwürmer nebst der Verarbeitung der Seide; legte in allen Provinzen Getreidemagazine an; suchte alle Arten von Gewerben und Künsten einheimisch zu machen, um fremde Producte entbehren zu können. Strenge Gerechtigkeitspflege

pflege bezeichnete seine Regierung, so wie seine
 Liebe zur Gerechtigkeit das neue Gesetzbuch
 das er ausarbeiten ließ. Das Schulwesen
 begünstigt er und suchte vorzüglich die ge-
 lehrte Schulen zu verbessern. Die Verbrei-
 tung der schönen Künste und der Gelehrsam-
 keit lag ihm am Herzen. So sehr er seine
 eigene Meinung in Glaubenssachen hatte;
 so ließ er doch jedermann seinen Glauben
 und verabscheute Gewissenszwang. Er war
 im strengsten Sinne Alleinherrscher, doch ver-
 schmähte er als Regent den Rath einsichts-
 voller Männer nicht. Auch war er berühm-
 ter Schriftsteller, nur mußte was er schrieb
 Französisch seyn, weil er der deutschen Spra-
 che ungünstig war. Wer mit ihm umgehen
 wollte, der mußte Geist, Scharfsinn und
 Wiß besitzen, außerdem mochte er sich ja
 entfernt von ihm halten. Dieser Einzige
 stieg endlich herab zu den Helden der Vors-
 zeit, so wie ein Mensch am Abend nach vols-
 lendeter Arbeit seine müden Glieder dem
 Schlafe überläßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

In der Gerhard Fleischerschen Buchhandlung zu Leipzig sind folgende empfehlungswerthe Schriften erschienen.

Erstes Bilder- und Lehrbuch zur zweckmäßigen Beschäftigung des Verstandes zunächst für Kinder, welche noch nicht lesen können, von J. A. Löhre mit Kupfern.

Der wohlerfahrene Baum- und Ruchengärtner, von Carl Friedrich Schmidt.

Taschenbuch der Reisen von E. A. W. von Zimmermann mit 11 Kupfern und einer Karte.

Leben und Schicksale des Pater Guido Schulz mit einem Titelkupfer.

Sonntagsbuch 2ter Theil von E. F. Sintenis.

Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres von Dr. J. S. Rosenmüller 2tes Vierteljahr.

Christliche Schul- und Volksbibel von G. Ch. Conrath 2weyter und letzter Theil.

Die Natur und die Menschen für Leser aus allen Ständen, für die Jugend und ihre Freunde insonderheit, von J. A. C. Löhre 1r Band.

Ueber die Taufe eine freymüthige Untersuchung.

Der Roderich unter seinen Kindern, von E. F. Sintenis. Neue ganz umgearbeitete Auflage.

Mit diesem Stücke wird die Karte von Australien ausgegeben, wovon die Beschreibung nächstens folgen soll. Da diese Karte in jedes Exemplar dieses Blattes sorgfältigst eingelegt worden ist, so kann keine als Defect nachgeliefert werden. Wer sie besonders verlangt, bezahlet dafür 1 Gr. 6 Pf.

Der Bote
aus
S h ü r i n g e n.

Ein und funfzigstes Stück.

1 8 0 2.

Bote. Birtk.

Der Nachfolger Friedrich des Einzigen war Friedrich Wilhelm der Zweyte. Er machte durch seine Heere den Unruhen die in den Niederlanden entstanden waren ein Ende und setzte den Erbstatthalter wieder in seine Rechte ein. Auch brachen in diesem Jahre Unruhen in den Oesterreichischen Niederlanden aus, die aber dießmahl durch die Nachgiebigkeit Kaiser Josephs gestillt wurden.

1788. nahm Kaiser Joseph an dem Kriege den die Russen mit den Türken führten Antheil.

1792. kommt erst wieder der Friede zu Stande.

1789. brachen in dem Stifte Lüttich Unruhen aus. Schon in ältern Zeiten war dieses Stift mit seinen Bischöfen der beyderseitigen Rechte wegen im Streite gewesen. Worüber jetzt die Unruhen ausbrachen, war die Frage;

Dezember 1802.

E e e

ob

ob der Bischof in Polizensachen allein zu be-
 fehlen habe oder nicht? Nun brach die frans-
 zösische Revolution aus, und das Volk bestand
 dreister darauf, daß der Bischof darinne nicht
 allein zu befehlen habe. Bürger und Bauern
 bewaffneten sich, setzten den bisherigen Bür-
 germeister ab, und nöthigten den Bischoff eine
 neue Constitution zu unterschreiben. Der Bis-
 schoff entwich darauf, und das Reichskammer-
 gericht war für seine Behauptung. Als sich
 hierauf das ganze Land mit der Stadt verband,
 wurden die Kreisausschreibenden Fürsten zur
 Vollstreckung des Ausspruches des Reichskams-
 mergerichtes aufgefordert. Preußen besetzte
 Lüttich und suchte eine billige Ausgleichung
 zwischen Bischof und Volk zu bewirken. Da
 aber jene nicht nachgeben wollten, so zogen
 sich die Preußen zurück, und es stellten sich
 andere Executions-Truppen; denen sich die
 aber die muthigen Lütticher mit Muth wis-
 dersetzten. Diese Unruhen nahmen nicht eher
 ein Ende als bis 1791 die Desterreicher eins-
 rückten, und den Bischof wieder einsetzten.
 Mit dergleichen Executionen hat nun Deutsch-
 land in Lüttich auch nichts mehr zu thun,
 da es zu der französischen Republick gehört.

Glück

Glück, Heil und Segen schien der Frühling 1798 einem Volke zu verkündigen, und bald verwandelte sich diese schöne Hoffnung in schreckliche fürchterliche Stürme bey denen der bessere Theil der Menschen zu zagen anfieng. Nicht leicht bestieg ein König mit besessern Herzen den Thron als Ludwig der 16te König von Frankreich, aber auch schwerlich einer unter mislichern Umständen. Der Bürger wollte Edelmann seyn, oder vielmehr vom Edelmann gar nichts mehr hören. Man war mit der ganzen Verfassung des Reiches, und besonders mit der Verwaltung der öffentlichen Gelder und Auflagen unzufrieden. Auch war die erstere äußerst gewissenlos betrieben worden, und die letztern waren unerträglich. Ludwig der 16te trat mit dem festen Vorsatz die Regierung an, keine neuen Auflagen zu machen und seinen Unterthanen alle nur mögliche Erleichterung zu verschaffen. Schon war aber bey dem Antritt seiner Regierung das Uebel zu groß, als daß ihm hätte abgeholfen werden können. Die Last der Schulden und der nothwendige Aufwand war zu groß, als daß durch gewöhnliche Mittel hätte Hülfe geschafft werden können. Der König sahe da

her daß entweder ein Staatsbankerott erfolgen,
oder daß er noch einmal neue Auflagen ma-
chen und dann die Verbesserung des Staats
vornehmen müsse. Ohne es also ändern zu
können, vermehrte er den Unwillen des Vol-
kes und verstärkte selbst den Wunsch nach ei-
ner Staatsveränderung. In dieser Lage bes-
fand sich Frankreich als Ludwig der 16te den 5.
May 1789 die Reichsstände zusammen berief.
Der erste Beschluß war daß ein Ausschuß zur
Errichtung einer neuen Staatsverfassung fest-
gesetzt werden sollte. Unterdessen äußerten sich
heftige Unruhen in Paris, wozu noch kam
der Widerstand der Nationalversammlung;
der König ließ also 20,000 Truppen zwischen
Paris und Versailles zusammen ziehen; das
hieß aber Del ins Feuer gießen; denn hierüber
entstand Mißtrauen zwischen dem Könige und
dem Volke, und es kam zu einem völligen
Aufruhr. Am ärgsten war dieser Tumult vom
13. bis zum 14 Julius, an diesem auf lange
Zeit merkwürdigen Tag wurde die Bastille ero-
bert und die eigentliche Revolution nahm ih-
ren Anfang. So weit ist das was in Frank-
reich vorgieng, der Folge wegen die es für
Deutschland hatte, zu wissen nothwendig.

Im

Im Jahre 1790 den 20. Februar stirbt Kaiser Joseph der Zweyte im 49. Jahre seines Alters. Was er als Regent auszuführen gedachte, und auch zum Theil wirklich auszuführen angefangen hatte, ersieht man am besten aus seinen eigenen Worten. Die Stadt Ofen bath ihm eine Bildsäule errichten zu dürfen, die Antwort die er gab, war folgende:
„Wenn die Vorurtheile werden ausgerottet und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beygebracht seyn; wenn jedermann in einem gleichen Maasse das Seinige zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in Belehrung der Geistlichkeit, und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, durch vermehrte Population und durch verbesserten Ackerbau, wenn Erkenntniß des wahren Interesses des Herren gegen seine Unterthanen und diese gegen ihren Herrn; wenn Industrie Manufakturen und deren Vertrieb und Circulationen aller Producte in der ganzen Monarchie werden eingeführt seyn; alsdann verdiene ich
eine

eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch die Besetzung der Landessstellen dahin einen höhern Zins ihrer Häuser erhält; das war das Ziel das Joseph zu erreichen strebte, das ihn aber der Tod zu erreichen hinderte. Sein Nachfolger war sein Bruder Leopold der 2te. Schon als Großherzog von Toskana hatte er bewiesen, was für ein vortreflicher und seinen Bruder Joseph in Regierung ähnlicher Regent er war. Am Schlusse seiner 28jährigen Regierung als Großherzog legte er öffentlich in einer Schrift von seiner Haushaltung Rechnung ab. Er sagt darinne: das einzige wirksame Mittel, das gewiß güldne Wort, das Vertrauen des Volks zu welcher Regierungsform es auch sey, zu erhalten und zu befestigen, wäre: jeden Einzelnen in den Stand zu setzen, sich von den Ursachen der Verfügungen unterrichten zu können, um mit möglichster Klugheit und ohne allen Rückhalt von der Verwendung der Abgaben öffentlich Rechenschaft abzulegen." Für Oesterreich konnte er nicht so wohlthätig werden, wie für Toskana, weil er nur zwey Jahre Kaiser war, indem ihn schon der Todt den 1. März 1792. überreilte. Ihm folgte sein Sohn Franz der Zweyte

Zwente. Nicht lange nach seiner Regierung, nemlich den 20. April kündigte Frankreich Oesterreich den Krieg an. Hierauf rückte den 19. August der Herzog von Braunschweig in Frankreich ein, und den 6. September wurden von den Franzosen die Niederlande erobert, und so geht es nun bis zu Ende des Jahrhunderts mit Eroberungen auf Seiten der Franzosen fort, nur mit dem Unterschiede daß manchemahl wieder etwas erobert wird; am Ende aber bleibt der Rhein immer die Gränze von der Französischen Republik und von Deutschland.

Zu guter letzt Herr Gebatter! will ich ihm noch einen Spiegel zum Andenken hinterlassen. In diesem, wenn er hinein guckt, sieht er zwar nicht die einzelnen Männer des vorigen Jahrhunderts, die auch ohne Kaiser und Könige gewesen zu seyn, dennoch große, edle, liebenswürdige Männer waren, die ihrer Nation Ehre machten; nicht einen liebenswürdigen Gellert; nicht einen Fürstbischof von Bamberg der ein ächter Bischof war; nicht einen Graf Bernstorff den großen Bauern Freund; nicht den edlen Arzt Werlhoff, für dessen längeres Leben selbst die Juden in ihrer Synagoge betheten; nicht einen Sendling wie er schon im zwölften Jahre seines Alters zwischen den Flügeln einer Windmühle, die der Wind schnell bewegte zu Pferde durchjagte, um sich zu dem großen General der Reiteren, der er wurde, vorzubereiten; nicht die ächten Religionslehrer Less und Zollikofer; keinen von allen diesen, und von den übrigen sehr
 vier

vielen merkwürdigen Männern, sondern
 den Deutschen überhaupt. Hier hat er
 ihn den Spiegel, nehm er ihn aber ja gut
 in acht; denn er ist schon etwas alt. In
 Europa, sagt dieser Spiegel, lebt ein gros
 ses Volk, welches sich durch Fleiß und Arbeit
 vor allen andern unterscheidet, gute Köpfe
 in nicht kleinerer Anzahl als irgend eine Nation
 besitzt, der Wollüste wenig achtet, und unter
 den tapfersten das tapferste ist. Dieses Volk
 verachtet sich selbst, es haßt sich; kauft, lobt
 und ahmet nur das Fremde nach. Es glaubt
 sich weder wohl zu kleiden, noch etwas niede
 liches essen, noch etwas köstliches trinken,
 noch bequem wohnen zu können, wenn es
 nicht seine Kleider, Weine, Röche, Schneis
 der, Tücher, Baumelster aus andern und
 wohl gar aus feindlichen Ländern kommen
 läßt. So sieht der Deutsche in diesem Spie
 gel aus. Wenn er bey dem Worte Wollust
 nicht recht zu sehen glaubt, so denke er hinzu
 weiland; will ihn der Französische Krieg bey
 dem Worte Tapferkeit irre machen, so erin
 nere er sich des letzten siebenjährigen; guckt
 er sich endlich nach der alten Deutschen Ehr
 lichkeit um und findet sie nicht, so denke er
 darüber nach warum wohl der böse Spiegel
 davon schweigt; und besitzt er sie, so trete er
 groß und breit vor dem Spiegel hin, und
 beschäme ihn. Und damit Gott befohlen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und funfzigstes Stück.

1802.

Register.

A.

Seite

Adamsberg wo noch des Stammvaters leibliche Fußtritte zu sehen seyn sollen	22
Anblick eines Französischen Lagers	376
Andenken das der Bote dem Gevatter Wirth mit einem alten Spiegel macht	407
Arabien	22
Asiatisches Rußland	33
Astrachan	36

B.

Batavia auf der Insel Java	78
Bayerischer Erbfolge, Krieg	393
Bittere Antwort welche Friedrich den Schweden giebt	389
Bote erzählt seinen Abschied	389
Bruder Deutscher! laß mir den Franzo sen	463

Dezember 1802.

Eff

C.

	Seite
E.	
Calmuken ein liebes Völkchen	353
Cansteinische Bibel	258
Eylon wo der schöne Zimmet wächst	83
China ein gewaltiges Reich	46
Cypern	31
D.	
Das ist für Strigau!	342
Dann wird von allen Seiten her beschenkt	374
Das Land wo es heißt; friß die Läuse oder sie fressen dich	40
Der Churfürst von Mainz ein guter Fürst	7
Drei Thaler bekommt im Erfurtischen wer Obstbäume pflanzt	10
Deutschland erholt sich wieder	92
Dogenhard der hessische Dragoner verschafft vielen Menschen Unterhalt	123
E.	
Eine Mauer trotz einer Mauer	51
Ein Deutscher lehrt Europa Porcellan machen	270
Einführung des Postwesens in Deutschland.	
	Eli

Einige Tropfen Wasser und ein Paar
Handschuhe befördern einen Frieden 187

F.

Folgen des Nordischen Krieges 198
Frankreich im Jahre 1798 403

— kündigt Oesterreich den Krieg an 407

Franke fängt mit fünf Thalern an das
große Waisenhaus in Halle zu bauen 246

Franzosen werden in Gotha zu Gaste ges
beten und müssen den guten Bissen

stehen lassen 355

Friedenstractat der dem Spanischen Erbs
chaftsstreit ein Ende macht 195

Friedrich der Einzige verläßt die Welt 397

Freiheit eines freyen Franzosen 5

Fürstenbund in Berlin 397

G.

Georgien 32

Gewürzinseln 73

Große Französische Heldenthät 368

H.

Hasentreiben in Edmmerda hat ein Ende 8

Herren Chineser tragen die Nase etwas hoch 49

Herr

Herzog Ernst in Gotha ein wirklich lieber Fürst	11
Hundert Thaler bekommt im Erfurtischen wer eine wüßliegende Brandstätte wieder aufbauet	10
J.	
Japan wo die Holländer ihrer Religion nach acht Holländer sind	54
Joseph der Zweyte, ein rühmlicher Kaiser stirbt	405
K.	
Kaaba in Mecca	26
Kaiser Joseph der Erste und der heilige Vater Pabst	206
Kaiser Joseph der Zweyte führt Krieg mit den Türken	401
Karl der Zwölfte geht als Flüchtling in der Türken herum	210
Kalender Krieg	94
Kartoffelbau fängt in Deutschland an	281
Kleist der Tapfere und der Dichter	381
Kocosbaum stillt Hunger und Durst	69
Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich wegen Polen	218

L.

Leibnitz ein Deutscher Goliath 225

Leopold ein würdiger Bruder und Nachfolger Kaiser Josephs des Zweyten stirbt 409

Lütlicher werden mit ihrem Bischofe unzeins 406

M.

Meynung des Boten über die Kuhpocken 14

N.

Natollen oder klein Asien 30

Nordischer Krieg 198

Nova Zembla wo die weißen Bären den Herrn spielen 42

O.

Oesterreichischen Erbfolge Kriegs Anfang 272

— — Ende 306

Ostindien der Gottesacker vieler Deutschen 56

P.

Paradies wo es gestanden haben soll 30

Persien 20

Prag in großen Nöthen 333

Preußen u. Rußland werden gute Freunde 389

Preussische Wachtparade 370

R.

N.

Näthfel	11
Koßbach ein Donnerſchlag für die Franzosen	358
Ruffen in Deutschland ein neues Spectakel	119
Ruffen in der Schlacht bey Zorndorf	372

S.

Sagobaum	76
Salzburger ſingen, eine feſte Burg iſt unſer Gott, und verlaſſen ihr Vaterland	267
Schlacht bey Torgau	386
Schwalbennester die man ſchnabuliren kann	64
Schweden haufen in Sachſen nicht gut	203
Schwerin ſtirbt mit der Fahne in der Hand	326
Sibirien uhu! huhu!	37
Siebenjähriger Krieg	309
Spaniſcher Erbfolge Krieg	142
Spener ein ächter frommer Mann	105
Sömmerda kein Dreckloch mehr	7
Stättlicher Aufzug der Gothaiſchen Bauern	12

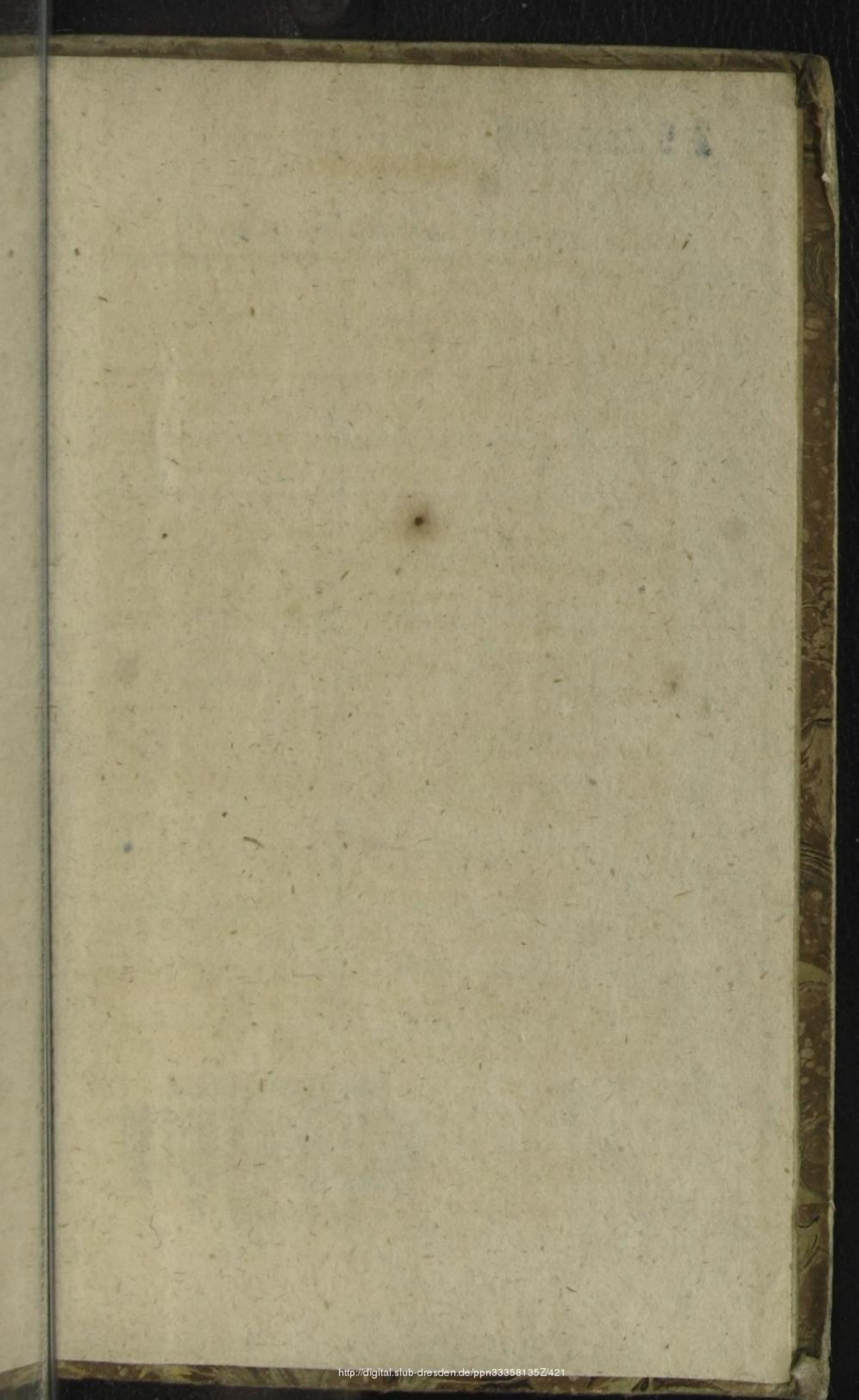
T.

Taback, Thee und Koffee fangen in Deutschland an eine Rolle zu ſpielen	126
Thee	

	Seite
Theresia, die verdient hatte Kaiserin zu seyn, stirbt	278
Syroler sind brave Leute	165
Thomostus jagt Hexen und Hexenmeister zum Kukuk	234
B.	
Berwandlung der Französischen Republik in eine Monarchie ohne eine Monar- chie heißen zu wollen	4
B.	
Wien hat das Glück den heiligen Vater Papst zu sehen	394
Winterfeld Friedrichs Liebling bleibt in der Schlacht	368
Wolf macht daß die Deutschen mehr ihre Köpfe brauchen	229
3.	
Zinzendorf Stifter der Evangelischen Bräu- dergemeine.	259

Landwirthschaftliche Zeitung. Unter diesem Titel wird eine Gesellschaft praktischer Landwirthe im Anhaltischen (Dessauischen) mit Anfang 1803 die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten aus dem Gebiete der Landwirthschaft so früh als möglich zur Kenntniß der Landwirthe und aller denen daran gelegen seyn dürfte, bringen. Die Fruchtpreise der wichtigsten Handelsplätze des In- und Auslandes, die neuesten Entdeckungen, Versuche und Erfahrungen, Anfragen, Beantwortungen, Anzeigen sollen vorzüglich den Inhalt dieser Blätter ausmachen. Die Herausgeber von der Gemeinnützigkeit ihres Unternehmens überzeugt, schmeicheln sich einer geneigten Aufnahme dieser Zeitung, davon wöchentlich 1 und nach Befinden 1½ Bogen in 4to erscheinen soll. Der Preis des Jahrgangs ist 2 Rthlr., und man kann auf allen Postämtern, wo man auch den ausführlichen Plan erhalten kann Bestellung darauf machen. —

Druckfehler. S. 406 Z. 14 lies: das einzige wirksame Mittel, gewiß güldene Worte,



26 April 1988

Datum der Entleihung bitte hier e

SLUB DRESDEN



3 3358135

372

